Nr. 6 Deutschland DM 15,80/ 8,08 • Schweiz sfr 15,80 • Österreich öS 122,–/ 8,87 • Italien LIT 20 500/ 10,59 • Niederlande HFL 21,–/ 9,53
Spanien PTS 1750/ 10,52 • Frankreich FF 69,–/ 10,52 • Belgien bfr 395,–/ 9,79 • Luxemburg lfr 386,–/ 9,57 • Griechenland Dr 3600,–/ 10,56 • Finnland Fmk 73,–/ 12,28
48755

GEO EPOCHE

DAS MAGAZIN FÜR GESCHICHTE

VK.COM/IDEUTSCH

IM REICH DER ZAREN GEOEPOCHE

IM REICH DER ZAREN

439487 5515803 10006

EXKLUSIVES VON FABERGÉ.

BEI BECKER.

FABERGÉ®

JEWELRY SINCE 1842

Ei-Anhänger mit Bergkristall:
Brillanten 0,12 ct, mit Küken, 750/-GG
Brillanten 0,03 ct, mit Frosch, 750/-WG
Brillanten 0,16 ct, mit Maiglöckchen, 750/-WG.
Und exklusiv bei Becker: das limitierte
Fabergé-Hamburg-Ei **DM 1.498,-**

www.juwelier-becker.com • Abbildung vergrößert. Preisirrtum vorbehalten.

BECKER

JUWELIERE & UHRMACHER

Ida-Ehre-Platz 12 (Mitte Mönckebergstr.) • 20095 Hamburg • 040 / 33 40 9-131/-152 • ALSTERTAL • FLUGHAFEN • GÄNSEMARKT

GEO EPOCHE
Das Magazin für Geschichte
Gruner + Jahr AG & Co, Druck- und Verlagshaus, Am Baumwall 11, 20459 Hamburg. Postanschrift für Verlag und Redaktion: 20444 Hamburg. Telefon (040) 37 03-0. Telefax (040) 37 03-56 48.
E-Mail (Redaktion): briefe@geo.de
GEO-Explorer: http://www.geo.de

CHEFREDAKTEUR
Peter-Matthias Gaede
GESCHÄFTSFÜHRENDE REDAKTEURE
Michael Schaper (Text)
Erwin Ehret (Art Direction)
Ruth Eichhorn (Bild)
CHEF VOM DIENST
Ernst Artur Albaum (freie Mitarbeit)
TEXTREDAKTION
Cay Rademacher
BILDREDAKTION
Christian Gargerle
ART DIRECTOR
Johannes Dönges
WISSENSCHAFTLICHE BERATUNG
Dr. Claudia Weiss
DOKUMENTATION
Irene Leipprand;
Dr. Eva Danulat, Dr. Ulrike Schimming, Andreas Sedlmair (freie Mitarbeit)
MITARBEITER DIESER AUSGABE:
Jörg-Uwe Albig, Alia Begisheva, Kirsten Bertrand, Ulrike Hartung, Viktor Jerofejew, Nora Luttmer, Harald Martenstein, Torben Müller, York Pijahn, Gabriele Riedle, Walter Saller, Wolf Schneider, Meike Schnitzler, Jens Schröder, Katja Trippel
KARTOGRAPHIE
Rainer Droste
REDAKTIONSASSISTENZ
Sigrid Dahlhaus
HONORARE
Petra Schmidt
SCHLUSSREDAKTION
Jürgen Brüggemann; Assistenz: Hannelore Koehl
GEO-BILDARCHIV
Bettina Behrens, Gunda Lerche, Gudrun Lüdemann, Peter Müller
REDAKTIONSBÜRO NEW YORK
Brigitte Barkley, Wilma Simon, Nadja Masri
375 Lexington Avenue, New York, NY 10017-5514.
Tel. 001-212-499-8100, Fax 001-212-499-8105,
E-Mail: geo@geo-ny.com
Verantwortlich für den redaktionellen Inhalt:
Peter-Matthias Gaede

VERLAGSLEITUNG:
Dr. Gerd Brüne, Dr. Bernd Buchholz
ANZEIGENLEITUNG: Anke Wiegel
VERTRIEBSLEITER: Jan Schweke
WERBELEITER: Florian Wagner
HERSTELLER: Peter Grimm

GEO-EPOCHE-Kundenservice
Deutschland: Gruner + Jahr AG & Co, GEO-EPOCHE-Kunden-Service, 20080 Hamburg.
Schweiz: GEO-EPOCHE-Kundenservice, Postfach, 6002 Luzern
Österreich: GEO-EPOCHE-Kundenservice, DPV Wien, Postfach 7, A-1140 Wien

Übriges Ausland:
GEO-EPOCHE-Kundenservice, DPV, Postfach 101602, D-20010 Hamburg

GEO-EPOCHE-Servicetelefon
(Abonnement, Nachbestellung älterer Ausgaben, Bücher von GEO, GEO-Kalender, Register, Schuber etc.)
Deutschland: Neubestellungen: Tel: (040) 37 03 38 03
Kundenservice: (040) 37 03 40 41; Fax: (040) 37 03 56 57;
E-mail: abo-service @guj.de
Schweiz: Tel: (041) - 248 44 20; Fax: (041) - 248 44 04
Österreich: Tel: (01) - 91076326; Fax: (01) - 91076318
Übriges Ausland: Tel: ++4940-37033989; Fax: ++4940-37035625

Heft-Preis: DM 15,80 · ISBN-Nr. 3-570-19322-5
© 2001 Gruner + Jahr, Hamburg
Anzeigenabteilung
Anzeigenverkauf: Thorsten Treppe,
Tel: (040) 37 03 29 32, Fax: (040) 37 03 57 73
Anzeigendisposition: Wolfgang Rüders,
Tel: (040) 37 03 38 24, Fax: (040) 37 03 57 73
Es gilt die Anzeigenpreisliste Nr. 2 vom 1. Januar 2001
Bankverbindung: Deutsche Bank AG Hamburg, Konto 0322800, BLZ 200 700 00

Repro: Peter Becker GmbH, Würzburg
Offsetdruck: TUSCH-Druck Ges.m.b.H. A-7201 Neudörfl

Liebe Leserin, lieber Leser

Sieben Jahrzehnte lang galt Russland vielen als das „Reich des Bösen". Lenins Revolution, Stalins Terror und die Bedrohung Westeuropas im Kalten Krieg beherrschten das Bild vom Riesenreich im Osten. Erst der Zusammenbruch der Sowjetunion gab den Blick frei auf die russische Geschichte vor den Bolschewiki. Auf das Reich der Zaren.

Iwan der Schreckliche und seine Nachfolger hatten ab 1547 ein Imperium geformt, von dem die anderen Mächte des Kontinents anfangs nur wenig mitbekamen. Erst unter Peter dem Großen trat Russland in die europäische Geschichte ein – und zwar gleich als Großmacht. Von dieser Größe war Russland von Anfang an geprägt: in seinen Erfolgen wie in seinen Problemen. So war das Land militärisch praktisch unbesiegbar, doch in Friedenszeiten nur schwer zu erschließen und zu verwalten. So war es dank seiner Bodenschätze potenziell ungemein reich, doch gelang es keinem der Machthaber, die Infrastruktur so auszubauen, dass diese Ressourcen optimal genutzt werden konnten.

1855 im Kreml: Krönung Alexanders II.

Als Folge erstarrte das russische Reich in den bleiernen Traditionen einer vormodernen Autokratie. Die Zaren duldeten keine andere Macht, sie duldeten nicht einmal eine andere Meinung – und konnten sich so fast vier Jahrhunderte behaupten. Während das Volk in England (1688) und Frankreich (1789) erfolgreich gegen den Absolutismus revoltierte, hielten sich Russlands Herrscher bis ins 20. Jahrhundert.

Doch um welchen Preis. Russland wurde zum „Völkergefängnis", in dem die Minderheiten rücksichtslos unterdrückt wurden. Die Bauern waren noch bis 1861 Leibeigene, und auch danach nicht wirklich frei. Das Land war ökonomisch und technisch rückständig, das archaische Bildungs- und Gesundheitssystem nie in der Lage, den Vorsprung des Westens aufzuholen. Am 23. Februar 1917 kulminierten die Probleme des Zarenreichs. Innerhalb von Stunden wuchs sich der Protest einiger weniger zur Revolution aus. Acht Tage später dankte der Zar ab, acht Monate später kamen die Bolschewiki. Die Strukturen und Probleme des Zarenreichs aber prägten auch die Sowjetunion, und sie prägen Russland selbst heute noch.

Wie Russland zur größten Macht Europas wurde und wie es schließlich zerbrach: Das gehört zu den großen Dramen der Geschichte, und davon sollen Ihnen die folgenden 175 Seiten erzählen.

Herzlich Ihr

Michael Schaper

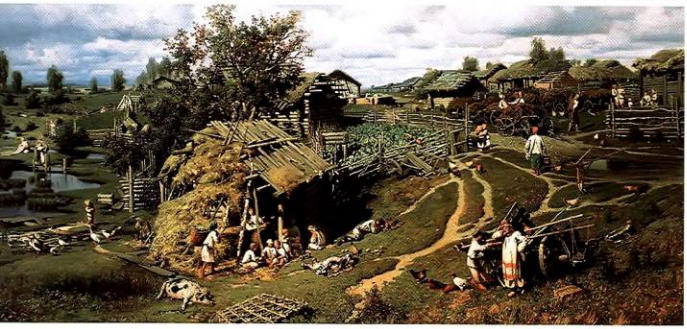
GLANZ UND ELEND
Nur selten kommt Zar Nikolaus II. – rechts mit seiner Frau Alexandra – seinen Untertanen so nahe wie auf diesem Bild. Russlands Herrscher liebt zwar sein Volk, doch er kennt es nicht. Die Fotos aus seiner Regierungszeit zeugen von der Pracht des Imperiums, aber auch von der Not in seinem Weltreich. Seite **6**

DAS ZARENREICH IN FARBE
Acht Jahre vor seinem Sturz vergibt der letzte Romanow-Herrscher den Auftrag an einen Fotografen, mit einer neuartigen Technik die Menschen – wie den Emir von Buchara – und die Monumente des alten Russland für die Nachwelt festzuhalten. Jahrzehntelang waren diese frühen Farbbilder vergessen. Erst jetzt leuchten sie in alter Pracht. Seite **128**

PETER DER GROSSE
Rücksichtslos treibt Peter I., der von 1682 bis 1725 herrscht, seine Untertanen an, Russland nach westlichem Vorbild zu modernisieren und die neue Hauptstadt St. Petersburg in die Sümpfe an der Newa zu bauen. Seinem Ehrgeiz opfert Peter sogar das Leben des eigenen Sohnes. Seite **54**

IKONEN
Mit ihren Bildern von Heiligen und Eremiten erschaffen namenlose Mönche »Fenster zum Himmel«: wundertätige Kunstwerke, die einen Blick auf die jenseitige Welt eröffnen. Seite ***86***

BAUERN
Das harte Leben der Landleute bleibt über Jahrhunderte gleich: Zwar gehören sie als Leibeigene ihrem Herrn, während sie das Land besitzen. Denken sie. Doch dann verkündet ein Zar ihre Freiheit, und nichts bleibt, wie es war. Seite ***104***



ENDE EINER DYNASTIE
370 Jahre lang herrschen die Zaren über Russland. Aber als an einem Wintermorgen 1917 einige Arbeiterinnen zu lange auf ihr Brot warten müssen, bricht die Revolution aus. Nikolaus II. und seine Familie (links die Töchter Olga, Tatjana, Maria und Anastasia) verlieren Würde, Reich und schließlich ihr Leben: Seite ***142****.*
Erst 60 Jahre später wird rekonstruiert, was mit der ermordeten Zarenfamilie genau geschehen ist. Seite ***156***

Bildessay: Glanz und Elend eines Weltreiches **6**
Iwan der Schreckliche: Der erste Zar **26**
Die Eroberung Sibiriens: Russlands wilder Osten **40**
20. Juni 1605: Der falsche Dimitrij **52**
Peter der Große: Imperator ohne Gnade **54**
Russisch-Orthodoxe Kirche: Im Dritten Rom **70**
Krönung Elisabeths I.: Das Fest der Zarin **76**
Heiligenbilder: Die Pracht der Ikonen **86**
17. November 1812: Russlands Sieg über Napoleon **94**
Krieg im Kaukasus: Der Griff nach dem Süden **96**
Bauern: Der Traum von der Freiheit **104**
Die Verbannung: Im Totenhaus **114**
6. April 1903: Pogrom in Kischinjow **126**
Der Chronist des Zaren: Russlands farbiges Vermächtnis **128**
Das Ende der Romanows: Zarendämmerung **142**
Die Suche nach den Romanows: Stumme Zeugen **156**
Campus **160**
Rasputin und die Frauen • Der Adel • Sechs Russen von Weltrang: Lomonosow, Puschkin, Tschaikowskij, Tschechow, Djagilew, Chagall • Die Wahrheit über die „Potemkinschen Dörfer" • Die Zaren und der Wodka • Russlands geraubte Kunst • Die Eier des Carl Fabergé
Zeittafel: 1000 Jahre Russland **168**
Karten: Das Riesenreich im Osten **170**
Forum: Wie Russland wurde – zwei Essays über jene Faktoren, die das russische Volk über ein halbes Jahrtausend geprägt haben **172**
Vorschau: Das Alte China **178**
Fotohinweise **178**
Impressum **3**

Titelbild: Zar Nikolaus II. mit seiner Familie 1910;
Foto: Nikolaj Nikolajewitsch Rachmanov
Redaktionsschluss: 17. September

SCHREIBWEISEN UND DATIERUNGEN

Russische Namen und Bezeichnungen sind gemäß ihrer Aussprache ins Deutsche transkribiert. Nur wo sich bereits seit langem von dieser Regel abweichende Schreibweisen eingebürgert haben, wurden diese übernommen.
Die Datumsangaben richten sich, je nach Epoche, entweder nach dem Julianischen oder dem Gregorianischen Kalender (siehe dazu auch die Zeittafel auf Seite 168).

GEO ONLINE
www.geo.de
Der GEO-EXPLORER (www.geo.de) bietet spezielle Hinweise auf GEOEPOCHE sowie ständig das Neueste aus GEO, GEO SPECIAL, GEO WISSEN, GEO SAISON und GEOlino

Glanz und Elend eines

Weltreiches

Seit fast vier Jahrhunderten regieren die Zaren in Russland. Aus einem obskuren Fürstentum am Ostrand Europas haben sie das größte Reich der Welt gemacht: Im Jahr 1913 herrscht Nikolaus II., der hier im Spalier seiner Garde das Winterpalais in St. Petersburg verlässt, über ein Sechstel der Landfläche und jeden zehnten Bürger der Erde. Doch hinter der prunkvollen Fassade verbergen sich soziales Elend und desolate staatliche Strukturen, und die Arroganz der Macht kaschiert kaum noch deren Zerfall

Ein Menschenleben zählt wenig, menschliche Kraft noch weniger. Um 1895, als im Westen Europas längst Dampfschiffe die Ströme befahren, ziehen noch immer »Burlaken«, Treidler, Kähne über die Nebenflüsse, etwa der Wolga. Denn ihre Arbeit kostet weniger als eine Maschine – oder als ein Pferdegespann

Tausende sterben während der großen Hungersnot 1891/92, auch dieses tödlich geschwächte Bauernmädchen. Die Hilflosigkeit und Kaltschnäuzigkeit der Zarenbürokratie erfüllt die Untertanen mit Zorn und Verachtung – eine gefährliche Stimmung, die der Zar niemals mehr wird umkehren können

Der Markt auf dem Petersburger Newskij-Prospekt lockt um 1900 Bürger und Offiziere an – ein Bild, das ähnlich auch in Berlin oder Paris hätte aufgenommen werden können. Doch anders als in Westeuropa stellt die städtische Bourgeoisie in Russland nur gut zehn Prozent der Bevölkerung: viel zu wenige, um die Kluft zwischen Arm und Reich zu überbrücken

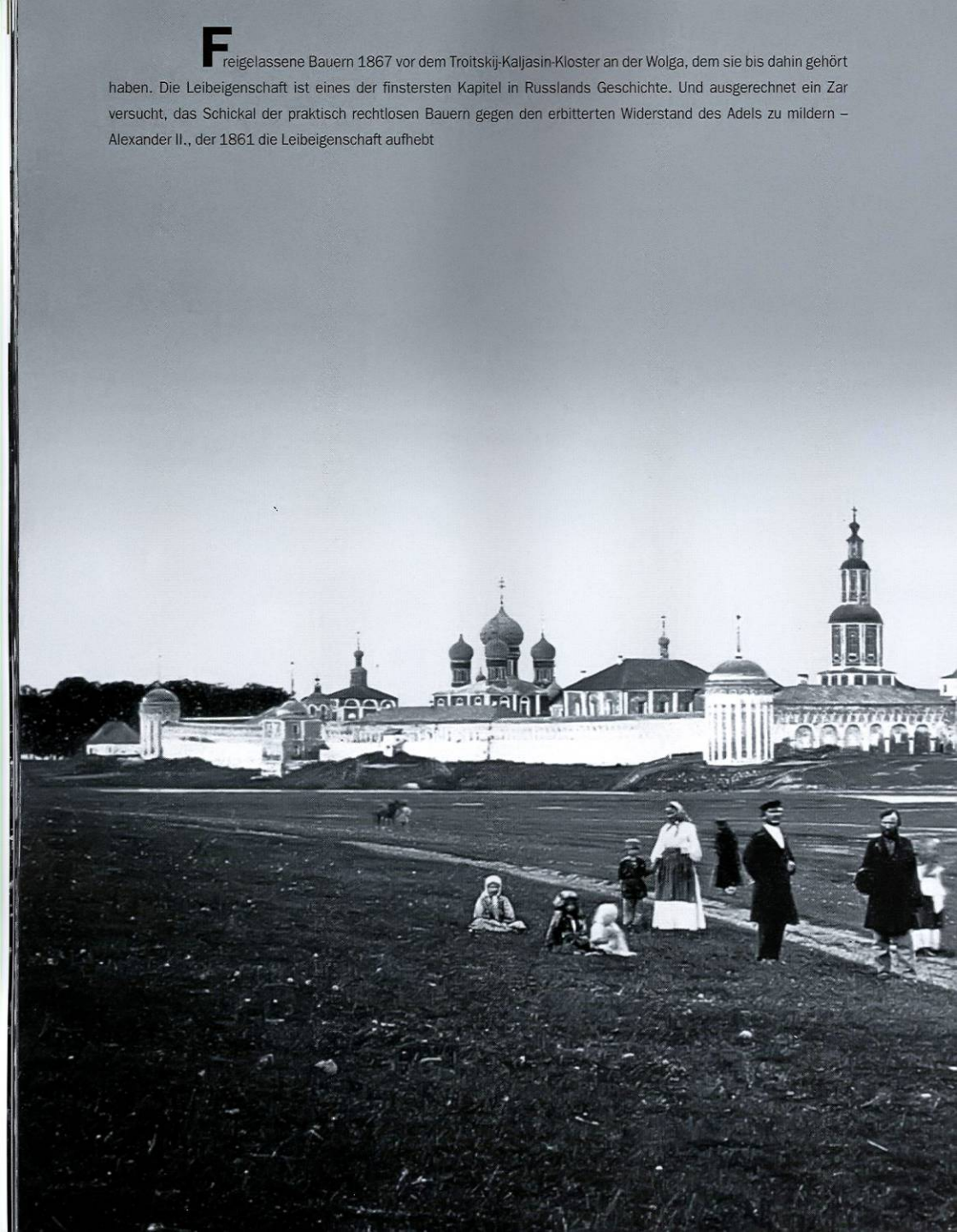
Hölzerne Hütten, mit einfachster Technik beackerte Felder, unbefestigte Wege – Bauerndörfer wie Malye Glabany, etwa 800 Kilometer nordöstlich von Moskau, sehen um 1910 noch genauso aus wie um 1580, zur Zeit Iwans des Schrecklichen, des ersten Zaren. Noch immer leben mehr als 80 Prozent der Bevölkerung in Weilern wie diesem

Wein- und Champagner-Picknick der Petersburger Gesellschaft auf der Datscha der Großfürstin Maria Pawlowna im Jahre 1913. Besonders der Adel sträubt sich gegen grundlegende wirtschaftliche, politische und soziale Reformen, aber spottet zugleich über den »schwachen« Zaren Nikolaus II. So lässt er den Staat verkommen, schwächt das Prestige des Herrscherhauses – und sorgt für sein eigenes Ende

Ein Imperium ohne Straßen: Sibirien ist reich an Holz, an Kohle, an Erzen. Doch keine Fernstraße ist ausgebaut, und die Transsibirische Eisenbahn wird erst 1902 vollendet. Die einzigen verlässlichen Wege sind die Flüsse, auf denen Flöße verkehren. Menschen, Waren, Nachrichten, selbst Zarenbefehle sind oft monatelang unterwegs – wenn sie nicht irgendwo in der Wildnis für immer verschwinden

St. Petersburg ist nicht nur Russlands Kapitale, sondern auch Europas Hauptstadt der Cholera. Durchschnittlich alle drei Jahre verheert die Seuche die Metropole und fordert Tausende Opfer. Überfüllte Wohnungen, unzureichende Wasserleitungen, aber auch verdreckte Suppenküchen für Arme wie diese auf der Wyborger Seite der Stadt sind Brutstätten für Krankheiten

Freigelassene Bauern 1867 vor dem Troitskij-Kaljasin-Kloster an der Wolga, dem sie bis dahin gehört haben. Die Leibeigenschaft ist eines der finstersten Kapitel in Russlands Geschichte. Und ausgerechnet ein Zar versucht, das Schicksal der praktisch rechtlosen Bauern gegen den erbitterten Widerstand des Adels zu mildern – Alexander II., der 1861 die Leibeigenschaft aufhebt



Ihre Herkunft ist ihr Todesurteil: Olga, Tatjana, Maria und Anastasia (von links), die Töchter des Zaren Nikolaus II. im Jahr 1906. Zwar regiert ihr Vater sein Reich mit autokratischer Willkür, doch die Familien politischer Gegner lässt seine Geheimpolizei meist in Frieden. Die Bolschewiki hingegen zögern nicht, 1918 nicht nur den Zaren, sondern auch dessen Familie und viele andere Mitglieder des Hauses Romanow zu ermorden

DER ERSTE

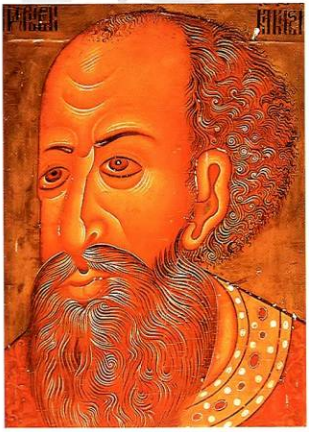
VON CAY RADEMACHER

Nowgorod, Montag, 2. Januar 1570. Am Gedenktag des Heiligen Vaters und römischen Papstes Silvester wird Nowgorod vom Tod belagert. Die verschneiten Straßen nach Moskau, nach Ladoga, Karelien, nach Riga und Goroditsche sind leer.

Dagegen ist die Handelsstadt im Nordwesten Russlands, die zweitgrößte Metropole im Reich, übervölkert. Knapp 30 000 Menschen leben sonst im Schutz ihrer Mauern: Töpfer, Zimmerleute und andere Handwerker, Kaufleute, Geistliche, Schreiber, Adelige sowie Handelsherren aus Deutschland, Schweden, Litauen und weiteren Ländern.

Der Metropolit Pimen sowie einige Dutzend adelige Würdenträger und ihre Schreiber wohnen am linken Ufer der Wolchow im Schutz von Burg und Sophienkathedrale. Am anderen Ufer, verbunden durch eine Brücke, liegt das Handelsviertel Nowgorods mit dem Peterhof, wo sich das deutsche Handelskontor befindet, mit dem Gildenhof der gotländischen Händler, mit dem Markt, dem Hafen sowie den großen Anwesen und Speichern der Kaufleute. Die Handwerker haben sich zu beiden Seiten des Flusses niedergelassen.

Aber nun drängen sich in den winterlich kalten Gassen auch Bauern, Knechte, Bettler und Landstreicher mit ihren Familien. Denn Gott ist Russland nicht gnädig: Seit zwei Jahren suchen Missernten das Reich heim. Hunger und Tod beherrschen das weite Land. Viele Bauern sind aus den Dörfern nach Nowgorod geflohen, in der verzweifelten Hoffnung, dort Schutz vor dem Hunger zu finden.



Iwan IV., Großfürst von Moskau, lässt sich 1547 zum ersten Zaren krönen, zum Herrscher über Russland. Sein Porträt prangt auf den Ikonen, den Gnadenbildern der Kirche. Doch sein Leben ist nicht von Heiligkeit geprägt, sondern vom Wahnsinn, seine Regentschaft nicht von Nächstenliebe, sondern von Angst. Iwan „der Schreckliche" erfindet, was nach ihm die meisten Machthaber des Riesenreiches einsetzen werden: den Terror

Doch an diesem Montag erfahren die Bürger und die Flüchtlinge in der Stadt Nowgorod, dass es noch Schrecklicheres geben kann als Gottes Strafe: den Zorn des Zaren.

Auf der Straße nach Moskau sind plötzlich dunkle Reiter zu sehen. „Höllenbewohner" nennt sie das Volk – und der Unterwelt scheinen sie tatsächlich entstiegen zu sein: Männer in schwarzen, groben Umhängen, einen Besen und einen Hundekopf als Insignien (denn sie säubern Russland von Verrätern und wachen wie Hunde) und schwer bewaffnet. Sie gehören zur *opritschnina*, zur „Schutztruppe" des Zaren. So nennt der Herrscher seine 1500 Köpfe zählende Horde aus Adeligen, Tataren und europäischen Söldnern, die ihm bedingungslos ergeben ist.

In kurzer Zeit haben die schwarzen Reiter alle Straßen nach Nowgorod besetzt und mit Schlagbäumen gesperrt. Niemand darf die Stadt verlassen, niemand darf hinein. Kleine Abteilungen der Opritschnina stürmen einige Klöster der Stadt. Mönche und Popen werden in Ketten abgeführt, die Kirchenkassen geplündert.

Niemand in Nowgorod weiß, warum die schwarzen Reiter hergekommen sind. Niemand weiß, was sie tun werden.

Die quälende Ungewissheit dauert vier Tage. Dann kommt der Herrscher selbst

ZAR

mit seinem ältesten Sohn und seinem Gefolge: Iwan Wassiljewitsch. Ein Mann von angenehmem Äußeren – 40 Jahre alt, groß, kräftig, mit kahlrasiertem Kopf, hoher Stirn, dichtem Bart und einer länglichen Hakennase. Seine Gesten, seine Haltung sind würdevoll. Nur seine großen, irritierend unruhigen Augen passen nicht zu seinem majestätischen Auftreten.

Seit einer Generation herrscht Iwan über eines der größten Reiche der Welt. Seine Untertanen haben ihm den Beinamen „Grosnij" gegeben, was „der Strenge", aber auch „der Schreckliche" bedeutet.

Sein Lager schlägt er außerhalb der Stadtmauern bei einem bereits geplünderten Kloster auf. Er wartet bis zum folgenden Sonntag, ehe er in die Stadt einzieht, um dort nach seiner Art Gericht zu halten – ein Gericht, von dem sich Nowgorod niemals wieder erholen wird.

IWAN IV. IST DER ERSTE ZAR – aber nicht der erste Herrscher eines großen russischen Reiches. Im Mittelalter hatten sich rund um Städte wie Kiew, Moskau oder Nowgorod bereits Fürstentümer gebildet. Als von 1223 an die Mongolen aus Zentralasien bis nach Polen vorstießen, unterwarfen sie diese russischen Kleinreiche und isolierten sie von Europa.

Genau in den Jahrhunderten, in denen Humanismus und Renaissance die Geisteswelt revolutionierten und in den aufblühenden Städten ein Bürgertum aus Händlern und Handwerkern heranwuchs,

Englische Landkarte von 1562: Russland (cremefarben eingezeichnet unterhalb des Ostseearms) und seine tatarischen Nachbarn im Osten und Süden, deren Khanate Iwan bereits unterworfen hat

konservierte die Oberhoheit der Mongolen Russlands archaische Strukturen.

Die Kaufleute der Hanse handelten zwar mit Nowgorod. Und einige englische Händler wagten sich gar auf der Nordkap-Route bis in die russischen Eismeerhäfen, um dort die kostbaren Pelze einzutauschen. Doch nur im Abstand von vielen Jahrzehnten reisten russische Gesandte zu Europas Herrscherhäusern. Kein Russe studierte an einer europäischen Universität. Kaum je machte sich ein Reisender aus dem Westen auf nach Moskau.

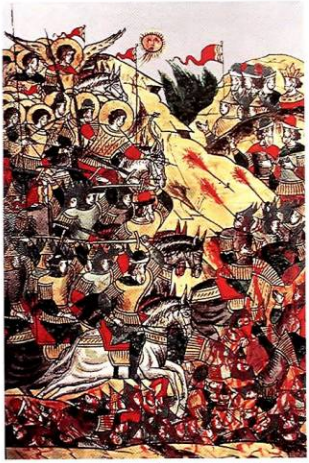
Erst während des 15. und 16. Jahrhunderts wuchs ein neuer russischer Staat heran. Die Großfürsten von Moskau, die Vorfahren Iwans, vergrößerten ihr Land durch Heiraten, durch Kriege, Erpressungen oder durch Kauf. 1480 befreiten sie sich von der Oberhoheit der Mongolen, deren Goldene Horde in mehrere Tataren-Khanate zerfiel. Seitdem war der Großfürst von Moskau Herrscher über ein ebenso gewaltiges wie ödes Reich.

Als Iwan am 25. August 1530 geboren wird, gebietet sein Vater Wassili III. über ein rund 2,8 Millionen Quadratkilometer großes Land, das vom Eismeer im Norden bis Galizien im Süden, vom Finnischen Meerbusen im Westen bis zum Ural im Osten reicht. Die Tundra im Norden, weite Steppen im Süden, dazwischen riesige Wälder: Ein Großteil des Landes ist unbesiedelt. Zwar hat Moskau schon rund 100 000 Einwohner, doch insgesamt wohnen in dem Riesenreich nur zwischen fünf

Er ist umgeben von Mönchen, Intriganten, Verschwörern – nur nicht von Freunden: Iwans Kindheit ist der reine Schrecken

und neun Millionen Menschen (so viel wie in Spanien), 98 Prozent von ihnen Bauern. Städte und Dörfer liegen wie Inseln in einem Ozean unberührter Natur.

Wassili III. führt den Titel eines Großfürsten von Russland. „Zar", „oberster Herr": Das war die russische Anrede für den Kaiser von Byzanz und für den Mongolen-Khan. Wassili III. hat zwar dessen Macht geerbt, doch wagt er es noch



Russland, jahrhundertelang Opfer östlicher Invasionen, holt unter Iwan IV. zum Gegenschlag aus: Seine Heere greifen die Khanate der Tataren an

nicht, auch dessen Titel zu übernehmen. Er fürchtet, den König des verfeindeten Reiches Polen-Litauen herauszufordern, indem er sich eine Würde aneignet, die ihn nominell über andere Könige erhöht.

Doch als dem Herrscher von seiner zweiten Frau ein Thronerbe geboren wird, feiert Wassili III. dies mit kaiserlichem Pomp: Er lässt einen italienischen Baumeister am Steilufer der Moskwa die 65 Meter hohe Himmelfahrtskirche von Kolomenskoje errichten. Iwan wird im Troize-Sergijew-Kloster getauft, der Vater legt das Baby in den offenen Sarg auf die Gebeine des heiligen Sergej von Radonesch.

Helfen wird die religiöse Magie nicht: Der Großfürst bekommt zwar noch einen Sohn, doch der ist geistesgestört und taubstumm. Kurz darauf stirbt Wassili III. – da ist der Thronfolger gerade drei Jahre alt. Seine Gemahlin, eine energische, aber kränkelnde Frau, die von ihrem Sohn abgöttisch geliebt wird, überlebt Wassili nur um vier Jahre. Ein „Sieben-Bojaren-Rat", sieben Vertreter einiger der höchsten russischen Adelsfamilien, soll für das Kind bis zu dessen Volljährigkeit regieren.

Der siebenjährige Vollwaise lebt mit seinem taubstummen und zurückgebliebenen Bruder im dunklen, zugigen, unübersichtlichen Kreml, umgeben und erzogen von asketischen Mönchen, deren religiöser Eifer wohl manchmal nah an den Wahnsinn reicht. Das Kind ist ein Unterpfand der Macht: Die Adelsclique, die Iwan kontrolliert, kontrolliert Russland. Also entbrennt rund um den Heranwachsenden ein Kampf aus Intrige, Verrat, Verbannung, Folter und Mord.

Iwans Onkel – ein möglicher Rivale um den Thron – wird ohne weiteren Grund eingekerkert (da ist Iwan gerade drei Jahre alt) und nach drei Jahren Haft zu Tode gehungert. Einem Adeligen wird eine eiserne Maske über den Kopf gezogen, bis auch er elendig verhungert.

Iwan muss schon als Kleinkind an endlosen politischen und religiösen Zeremonien teilnehmen, deren Sinn er nicht versteht. Doch er ist klug – klug genug, um den Verrat und die Lüge um sich herum zu erkennen und jene Heuchelei aus demutsvoller Annäherung und kaum verborgener Verachtung, mit der ihm die Bojaren begegnen. Wirkliche Freunde, teilnahmsvolle Verwandte oder auch nur vertraute Diener hat er keine, denn wann immer das Kind einen „Favoriten" zu haben scheint, wird dieser umgehend von den eifersüchtigen Adeligen aus dem Kreml entfernt.

Wahrscheinlich ist Iwan nie ein Opfer körperlicher Gewalt gewesen, doch die seelische Misshandlung hat den Heranwachsenden wohl unauslöschlich geprägt: Den Bojaren begegnet er später nur mit Misstrauen und Verachtung. Und den Kreml hasst er so sehr, dass er den düsteren Palast in den letzten zwei Jahrzehnten seines Lebens nicht mehr betreten wird.

Schneller, als es den Bojaren lieb sein kann, wird Iwan selbst vom Getriebenen zum Akteur. Im Alter von zwölf Jahren stürzt er Hunde und Katzen vom Dach des Terempalastes im Kreml in die Tiefe. Der Legende nach begnügt er sich bei diesem sadistischen Vergnügen bald nicht mehr mit Tieren, sondern greift sich auch Men-

schen. Einigermaßen gesichert ist, dass Iwan als 14-Jähriger auf einem Pferd durch die Straßen Moskaus galoppiert und all jene Bürger, die nicht schnell genug beiseite springen können, niederreitet.

Mit 13 ist er ein auffallend groß gewachsener Jüngling, offen für Einflüsterungen seiner Höflinge: Einem Adeligen gelingt es, Iwan mit fadenscheinigen Vorwänden gegen den Fürsten Andrej Schujkij aufzubringen. Der Bojar ist sein Vormund und einer der einflussreichsten Männer Russlands. Dennoch (oder gerade deshalb) schlägt Iwan ebenso überraschend wie unbarmherzig zu: Er befiehlt seinen Hundewärtern, den Fürsten auf offener Straße zu erschlagen. Zwei Stunden liegt der nackte Tote unter dem Kurjatnji-Tor beim Kreml. Niemand zieht Iwan zur Rechenschaft – im Gegenteil: „Von da an begannen die Bojaren, sich vor dem Herrscher zu fürchten, Furcht zu haben und Gehorsam", berichtet ein Chronist.

Am 16. Januar 1547 zelebriert der Metropolit Makari von Moskau eine große Messe in der Uspenskij-Kathedrale im Kreml. Anschließend setzt er dem jungen Iwan die Monomachmütze auf, eine zylindrische Ledermütze tatarischen Schnitts, die mit Perlen und Goldplättchen besetzt ist – eine Krone für eine neu geschaffene Würde: „Zar von Russland".

Für das Volk wird der 16-Jährige damit zu einer entrückten Gestalt, zu einem „von Gott Gesalbten". Von nun an umgibt ihn eine Aura der Heiligkeit, die keinem anderen Amt eigen ist.

Die Chronisten schreiben, Iwan selbst habe die Krönung gewollt und damit beim Metropoliten und den Bojaren „Freudentränen" ausgelöst. Tatsächlich aber dürften einige Höflinge, darunter vor allem der ehrgeizige und gewiefte Metropolit Makari, die treibende Kraft gewesen sein.

Knapp ein Jahrhundert nach der Eroberung von Konstantinopel durch die Osmanen im Jahre 1453 entsteht mit dieser Krönung das byzantinische Kaisertum neu. Der „Zar" (der Begriff leitet sich von Caesar ab) soll, wie in Konstantinopel und anders als ein traditioneller Moskowiter Großfürst, ein theokratischer Führer sein, ein Regent der Welt und der Kirche – ein Selbstherrscher, der nichts und niemandem mehr verantwortlich ist außer Gott.

Makaris Rechnung ist bestechend einfach: Die politische Macht des Moskauer Großfürsten und das religiöse Prestige des neuen und doch uralten Herrschertitels werden durch die Krönung in den Dienst der Orthodoxen Kirche gestellt, die sich gegen die muslimischen Tataren ebenso wie gegen die Katholische Kirche und die Protestanten behaupten muss. Der Metropolit hofft, mit Iwans Hilfe die Macht seiner Kirche unermesslich zu steigern.

Ein verheerender Irrtum.

NOWGOROD, Sonntag 8. Januar 1570. Iwan und die schwarze Horde der Opritschniki machen sich auf in die Stadt, um in der Sophienkathedrale der Mittagsmesse beizuwohnen. Auf der Brücke über den Wolchow werden sie von Erzbischof Pimen, vielen Adeligen und Geistlichen und dem einfachen Volk feierlich empfangen. Die Popen tragen Kreuze und wundertätige Ikonen. Metropolit Pimen ist der zweitmächtigste Würdenträger der Russisch-Orthodoxen Kirche und zudem unter allen führenden Geistlichen des Landes der treueste Gefolgsmann Iwans. Doch als er nun auf der Brücke den Zaren segnen will, geschieht Ungeheuerliches.

Iwan weigert sich, den Segen zu empfangen. „Du Schurke, in deiner Hand hältst du nicht ein Leben spendendes Kreuz, sondern statt des Kreuzes eine Waffe, und mit dieser Waffe willst du unser Zarenherz verwunden, denn du bist rasender Bosheit voll", schreit der Zar den Erzbischof an, selbst rasend vor Zorn. Mit lauter Stimme beschuldigt er Pimen und alle Nowgoroder Einwohner, dass sie des Zaren „Patrimonium Groß-Nowgorod an den Fremdländer Sigismund August, König von Polen, ausliefern" wollen.

Dann befiehlt Iwan dem verwirrten und wohl auch zu Tode erschrockenen Erzbischof – „Wolf, Räuber, Mörder, Verräter", beschimpft ihn der Zar –, dennoch die Messe abzuhalten. Das Strafgericht soll erst nach dem Gottesdienst beginnen. Nach dessen Ende empfängt Pimen den Herrscher und dessen Schutztruppe in seinem Stadtpalast. Das Gastmahl wird gerade aufgetragen, als Iwan die Festnahme des Erzbischofs, führender Adeliger und einiger Kaufleute befiehlt.

In Nowgorod lässt Iwan Hunderte von Menschen foltern, ertränken, exekutieren – und niemand versteht, warum

Der Terror beginnt.

Während einige Opritschniki die Gefesselten zum Lager des Zaren schaffen, stürmen andere den erzbischöflichen Palast und die Sophienkathedrale, um sie zu plündern; sie nehmen sogar die Ikonen aus der Kirche und brechen Silber, Gold und Edelsteine aus dem Altar.

Am nächsten Tag hält Iwan Gericht: Viele der Verhafteten (nicht aber Pimen, den der Zar erst in Moskau verurteilen will) werden lebendigen Leibes an Eisenstangen über großen Feuern „geröstet", bis sie ihren „Verrat" gestehen – und weitere „Mitverschwörer" nennen, die sofort von den Opritschniki verhaftet werden.

Die Körper der Geschundenen werden anschließend mit Riemen so gefesselt, dass Arme, Beine und Hals verdreht sind, dann zwei Kilometer weit hinter Schlitten durch die winterliche Landschaft geschleift und schließlich in den Wolchow geworfen. Auf einer Brücke über den Fluss errichten Zimmerleute eine hölzerne Plattform, von der aus auch die gefesselten Frauen und Kinder der Opfer ins Wasser gestoßen werden. Wem es gelingt,

Die um 1560 vollendete Nikon-Chronik beschreibt Ereignisse aus Iwans ersten Regierungsjahren – so den Brand Moskaus kurz nach Iwans Krönung

den Kopf dennoch über den eisigen Fluten zu halten, den erschlagen Männer der Schutztruppen von Booten aus mit Beilen oder langen Spießen.

Die erste Terrorwelle dauert rund drei Wochen. Tag für Tag werden vor dem Zaren neue Opfer gefoltert, am Ende sind es einige Hundert. Manche werden von den Opritschniki nach Moskau geschleppt (wo sie später im Kerker in Anwesenheit Iwans und des Zarewitsch gefoltert und anschließend exekutiert werden), manche kommen wohl auch frei.

379 Menschen werden in Nowgorod zu Tode gequält. Darunter sind 211 Adelige – die mächtigsten Anführer der Stadt und weltlichen Gefolgsleute des Metropoliten ebenso wie die Köpfe der lokalen Verwaltung – sowie 137 ihrer Frauen und Kinder. Auch 30 Händler, Knechte, Handwerker und Mönche werden, wohl eher zufällig, Opfer des Terrors.

Alle Beschuldigten sterben, nach dem Willen Iwans, ohne geistlichen Trost: keine Beichte, keine Kommunion, kein christliches Begräbnis, keine Spende für eine Seelenmesse. Die Folter, die den Körper zerstört, soll auch die Seele bis in alle Ewigkeiten heimsuchen.

Und kein Opfer – selbst die, die am Spieß über dem Feuer die abscheulichsten Verbrechen bekennen – weiß überhaupt, weshalb Iwan die Stadt so fürchterlich straft. (Noch heute können Historiker keine plausible Erklärung dafür angeben. Für Iwans Vorwurf gegenüber dem Metropoliten – Nowgorod an die Polen verraten zu wollen – lässt sich kein einziges glaubwürdiges Indiz beibringen.)

Der Terror von Iwans schwarzgekleideter Schutztruppe hat längst eine solche Eigendynamik bekommen, dass die Gewaltmaschine nicht mehr auf politische, juristische oder moralische Verfehlungen hin anspringt, sondern allein von der Willkür des Zaren geleitet wird.

Dabei waren Iwans erste Regierungsjahre eine Glanzzeit Russlands. Der junge Zar reformierte gemeinsam mit dem Metropoliten Makari und weiteren Beratern die ebenso archaische wie träge Verwaltung des Riesenreiches. Sie richteten in Moskau Zentralämter ein – Frühformen von Ministerien. In den Landkreisen wurde lokalen Adeligen mehr Macht zugestanden, denn sie durften nun selber Richter für die Bezirksgerichte wählen.

Außerdem konnten Adelige aus weniger angesehenen Familien bei entsprechendem Können jetzt in der Armee führende Positionen erreichen, die bis dahin dem Hochadel vorbehalten waren. Die Strelitzen – eine neu aufgestellte, 3000 Mann starke, mit Feuerwaffen ausgerüstete stehende Garde – erhöhten die Kampf-

Iwans Kriege als Gotteswerk: Auf dieser Ikone führt der Erzengel Michael (links) Russlands Armee – in deren Mitte der Zar das Kreu

kraft der russischen Armee. Die Kirche und der Hochadel, die bis dahin die „Freiung" genossen, also keine Steuern auf Landbesitz zahlen mussten, wurden, wie alle anderen Untertanen, abgabenpflichtig.

Am Finnischen Meerbusen ließ Iwan 1557 an der Narwa die Stadt Iwangorod

Er verdoppelt das Reichsgebiet und macht Russland zu einem Vielvölkerstaat

„für alle mit Schiffen ankommenden ausländischen Leute" erbauen – Russlands ersten Handelshafen an der Ostsee. „Da begunten die Lübschen", so eine deutsche Chronik, „zu segeln nach der Narwe ... und schicketen an den Keyser und an die Moskowiter und erwarben sich da freyen Handel und Wandell, ohne allen Zoll ab- und einzuführen allerley Wahren. Da sie nun den anderen den Weg gewiesen, da segelten dahin ... viele Schiffe von Hamburg, von Antwerpen, aus Engeland."

Moskau selbst blüht ebenfalls auf und wird mit Palästen und Kirchen geschmückt. Auf Iwans Bitte hin – und gegen den zähen Widerstand der Kirche, die „Häresien" befürchtet – schickt der dänische König 1552 den ersten Buchdrucker nach Moskau.

Die außenpolitischen Erfolge des reformierten Russland sind phänomenal. Die Zarenarmee zerschlägt den Deutschen Orden in Livland und drängt die Ostsee-Rivalen Polen-Litauen und Schweden aus großen Teilen des Baltikums. 1552 annektiert Iwan das Khanat Kasan; später auch Sibir, Astrachan und weitere Tatarenherrschaften. Seit 1556 kontrolliert Russland die Wolga und die Steppe, die zur Krim und nach Zentralasien führen. Das Reichsgebiet verdoppelt sich auf mehr als 5,4 Millionen Quadratkilometer, mit den unterworfenen Balten, Finnen und Tataren wird Russland zum Vielvölkerstaat.

Die Rechnung des Metropoliten Makari scheint aufzugehen, trotz gelegentlicher Irritationen über die Eigenmächtigkeit Iwans. Mit der Macht des streng religiösen Zaren wächst zugleich das Prestige der Kirche. Makari vervielfacht die Zahl der Heiligen – er erhebt mehr Dahingeschiedene zur Ehre der Altäre, als es die Russische Kirche im gesamten halben Jahrhundert ihrer Existenz zuvor getan hat.

Und doch werden Makaris letzte Lebensjahre wohl düster gewesen sein: 1560 stirbt Iwans Frau Anastassija Romanova. Der Zar hat sie geliebt, trotz seiner vielen außerehelichen Eskapaden. Sie hat ihrem jähzornigen, stets misstrauischen Gatten Ruhe gegeben und auf seine Gedanken und Handlungen mäßigend ein-

trägt – vom brennenden Sodom (rechts oben) zum Himmlischen Jerusalem

gewirkt. Mit Anastassija stirbt einer der wenigen Menschen, auf die Iwan sich stützt.

Noch im selben Jahr wird er deutlich zügelloser. Seit Regierungsantritt hat er einige Hinrichtungen angeordnet, doch es traf wenige Adelige und lag im Rahmen dessen, was sich ein Herrscher im 16. Jahrhundert überall in Europa leisten konnte, ohne Anstoß zu erregen. Doch 1560 wirft Iwan einen seiner engsten Berater unter einem fadenscheinigen Vorwand in den Kerker, wo dieser nach wenigen Wochen an einem „feurigen Leiden" stirbt; Bruder und Neffe des Beraters enden auf dem Schafott, weitere Verwandte werden gefoltert und verbannt.

Ein anderer Mann aus dem engsten Führungszirkel – ein asketischer Priester, der schon Iwans Erzieher gewesen war – wird lebenslänglich ins Solowezkij-Kloster verbannt. Als Ende des Jahres 1563 dann mit dem Metropoliten Makari die letzte Autorität seiner Jugendjahre stirbt, ist es, als wäre der Zar nun entfesselt in Hass und Rachsucht.

Am 3. Dezember 1564 – dem Tag vor dem orthodoxen Nikolausfest, dem Gedenken an Russlands höchstverehrten Heiligen – geraten Adel und Bürger Moskaus in Panik: Einige Hundert Schlitten gleiten hinaus aus der Stadt und verschwinden in den Wäldern; sie tragen den Zaren, dessen Familie, Gefolge und viele von seinen Helfern aus Moskauer Klöstern entnommene Schätze sowie wundertätige Ikonen. Der „von Gott Gesalbte" hat Moskau verlassen.

Aus Angst vor einem Volksaufstand liefern sich die Bojaren dem Zaren bedingungslos aus

Aber warum? Und wohin?

Wochenlang irrt der „Zarenzug" durch die Wälder. Erst Anfang Januar 1565 überbringen Boten Nachrichten von Iwan, der sich in der Festung Alexandrowskaja Sloboda aufhält, 100 Kilometer nordöstlich von Moskau. „Aus großem Herzenskummer" habe er die Hauptstadt verlassen, schreibt der Zar. „Mein Hirn hat sich verkrustet, mein Körper ist verschmachtet, mein Geist ist krank."

Iwan schmückt Moskau aus, so mit dem 1555 begonnenen Bau der Basiliuskathedrale am Roten Platz

Tatsächlich berichten die Augenzeugen von einem nervlich zerrütteten und körperlich gezeichneten Mann: Iwan sind fast alle Haupthaare ausgefallen, seine Haut ist schorfüberkrustet.

Doch Iwans Verstand bleibt klar. Er ersinnt einen Plan von perfider Brillanz: Er entsage dem Thron, schreibt er, weil die Bojaren und hohen Geistlichen – „meine Knechte" – ihn aus seinem „Besitz" verjagt hätten. Dem Volk von Moskau aber sei er weder böse noch ungnädig.

Iwans Boten verlesen diesen Brief vor den Menschen auf dem Platz vor dem Kreml. Ein genialer Schachzug: Unter den Bojaren hat Iwan zwar viele Gegner, doch niemand ist ernsthaft darauf vorbereitet, den verwaisten Thron zu okkupieren.

Schlimmer noch für die Hochadeligen und die Kirchenmänner, die sich eilig versammeln: Iwan hat mit seiner Gnadenzusicherung gegenüber den Bürgern Moskaus das Volk nicht nur auf seiner Seite, er hat es geradezu aufgefordert, sich gegen die Adeligen – die „Verantwortlichen" für die Abdankung des Gottgesalbten – zu erheben.

Eiligst schicken die Bürger der Stadt eine Delegation nach Alexandrowskaja Sloboda und bitten Iwan fußfällig, zurückzukehren. Den Bojaren bleibt nichts anderes übrig, als ähnlich demütige Abgesandte zur Festung zu schicken, da ihnen sonst ein Aufstand in Moskau droht.

Die Erpressung wirkt: Mitte Februar 1565 kehrt Iwan zurück. Mit sich führt er nicht nur die Insignien des Zaren und die wundertätigen Kirchenschätze, sondern auch die Zusage der verängstigten Bojaren, er dürfe jeden „ungehorsamen" Adeligen sofort vernichten.

Und genau das hat Iwan vor.

SEIN WERKZEUG wird die Opritschnina, „das Abgesonderte" – eigentlich die Bezeichnung für jenen Besitz, der einer Frau nach dem Tode ihres Gatten bleibt. Der Zar aber macht daraus einen Staat im Staate: Ländereien überall im Reich gehören dazu, mitsamt der darin liegenden Städte, Dörfer und deren Einwohner. In Moskau und anderen Städten werden Opritschnina-Viertel errichtet. In Schussweite des Kreml lässt sich Iwan den festungsartigen Palast an der Neglinnaja errichten; später verlässt er Moskau und macht Wologda zur Opritschnina-Hauptstadt.

Die Opritschnina verfügt über eine eigene Verwaltung, ein eigenes Heer und eigene Finanzen – neben den Einkünften aus den Ländereien finanziert Iwan dieses in der russischen Geschichte beispiellose politische Gebilde vor allem mit den Einnahmen aus dem Salzmonopol, das er sich gesichert hat.

Der Zar mustert zunächst 1000, später 1500 Opritschniki – „Bauerntrottel", wie er sie nennt. Tatsächlich aber entstammen die meisten einer bestimmten noblen Klasse: dem Dienstadel. Russlands Adel, eine verschwindend kleine Minderheit im Reich, ist durch eine hochkomplizierte Hierarchie in etliche Rangklassen eingeteilt. Entscheidend ist vor allem der Unterschied zwischen Erb- und Dienstadel (siehe Kasten Seite 161).

Die wenigen Hundert Erbadeligen, besonders die Bojaren, sind die Elite der Elite: Nachfahren derjenigen, die einst die Gefolgschaft der ersten Kiewer Fürsten stellten. Sie besitzen riesige Ländereien und genießen alte Privilegien. Ihnen sind die höchsten Posten in Militär und Verwaltung vorbehalten. Sie versammeln sich in der Duma und bestimmen dort über die Finanzen, die Außen- und die Innenpolitik Russlands mit. Manche Bojaren sind mit der Zarenfamilie verwandt und wären deshalb sogar legitime Anwärter auf den Thron.

Die gut 18 000 Dienstadeligen dagegen hängen sehr viel stärker vom Wohlwollen des Zaren ab. Sie bilden das Gros von Heer und Verwaltung, sie können im ganzen Reich versetzt werden und erhalten für ihre Dienste vom Herrscher Land zugewiesen. Niemals aber haben sie die höchsten Würden erreicht.

Es sind Dienstadelige, die Iwan nach genauesten Verhören und einem Treueschwur zu sich holt. (Diese umfassenden Kontrollen ordnet Iwan bei jedem an, der ihm nahe kommen könnte. Im Zarenarchiv wird ein Dossier mit dem Titel „Verwandtschaftsnachweis der Kellermeister, Unterkellermeister, Mundschenke, Köche, Bäcker, Fleischer und des sonstigen Hofgesindes" angelegt, das die Jahrhunderte überdauert.) Den so geworbenen Opritschniki wird das Privileg verliehen, Feinde des Zaren straflos umbringen und deren Besitz plündern zu dürfen. Wobei sie weitgehend selber bestimmen können, wer als „Feind" anzusehen ist.

Mit der Opritschnina hat sich Iwan das Werkzeug geschaffen, mit dem er mit den verhassten Bojaren abrechnen, für seine demütigende Kindheit Rache nehmen und zugleich eine politische Klasse zerschlagen kann, die seinem Traum von der Alleinherrschaft im Wege steht. Er, der Gottgesalbte, will es nicht mehr ertragen, auf die Privilegien, die Bedenken, den Besitz der Bojaren Rücksicht nehmen zu müssen.

Von nun an soll in Russland nur noch ein Wille gelten – seiner.

Noch im Februar 1565, die Opritschnina wird erst aufgebaut, werden der Führer der Bojaren-Duma, ein Fürst und angesehener Feldherr, samt seinem 15 Jahre alten Sohn und seinem Schwiegersohn als „Verräter" enthauptet.

Glücklich der Adelige, der in den nächsten Jahren mit der Verbannung in eine ferne Grenzregion davonkommt (oft müssen Frauen und Kinder bettelnd durchs Reich ziehen, um den Verbannten zu folgen) oder dem nur die Zunge herausgeschnitten wird. Meist befiehlt der Zar seinen Schergen: Köpfen! Pfählen! Auf einer riesigen Bratpfanne zu Tode rösten! Abwechselnd mit siedendem und eiskaltem Wasser übergießen!

Der Stallmeister des Zaren wird im Kreml erstochen, seine Leiche landet auf dem Müllhaufen. Ein Mönch wird an ein Pulverfass gebunden, die Lunte entzündet. Vorher höhnt Iwan: „So gelangst du schneller in den Himmel!" Mindestens zwei Adelige ersticht er eigenhändig.

Nach diesen Hinrichtungen verkünden Boten – und russische Diplomaten im Ausland – die zaristische Propaganda und beschreiben in allen Einzelheiten die „Vergehen" der Toten; manchen besonders prominenten Opfern wird unter fadenscheinigen Vorwürfen (die vom „Hochverrat" bis zu „abscheulichen und gottlosen Taten" reichen) ein Schauprozess gemacht. Und immer wird das Vermögen der Opfer beschlagnahmt – zu Gunsten des Zaren und der Opritschniki, für die die Denunziation reicher Adeliger zu einer wichtigen Einnahmequelle wird.

Der Zar erfährt durch Boten, dass Astrachan sich ihm unterworfen hat – von nun an kontrolliert Russland die Wolga

Dabei ist bis heute unklar, ob je eine echte Verschwörung gegen Iwan vorbereitet worden ist, die über das bloße Gerede unter unzufriedenen Adeligen oder über die Flucht einiger Bojaren ins ausländische Exil hinausging. Eine Adelsrevolte, einen Putsch, Armeemeutereien oder einen Attentatsversuch hat es nie gegeben.

Iwan schafft bizarre Riten für seine schwarze Garde. An den Tagen, an denen seine Schutztruppe nicht mordet oder sich mit ihm zu exzessiven Trinkgelagen trifft, ruft der Zar sie in die Festung Alexandrowskaja Sloboda zusammen, wo er die Karikatur eines Klosterlebens eingeführt hat. Er selbst nennt sich dann „Abt", die Führer der Opritschnina müssen Mönchskutten tragen. Mit seinen „Brüdern" feiert der „Abt" Gottesdienste von vier bis zehn Uhr morgens, mit inbrünstigen Gebeten und stundenlangen Gesängen. Dieses „Mönchsleben" dauert einige Tage, dann schwärmen die Schergen wieder aus, um neue „Verräter" zu strafen.

Werkzeug des Terrors: Schwarzuniformierte Männer morden und plündern im Auftrag ihres Herrn

Nach einigen Jahren scheint der Zar am Ziel zu sein. Viele Bojaren und ihre Familien sind tot, ihre Ländereien konfisziert oder unter die Opritschniki verteilt. Wer von den Adligen noch lebt, der duckt sich, schweigt und gehorcht. Iwan regiert so unumschränkt wie nie zuvor ein Herrscher Russlands.

Doch der Terror geht weiter – er sucht sich nur neue Ziele.

NOWGOROD, Ende Januar 1570. Als es in der Stadt keinen Hochadeligen, keinen Amtmann, keinen Boten mehr gibt, den er exekutieren und ausplündern kann, lässt Iwan die Opritschniki auf die Klöster im Umland los.

Ausgerechnet die Kirche! Sie ist die geistige Macht Russlands. Ihre religiösen Vorstellungen und ihr Bildungskanon bestimmen Glauben und Wissen des ärmsten Bauern ebenso wie des Zaren. Neben die-

ser immateriellen hat sie auch eine sehr weltliche Macht: Den Bischöfen und Mönchen gehört mehr Land als selbst dem reichsten Bojaren; allein rund um Moskau, im Kernland des Reiches, kontrollieren sie ein Drittel der Felder, Wälder und Dörfer. Spätestens seit der Krönung durch den Metropoliten Makari stellt die Kirche ihre beratenden Geistlichen, ihre durch die Predigten ermöglichte Propaganda und, in Form von Steuern, einen Teil ihrer weltlichen Ressourcen in den Dienst des Herrschers. In ihr hat das Zarentum eine wichtige Stütze.

Doch darauf nimmt Iwan keine Rücksicht. Jeden Tag besetzen seine Truppen im Nowgoroder Land zwei, drei Klöster, am Ende sind es 27. Überall die gleichen Szenen: Die schwarzen Reiter stürmen die Anlage, rauben die Kasse und alle Schätze aus der Kirche, plündern die Mönchszellen, reißen die Glocken aus den Türmen und verwüsten zuletzt die Gärten; auf der Suche nach Gold wird auch der Sarg eines Heiligen aufgebrochen.

Die größeren Klöster werden unter Iwans Aufsicht ausgeraubt, weniger bedeutende überlässt er seinen Schergen. Um auch noch an die letzten Reichtümer zu kommen, wird jeder Mönch, jede Nonne zu einer hohen Geldstrafe verurteilt. Wer nicht zahlt, wird von den Opritschniki „von früh bis spät geprügelt", wie ein Chronist vermerkt. Mindestens zwei Mönche und eine Nonne sterben unter den Knüppeln der Schutztruppen.

Nach dem Adel und der Kirche blutet am Ende auch das Volk

Nachdem er den Adel vernichtet und die Klöster heimgesucht hat, wendet sich Iwan schließlich dem Volk von Nowgorod zu...

Zwar hat der Zar stets versichert, dass er dem Volk „gnädig" sei, doch dessen kann sich niemand sicher sein. Der Herrscher hat nicht vergessen, dass im Jahr seiner Krönung ein Großfeuer Moskau verwüstet hat. In ihrer wütenden Suche nach Schuldigen an dieser Katastrophe fanden Bürger der Stadt Sündenböcke – sie erschlugen einige Hochadelige, denen sie „Zauberkünste" vorwarfen. Der Zar, sein Leben lang ein Mann, der gefährliche Situationen möglichst gemieden hat, floh damals erschrocken aus Moskau. Seither fürchtet er die unkontrollierbare Gewalt eines Volksaufstandes.

Die Bürger von Nowgorod haben die Ermordung und Verschleppung ihrer Amtsleute und die Verwüstung ihrer Kirchen und Klöster hingenommen. Doch wer kann garantieren, dass sie nicht doch Groll hegen, der irgendwann zum Aufstand führt? Da ist es sicherer, ihnen das Rückgrat zu brechen, ehe sie sich erheben.

Die reichen Kaufleute haben die ersten Wochen des Terrors glimpflich überstanden. Der Fernhandel ist infolge des Winters zwar fast eingestellt worden, doch die zahlreichen Opritschniki müssen versorgt werden, und der Zar hat seinen Männern strenge Anweisung gegeben, alles, was sie haben wollen, zu bezahlen.

Auch die Armen und die Flüchtlinge haben bis dahin andere Sorgen als das Wüten der Schutztruppe. Der Hunger in der isolierten Stadt ist so grimmig geworden, dass einige Verzweifelte in ihrer Not das Fleisch von Verstorbenen essen. Es soll, so erzählt man sich in Nowgorod, sogar Menschenfleisch in Fässer eingelegt worden sein.

Doch nun stürmen die Opritschniki die Stadt. Sie plündern die Höfe, Speicher und Marktstände der Händler. Sie treten Tore ein, reißen die Fenster aus den Wänden, zertrümmern die Treppen. Jeder Kaufmann, der sich wehrt, wird erschlagen. Gold, Möbel, Pelze, Samt, Seide, Stoffe und viele andere Waren fallen Iwans Männern in die Hände. Ein deutscher Söldner im Dienste der Opritschniki wird sich später rühmen, er sei mit einem Pferd gen Nowgorod ausgezogen und mit 49 Schlitten voller Schätze heimgekehrt.

Und doch ist diese ungeheure Beute nur ein Bruchteil dessen, was den Schergen des Zaren insgesamt in die Hände fällt. Denn Wachs, Fette, Flachs und andere Waren können im Riesenreich nur an einem einzigen Ort verkauft oder gegen andere Güter eingetauscht werden: in Nowgorod. Kein anderer Markt im Lande ist groß genug für so viele Schätze, kein anderer etablierter Handelsweg führt aus dem Zarenreich hinaus ins Ausland. Was sollen die Opritschniki also mit dieser Beute anfangen, die sie weder verbrauchen, noch transportieren, noch verkaufen können? Sie verbrennen sie auf großen Scheiterhaufen in der Stadt.

Noch schlimmer als die überlebenden Kaufleute, deren Vermögen geraubt oder verbrannt wird und deren Häuser der winterlichen Kälte fast schutzlos preisgegeben sind, trifft es die Armen.

Wer des Kannibalismus verdächtigt wird, den schleppen Opritschniki ohne Prozess zum Wolchow und ertränken ihn im Fluss. Dann befiehlt der Zar, die Stadt von den Bettlern zu „säubern". Die Hungerflüchtlinge, die Männer, Frauen und Kinder, die um Almosen betteln, die Krüppel und Zerlumpten werden zusammengetrieben und aus den Stadtmauern gejagt – hinaus auf die verschneiten Straßen, wo die meisten bald an Hunger oder Kälte sterben.

Für die Opritschniki ist Nowgorod nicht nur eine Schatztruhe, aus der sie sich bedienen können, sondern auch ein Exerzierfeld der Gewalt. Wer sich hier hervortut, der gewinnt die Gunst des Zaren.

Niemandem gelingt das besser als Maljuta Skuratow, einem Adeligen aus obskuren Verhältnissen. Gleich zu Beginn der Verfolgungen erdrosselt Skuratow eigenhändig einen früheren Moskauer Metropoliten (einen Nachfolger des legendären Makari), den Iwan in ein Kloster bei Nowgorod verbannt hatte. Auch danach bleibt Skuratows blutiger Eifer unübertroffen: Mehr als die Hälfte aller Morde in Nowgorod sind sein Werk.

NOWGOROD, Montag, 13. Februar 1570. Iwan befiehlt Abgesandte der Nowgoroder Bürgerschaft zu sich ins Lager – „einen Mann aus jeder Straße". Als die ausgeplünderten, sicherlich verängstigten Abgesandten vor dem Thron erscheinen, erklärt ihnen der Zar würdevoll, dass er ihnen vergebe. Sie sollten sich „nicht grämen" und nach Hause zurückkehren.

Kurz danach, vielleicht noch am selben Tag, verlassen Iwan und der Haupttrupp seiner Schergen mit Plündergut reich beladen das verwüstete Nowgorod. Innerhalb von sechs Wochen haben sie 2000 bis 3000 Männer, Frauen und Kinder getötet, rund jeden zehnten Bürger.

NACH SEINER RÜCKKEHR berät sich Iwan in Moskau mit seinem Siegelbewahrer, einem bewährten Adeligen, der die Regierung wie ein Kanzler führt. Der rät ihm dringend, die Massenexekutionen zu stoppen, da er sonst bald keine Adeligen mehr habe, mit denen er in den Krieg ziehen könne.

„Ich habe euch bisher verschont", schreit ihn der Zar daraufhin an, „doch ich werde dafür sorgen, dass ihr alle ausgerottet werdet und nichts mehr an euch erinnert."

Einige Wochen später – und nach den üblichen Folterungen und Verratsvorwürfen – führt der Henker den Siegelbewahrer und einige seiner Freunde auf das Schafott.

Das Massaker von Nowgorod ist dennoch der Anfang vom Ende der Opritschnina. Maljuta Skuratow, der in Nowgorod wie kein Zweiter gewütet und danach in Moskau bei einer Massenhinrichtung den Siegelbewahrer eigenhändig bei lebendigem Leib zerteilt hat, wird zum Leiter des „Kriminalamtes" der Opritschnina und damit zu deren Geheimpolizeichef berufen. Mit ihm beginnt die letzte Phase des Terrors: die der internen Säuberungen.

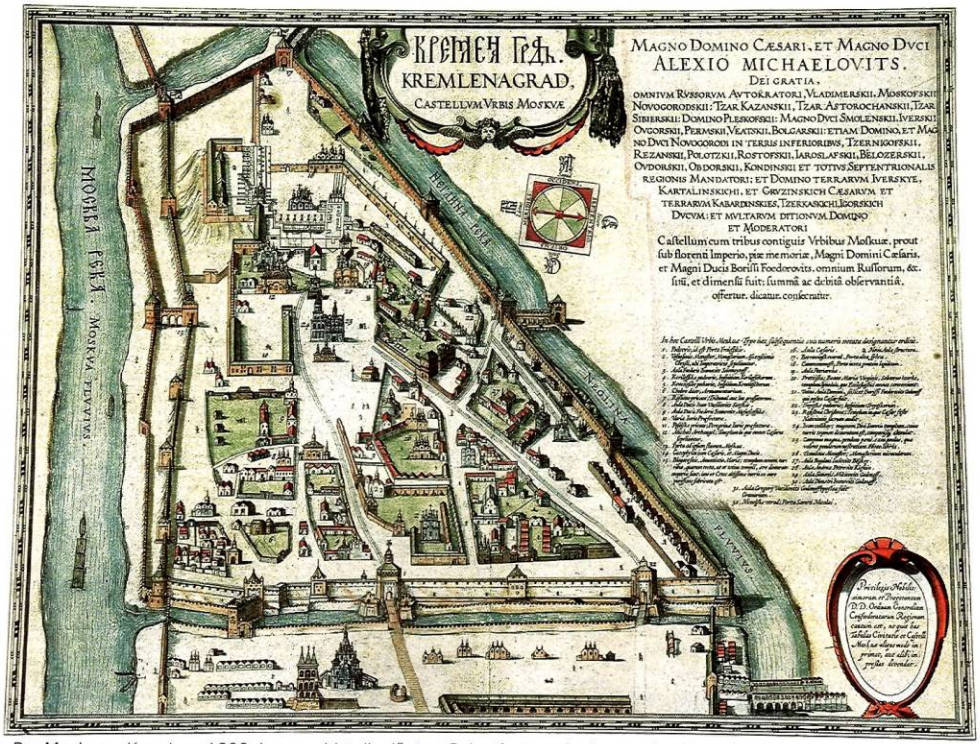
Skuratow, dem der Zar völlig vertraut, verleumdet beim Herrscher die meisten führenden Opritschniki. Iwan reagiert wie immer mit Folter und Tod. Bis zum Sommer 1572 wird fast die gesamte Elite der Schutztruppe exekutiert und durch junge, ehrgeizige Nachrücker ersetzt; durch „berüchtigte Henker und junge Gaffer", so ein ins Exil geflohener Adeliger. Andere sind Abenteurer wie der westfälische Arzt und Astrologe Elyseus Bomelius, der den Zaren mit seinen Voraussagen beeindruckt und ihm als Giftmischer dient – wofür ihn das Volk einen „grausamen Hexenmeister" nennt.

Iwan beruft jetzt zudem Männer in die Opritschnina, die zuvor selbst dem Terror nur knapp entronnen sind und oft viele

Iwans letzte große Verfolgungswelle richtet sich gegen seine eigenen Schergen

Familienmitglieder verloren haben. So macht ein Adeliger Karriere, dem die Schwarzen Männer Schwester und Nichte vergiftet haben. Diese Neulinge sorgen zuverlässig dafür, dass die alten Opritschniki, die Mörder ihrer Familien, nun ihrerseits vernichtet werden.

Doch die Säuberungen leiten keinen Neubeginn ein, sondern verunsichern die Schutztruppe so sehr, dass Iwan seine



Der Moskauer Kreml um 1600: Iwan meidet die düstere Palastfestung, in der er seine Jugend verbringen musste

Schergen ohne Widerstand schließlich los werden kann. Der Zar ist der Opritschnina überdrüssig geworden. Sie hat ihren Zweck – jeder nur denkbaren Opposition das Rückgrat zu brechen – erfüllt.

Ende 1572 wird die Schutztruppe ganz unspektakulär aufgelöst: Die Männer werden in die Armee oder in die normale Verwaltung eingegliedert, die Finanzen und Ländereien der Opritschnina wieder mit denen des Staates zusammengelegt. Maljuta Skuratow, der Henker des Zaren, stirbt Anfang 1573 auf einem Kriegszug an einer schwedischen Kugel. Andere besonders berüchtigte Mörder werden in den folgenden Jahren nach bewährter Weise eliminiert – so endet der Arzt und Astrologe Bomelius 1575 am Eisenspieß über dem Feuer der Folterknechte. Die Masse der weniger prominenten Opritschniki aber wird nie vor irgendeinem Gericht zur Verantwortung gezogen.

Der Terror, mit dem der Zar seine Herrschaft sichern will, zerstört beinahe sein Reich

Schließlich verbietet ein Zarenerlass bei Strafe der öffentlichen Auspeitschung sogar, ohne die Opritschnina auch nur zu erwähnen. Es soll so sein, als hätte es die schwarze Truppe nie gegeben.

Doch Iwan reagiert zu spät. Die Mahnungen des hingerichteten Siegelbewahrers waren berechtigt – im Sommer 1570 hat sich der Zar durch seinen Terror praktisch sämtlicher fähiger Heerführer beraubt. Die Folgen sind katastrophal: Am 24. Mai 1571 brennen Tataren aus den noch nicht von Russland unterworfenen Gebieten Moskau nieder und verwüsten den Süden des Reiches. Der Zar hat sich rechtzeitig abgesetzt und betet in einem sicheren Kloster um Verschonung vor den Horden. Im Baltikum rüsten Polen-Litauen und Schweden, um die Russen wieder von der Ostsee zu verdrängen.

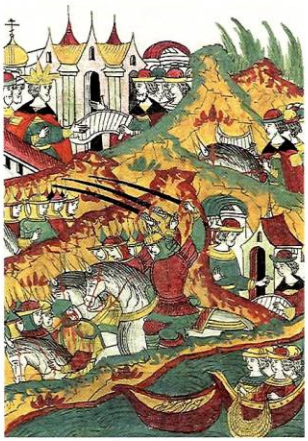
Doch kein äußerer Feind ist so zerstörerisch wie Iwans eigene Politik. „Die Große Wüstung" nennen die Chronisten das, was sich nach 1568 im Reich vollzieht: Nach drei Hungerjahren zieht die Pest durch Russland und fordert unzählige Opfer. Die Jahrzehnte andauernden Kriege auf dem Baltikum und gegen die Tataren kosten Geld – Geld, das den Untertanen in Form von immer höheren Steuern abgepresst wird.

Da aber die Opritschniki den Adel, die Kirchen und die Händler ausgeplündert haben, können immer weniger Menschen überhaupt Abgaben leisten. Manche Adelige sind so verarmt, dass sie einfach verhungern; andere sind nicht mehr in der Lage, ihr Gefolge auszurüsten, um in den Krieg zu ziehen. Russlands Armee wird ausgerechnet dann immer mehr geschwächt, als sich seine Gegner zu neuen Feldzügen rüsten.

1581 fällt die Hafenstadt Narwa an die Schweden. Damit haben die Skandinavier und das Königreich Polen-Litauen Russland von der Ostsee verdrängt. Es wird rund 150 Jahre dauern und jahrzehntelange Kriege kosten, bis das Zarenreich dort wieder Fuß fassen kann.

Die Not der Adeligen ist noch gering im Vergleich zu der von Bauern und Handwerkern. Unzählige sterben an der Pest und am Hunger. Wohl Tausende fliehen vor der Unterdrückung, vor den Kriegen oder den Strafen Gottes in die entlegenen Randgebiete des Reiches.

So erobert sich die Wildnis mehr russisches Land als jeder Feind: Auf Hunderten von Kilometern sehen die wenigen Reisenden in den achtziger Jahren des 16. Jahrhunderts nur verödete, verlassene Dörfer. Selbst Moskau verliert zwei Drittel seiner Einwohner, im Umland der Hauptstadt werden rund 80 Prozent des Ackerlandes nicht mehr bestellt.



Mit dem Sieg über die Tatarenkhanate erreicht Iwan IV. 1556 auch das Kaspische Meer

Die Bauern, die es trotz allem auf dem Land aushalten, verlieren ihre letzte Freiheit. Nach einem alten Gesetz dürfen sie in der Woche vor und nach dem St.-Georgs-Tag, dem 26. November, ihr Hab und Gut packen und sich neues Land und einen neuen Herrn suchen. Nun aber kämpfen die Adeligen, die ihrerseits vor dem Ruin stehen, mit aller Gewalt um jeden Mann, der ihr Land bearbeitet. Die Grundherren zwingen ihre Bauern mit der Waffe zu bleiben; wer dazu mächtig genug ist, geht auf Raubzug in benachbarte Ländereien, um dort die Menschen einzufangen und auf die eigenen Ländereien zu treiben wie eine Herde Vieh.

Das Privileg des St.-Georgs-Tages wird unter Iwan zwar noch nicht formal abgeschafft, doch de facto beginnt mit der „Großen Wüstung" die Leibeigenschaft der Bauern: deren völlige Bindung an das Land und dessen Grundherrn. Bis zur Abschaffung dieser Unterdrückung werden fast 300 Jahre vergehen.

Parallel zum Verfall des Reiches vollzieht sich auch der des Zaren und seiner Familie. Fünf legitime Söhne hat Iwan. Der älteste ertrinkt als Säugling auf einer Pilgerreise, die der Herrscher gegen den Ratschlag seiner Höflinge unternommen hat. Der dritte ist schwachsinnig, der vierte stirbt im Säuglingsalter, der fünfte, spätgeborene, wird ebenfalls noch im Kindesalter unter nicht geklärten Umständen enden, wahrscheinlich ebenfalls an einer Krankheit.

Nur der zweite Sohn, der auf den Namen seines Vaters getauft worden ist, wäre körperlich und geistig dazu fähig, den Thron zu übernehmen. Doch der Zar, dem seit Jahrzehnten niemand mehr Einhalt oder auch nur Mäßigung geboten hat, kann seinen Jähzorn auch dem eigenen Sohn gegenüber nicht beherrschen und schlägt ihn selbst als Erwachsenen noch mit dem eisernen Stock, den er stets bei sich trägt. Er sucht für den Zarewitsch die

Ehefrauen aus und verbannt sie ins Kloster, wenn sie ihm nach einigen Monaten missfallen.

Am 9. November 1581 kommt es zu einer unglaublichen Bluttat. Die – inzwischen dritte – Ehefrau des Zarewitsch ist hochschwanger und ruht sich auf einer Bank aus. Sie trägt wegen ihres Zustandes (und weil sie sich mit dem Zarewitsch in ihren privaten Gemächern aufhält) nur ein einziges langes Kleid statt der für russische Adelsfrauen sonst schicklichen drei übereinander angelegten Gewänder.

Plötzlich steht Iwan im Raum, erblickt seine „unzüchtig" gekleidete Schwiegertochter – und drischt mit dem Eisenstab auf sie ein. Sein Sohn wirft sich dazwischen, erhält einen Schlag an die Schläfe und bricht zusammen.

Iwans Schwiegertochter erleidet eine Fehlgeburt. Und sein Sohn stirbt nach zehn qualvollen Tagen des Fiebers und der Bewusstlosigkeit.

Der Zar wird von Reue zerfressen. Er verfällt so sehr, dass Augenzeugen seinen baldigen Tod erwarten. Die Arthritis plagt ihn an Rücken und Gelenken, er muss im Stuhl getragen werden. Iwan spendet allen russischen Klöstern riesige Summen für Seelenmessen zum Gedächtnis seines Sohnes, sendet sogar Geld zu den Mönchen auf dem Berg Athos und zum Katharinenkloster auf dem Sinai. Er weigert sich von nun an, die Insignien des Zarentums zu tragen.

Die Familientragödie ist zugleich eine politische Katastrophe. Nun ist sein dritter Sohn Fjodor der Thronfolger – ein Mann, der wegen seiner Geistesschwäche sein Leben lang auf die Regentschaft von Bojaren angewiesen sein wird. Iwan, der den Hochadel aus tiefster Seele verabscheut und Hunderte von dessen Angehörigen exekutiert hat, lebt nun im Wissen, dass sein eigener Sohn und damit die Zukunft seiner Dynastie eben diesen Bojaren ausgeliefert sein wird.

Und der Zar hat nicht einmal mehr die Zeit, den Thronwechsel sorgfältig vorzubereiten. Knapp zwei Jahre nach dem Familiendrama treten Ödeme im Körper des Herrschers auf. Ein Wahrsager aus Karelien, den der kranke Iwan herbeiruft, sagt

Als Eroberer kehrt Iwan aus dem Osten zurück. Die Steppe Asiens ist unterworfen – und damit Russlands Weg zur Krim und nach Sibirien geöffnet

ihm seinen Todestag voraus: den 18. März 1584.

An diesem Tag fühlt sich der Zar wohler als in den Wochen zuvor. Nach Sonnenuntergang, lässt er den Wahrsager wissen, werde er ihn wegen seiner Lüge entweder verbrennen oder lebendig begraben lassen.

Es ist die letzte Drohung Iwans. Während er kurz darauf Schach spielt, bricht er plötzlich zusammen. Und stirbt, noch ehe seine verwirrten Höflinge einen Arzt oder einen Beichtvater herbeirufen können.

Iwan IV. wird, wie er es sich gewünscht hat, nach seinem Tode in ein Mönchsgewand gehüllt und im Moskauer Kreml beerdigt – „Mönch Iona" steht auf seinem Grab.

Der Mann, den seine Untertanen so sehr gefürchtet haben, wird der Nachwelt zum Rätsel – zu einem Rätsel, das kein Historiker oder Psychiater befriedigend erklären kann. Was verbarg sich wirklich hinter Iwans Zorn, der größer war als sein Reich? Die beständigen Arthritis-Schmerzen betäubte er mit unmäßig viel Alkohol. Zudem verabreichten ihm seine Leibärzte Quecksilbersalben und andere giftige Substanzen gegen seine Qualen. Dies alles zerrüttete seinen Körper.

Doch seinen Geisteszustand – diese ebenso faszinierende wie abstoßende Mischung aus politischer Brillanz und religiösem Fanatismus, aus Jähzorn und Reue, aus Bildung und Brutalität, aus bedingungslosem Vertrauen und dem unweigerlich daraus folgenden, durch nichts zu entkräftenden Misstrauen – lässt sich damit allein ebenso wenig erklären wie mit seiner traumatischen Kindheit.

Schon Iwans Zeitgenossen – mithin also Männer des 16. Jahrhunderts, die Herrschern ein erhebliches Maß an Gewalt zubilligten – berichteten über „Anfälle wie vom Wahnsinn befallen". Und auch in unseren Tagen gibt es keine bessere Erklärung für das letztlich selbstzerstörerische Verhalten Iwans als die, dass er psychisch gestört gewesen sein muss. Und dass er sowohl brutal als auch geschickt genug war, um seinen Verfolgungswahn und seine Zwangsvorstellungen zum Motiv und zum Maßstab der russischen Politik zu machen – mit verheerenden Konsequenzen, die bis heute nachwirken.

Mit seiner Krönung zum Zaren – zum Autokrator an der Spitze eines streng hierarchisch organisierten Staates – hat Iwan IV. Russland viel mehr als nur einen neuen Herrschertitel gegeben. Er schuf eine neue politische Ordnung, ein neues nationales Selbstverständnis und eine Art

Am Ende vernichtet Iwans rasender Zorn selbst den eigenen Sohn – und damit seine Dynastie

Staatsideologie. Fortan war der Zar der von Gott erwählte Herr, der Russland, die Kirche und letztlich die ganze Welt dem Heil entgegenführte.

Seine beständigen Kriege gegen Polen-Litauen und Schweden, aber auch seine diplomatischen Kontakte mit Dänemark und England, der von ihm zumindest in seinen frühen Reformjahren geförderte Handel mit der Hanse und die von ihm an-

geworbenen ausländischen Spezialisten – vom Schiffbauer bis zum Astrologen – haben Russland zudem nach der langen Zäsur der Mongolenherrschaft politisch, wirtschaftlich und kulturell wieder an Europa herangeführt.

Iwan IV. war andererseits aber auch der erste Exekutor des modernen, des totalitären Terrors. Zwar gehen konservative Schätzungen heutiger Historiker von „nur" rund 4000 politischen Opfern unter seiner Herrschaft aus; zumeist Adeligen, Kirchenmännern und deren Familien und Dienerschaften. (Nicht aufgeführt und niemals gezählt worden sind in dieser Statistik die Opfer seiner blutigen Jugendstreiche; die Gefallenen seiner rund 25

Als ihn späte Reue packt, entreißt Iwan seine Opfer dem ewigen Vergessen

Jahre währenden Kriegszüge; die livländischen Kriegsgefangenen, die der Zar aus Rache für einen russischen Überläufer erschlagen lässt; die Muslime im Tataren-Khanat Kasan und die Juden der Stadt Polozk, die sterben mussten, weil sie nicht zur Russisch-Orthodoxen Kirche konvertieren wollten; die Boten, die schlechte Nachrichten überbrachten und dafür zu Tode gemartert wurden; die unehelichen Kinder, die der Zar mit Konkubinen hatte und, da sie Gott nicht gewollt haben konnte, eigenhändig erwürgte; die Opfer, die in seinen letzten Jahren im zerrütteten Reich verhungerten oder erfroren.)

Doch selbst eine sehr viel höhere Zahl ist tatsächlich immer noch wenig für ein Jahrhundert, in dem in Deutschland die Religionskriege tobten, in dem in Frankreich allein während der Bartholomäusnacht 1572 rund 10 000 Protestanten erschlagen wurden oder in dem spanische Konquistadoren einen ganzen Kontinent unterwarfen und entvölkerten.

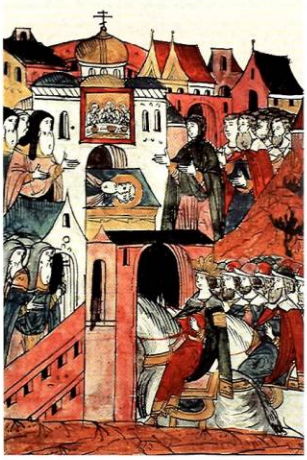
Iwans Morde aber hatten eine andere Qualität als die Metzeleien der Westeuropäer: Bei ihm konnte es jeden treffen, jederzeit, an jedem Ort und ohne ersichtlichen Grund. Andernorts wurden Menschen Opfer ihrer Religion oder Volkszugehörigkeit – im Zarenreich dagegen traf es nicht die Feinde *jenseits* der Grenzen, sondern die *eigenen* Untertanen. Und nicht nur die Feinde des Herrschers, sondern früher oder später auch alle Freunde.

Gemeinsam ist fast allen diesen Morden weder ein Missionierungs- noch ein Eroberungsdrang, sondern allein das Ziel des Herrschers, den Willen anderer zu brechen. Gemeinsam ist ihnen zudem die völlige Missachtung moralischer Grenzen. Der Mord wird zur Auslöschung: Familie, Besitz, Andenken – vom Opfer soll nichts mehr bleiben. Es soll sein, als hätte es nie existiert.

DOCH GERADE DIESE letzte Konsequenz, die das Reich „des Schrecklichen" wie einen Prototyp des stalinschen Gulag-Staates erscheinen lässt, hat Iwan wieder rückgängig gemacht.

Nachdem er seinen Sohn erschlagen hat, lässt der reumütige Zar (Reue ist die Eigenschaft, die Iwan und Stalin am stärksten voneinander unterscheidet) verkünden, dass er allen seinen Opfern „verzeihe". Er schickt Schreiber in die Archive, die dort alle Urteile und Berichte der Opritschniki nach Namen und Todesdaten sämtlicher Ermordeter durchsehen müssen. Daraus werden Personenlisten erstellt, „herrscherliche Bücher" genannt.

Dann werden Boten mit diesen Büchern zu jedem Kloster Russlands geschickt, zusammen mit einem Befehl Iwans: Die Mönche mögen „bis in alle Ewigkeit" für die Seelen der Opfer beten.



Mal plündert der Herrscher die Klöster, mal beschenkt er sie großzügig – so das Troize-Sergijew-Kloster, in dem er einst getauft worden ist

Und die Mönche tun, wie ihnen geheißen: Sie schreiben die Namen aus den herrscherlichen Büchern in ihre Seelenmessenregister – in Folianten, in denen handschriftlich endlose Reihen von Namen und Daten eingetragen sind.

Jedes Mal, wenn die Mönche beten, lesen sie die Namen der Toten laut vor. Im Lauf der Jahrhunderte verwischt die Tinte, Kerzenwachs tropft auf die vergilbten Seiten. Irgendwann setzt sich ein Mönch an das Seelenmessenregister und schreibt es ab, um dessen Inhalt zu retten. Und irgendwann schreibt es wieder jemand anderes ab. Und wieder ein anderer.

Heute kennen die Historiker dank der 15 erhaltenen Kopien rund 3300 Opfer von Iwans Schreckensherrschaft mit Namen oder zumindest deren Stand. Dank der späten Reue des Zaren und der ritualisierten Frömmigkeit der Mönche ist ihnen wenigstens dieses winzige Stück Würde geblieben:

„Herr, gedenke des Fürsten Boris Tulupow, des Fürsten Wladimir, des Fürsten Andrej und des Fürsten Nikita Tulupow wie auch Michail Plestschejews, Alexej und Fjodor Starowos, Orina Manssurows … Kasarin Dubrowskijs, zweier Söhne von ihm und zehn Personen, die ihm halfen … Alexej Saurow und seines Diener Kosma … Wasili Dmitrijewitsch Danilow, des Schreibers Andrej Bessonow … Alexej Basmanow und seines Sohnes Pjotr, Sachari und Iona Plestschejew …

„Herr, gedenke in Nowgorod der 15 Frauen, denen nachgesagt wird, sie seien Hexen und Zauberinnen gewesen … Fürst Pjotr Kurakin, Iona Buturlin mit Sohn und Tochter, Dmitri Buturlin, Nikita Borissow, Wassili Borissow, Druschina Wolodimerow, Fürst Danila Druzkij, Iossif Iljin, dreier Schreiber und fünf einfacher Bauern …" □

Cay Rademacher, 36, hat in Köln und Washington D.C. Anglo-Amerikanische Geschichte, Alte Geschichte und Philosophie studiert. Er ist der Textredakteur dieses Heftes. Neun seiner historischen Rekonstruktionen sind in dem von GEO herausgegebenen Buch „SOS im Nordmeer" im Verlag Hoffmann und Campe erschienen (Best.-Nr. X0772; siehe Seite 3).

Helmut Newton und Alice Springs. Zwei verschiedene Sichtweisen der Dinge.
Eine immer währende Leidenschaft: Fotografie. Rolex Oyster Perpetual.

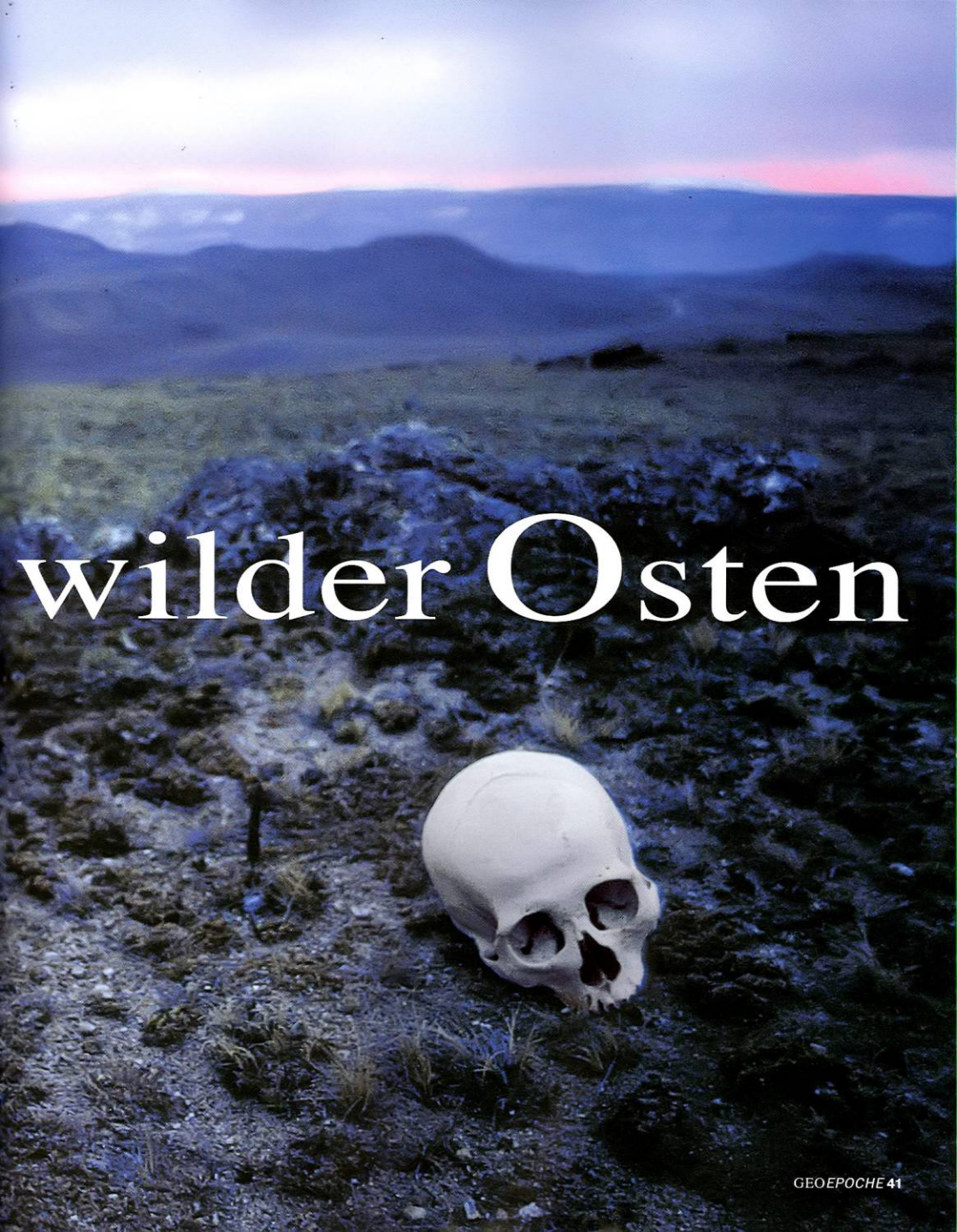
Rolex Day-Date und Rolex Lady-Datejust Pearlmaster. Officially Certified Swiss Chronometers.

ROLEX

www.rolex.com oder schreiben Sie uns: Rolex Uhren GmbH, Postfach 103041, 50470 Köln.

Russlands

Von 1581 an ziehen Kosaken von Russland aus über den Ural in ein riesiges, raues, dünn besiedeltes, mörderisches, reiches Land: Sibirien. Knapp 60 Jahre später stehen die Abenteurer am Pazifik, 6000 Kilometer von Moskau entfernt. In nur einem Menschenalter haben kleine Trupps ebenso wagemutiger wie rücksichtsloser Glücksritter die größte Landfläche der Welt erobert – immer auf der Jagd nach kostbaren Pelzen. Im ungeheuer rohstoffreichen Sibirien machen Zobelhändler und Goldsucher ein Vermögen, beginnen entflohene Leibeigene und Verbannte ein neues Leben – falls sie die Gefahren von Klima und Wildnis überstehen



wilder Osten

VON WOLF SCHNEIDER

Das war die gewaltigste Landnahme der Weltgeschichte, damals, als die Kosaken vom Ural zur Beringstraße vordrangen und weiter über Alaska bis nach Kalifornien, plündernd und mordend um mehr als den halben Globus herum. Dem Zaren im fernen Moskau und später in St. Petersburg warfen sie einen Brocken Asien und Amerika nach dem anderen in

Kosakenkrieger beim Abtransport seiner Beute. Es sind vor allem diese Landsknechte, die Sibirien erobern

den Schoß, sodass der kaum nachkam mit dem Annektieren der erbeuteten Regionen.

Die begehrtesten Pelze auf Erden lieferten ihm die Kosaken aus Sibirien – Zobelfelle, Russlands Goldwährung für Jahrhunderte. Es war der Pelzrausch, der den sibirischen Ureinwohnern das Verderben brachte, wie zuvor der spanische Goldrausch den Indianern. Während die Spanier aber wenigstens behaupteten, ihr eigentliches Ziel sei, die unterworfenen Heiden dem wahren Glauben zuzuführen, hat kein Zar auch nur versucht, die Unterjochung der sibirischen Völker, die Ausraubung eines halben Erdteils mit einer missionarischen Absicht zu verbrämen.

Sibirien – davon wusste man noch im 15. Jahrhundert in Russland nichts als: eisig, riesig, menschenfeindlich, aber an Pelztieren unendlich reich. Die Kartographen sprachen von der „Großen Tatarei" und hatten keine Ahnung, wo sie endete im Osten und im Norden; zum Mongolenreich des 13. Jahrhunderts hatte nur ihr südliches Drittel gehört.

Allein in den nordwestlichsten Zipfel der Großen Tatarei waren schon Europäer vorgestoßen: Zobeljäger im Dienst der wohl reichsten Stadt Russlands, Nowgorod, Umschlagplatz der Hanse südlich des späteren St. Petersburg. Die Zobel und die Hermeline, nach denen die Fürsten und die Patrizier halb Europas gierten, waren diesseits des Urals schon selten geworden, da tat der Griff in unerforschtes Neuland Not.

Es war Iwan IV., genannt der Schreckliche, der den großen Schritt über den Ural hinaus nach Osten tat – oder vielmehr ihn tun ließ und schließlich sanktionierte: Die Beutelust einer dubiosen Horde und kaufmännische Habgier waren dem imperialen Willen weit voraus. Planmäßig gingen Iwan und seine Nachfolger nur insoweit vor, als sie ihre Truppen nachrücken und Besitz ergreifen ließen, wo die Kosaken den Weg für sie freigeschossen hatten.

1547 zum Zaren gekrönt, stieß Iwan 1552 zunächst in den Südosten vor und eroberte das Khanat Kasan an der Wolga. Östlich des Urals lag ein anderes Überbleibsel der Mongolenherrschaft: das Khanat Sibir, und 1581 begann die militärische Eroberung des Landes, das wir nach diesem Khanat benennen. Sie gelang dem Kosaken Jermak Timofejewitsch, einem ehemaligen Wolga-Piraten.

Seinen Angriff auf Sibir trug Jermak jedoch nicht im Auftrag des Zaren vor, sondern in dem der Familie Stroganow, die durch Salz- und Pelzhandel zu einer der reichsten Russlands aufgestiegen war. Iwan IV. hatte sie mit dem Privileg versehen, sich im Ural und östlich davon Land anzueignen und dafür eine Privatarmee aufzubauen.

Sibir also! Mit 840 Mann, bis an die Zähne bewaffnet und wohl versorgt mit gesalzenem Schweinefleisch, Butter und Mehl, rückte Jermak vor. Nachdem mehr als tausend Jahre lang Europa aus Asien überfallen worden war, von Hunnen, Awaren und Mongolen, begann nun die umgekehrte Invasion. Im Oktober 1582 zog Jermak in die Hauptstadt des Khanats Sibir ein, am Irtysch unweit der heutigen Stadt Tobolsk.

Die Tataren stellte er vor die Wahl, als Zeichen der Unterwerfung ein blutiges Schwert zu küssen oder an einem Fuß aufgehängt zu werden. Die Kosaken rissen die Zobelpelze aus der Schatzkammer des Khans und richteten sich – zu spät – auf den ersten jener schrecklichen Winter ein, die den Zug der Kosaken an den Pazifik begleiten sollten. Viele starben den Hungertod. Jermak bekam von Iwan dem Schrecklichen eine prächtige Rüstung geschenkt. In einen tatarischen Hinterhalt geraten, fiel der Kosakenführer 1584 in den Irtysch und ertrank – die Rüstung war zu schwer.

Der Weg nach Sibirien aber blieb nun frei, und es waren die Kosaken, die ihn bahnten mit Pferden, mit Schlitten und mit Booten, geködert vom Zobel und vom Abenteuer.

Beim Wort „Kosaken" denken die meisten an Pelzmützen, Patronengurte und wüste Männlichkeit. Aber diese Landsknechte haben eine eigentümliche Geschichte, im Zarenreich spielten sie eine mächtige Rolle, und bei der Eroberung Sibiriens waren sie Räuber, Erpresser, Mörder und Pioniere.

Und das kam so. Als im 15. Jahrhundert das Mongolenreich der Goldenen Horde zerfallen war, blieb der Süden

Nur wenige der meist nomadisierenden Ureinwohner, so die bogenbewaffneten Tungusen in Zentralsibirien und die

Bewohner der Aleuten-Inseln, stellen sich den Eindringlingen entgegen. Doch mit ihren einfachen Waffen haben sie gegen die Gewehre der Eroberer meist keine Chance

Die Invasoren folgen den Strömen, um die riesigen Distanzen mit Booten zu überwinden

des heutigen europäischen Russland weithin herrenlos – durchstreift, gebrandschatzt oder locker besiedelt von „Tataren", wie man in Moskau die dort zurückgebliebenen Reste von Turkvölkern und versprengten Mongolen nannte.

Solche Tataren verbanden sich mit russischen Bauern, die ihre Scholle verlassen hatten, und Flüchtlingen aus dem Sklavendienst auf türkischen Galeeren. Entlassene oder entsprungene Sträflinge, Wegelagerer und Piraten vom Schwarzen Meer gesellten sich hinzu. Daraus entstanden militante Männerbunde, von den Russen „Kosaken" genannt, mit dem tatarischen Wort für „Freie Krieger".

Die Bewohner der Kurilen-Inseln werden 1711 von den Russen entdeckt

Die Kosaken waren immer unter Waffen, sie raubten Kaufleute aus, enterten Wolga-Schiffe und überfielen Grenzbefestigungen, an wessen Grenze auch immer. Im 16. Jahrhundert legten sie an Dnjepr, Don und Wolga eigene Siedlungen an, mit Holzhäusern und mit Palisaden gegen die Tataren. Sie betrieben Viehzucht und holten Frauen nach. Nun konnte man auch als Kosak geboren werden.

Iwan IV. machte um die Mitte des 16. Jahrhunderts Kosaken zu russischen Söldnern: Gegen Ackerland nebst Lieferung von Pulver und Blei setzte er viele von ihnen als Wehrbauern und Grenzschützer ein; dabei nahm der Zar in Kauf, dass die Kosaken es nicht lassen konnten, immer wieder russische Kaufleute zu überfallen, ja des Zaren eigene Gesandten.

Für Moskaus Kartographen ist Sibirien um 1550 eisig, riesig, grenzenlos. Und völlig unbekannt

Lust an Raub und Krieg sagte Tolstoj ihnen noch 1863 nach, dazu Müssiggang und Hochmut, Durst und Freiheitsdurst, und der Große Meyer von 1890 resümierte: „Der Trieb zu einer regelmäßigen Tätigkeit geht ihnen völlig ab."

Für solche Männer war Sibirien wie geschaffen, sie stürmten in die Ferne, sie wurden gleichsam hineingesogen in ein unermessliches Jagdrevier in einem fast menschenleeren Land. Während in Nordamerika nördlich Mexikos zwei bis drei Millionen Indianer lebten, als Kolumbus landete, war ganz Sibirien von höchstens 200 000 Menschen besiedelt; und während die Indianer mehr als drei Jahrhunderte lang um ihr Überleben kämpften, wurden die Jakuten und Samojeden, die Ostjaken und Tungusen meist ohne großen militärischen Aufwand zurückgedrängt.

Die Einverleibung eines neuen Stücks Sibirien vollzog sich meistens so: Eine Horde Kosaken überfiel das nächste Dorf und verschaffte sich Respekt, indem sie aus Musketen feuerte und jeden Widerstand niedersäbelte. Sie nahm den Dorfältesten oder Frauen, auch Kinder als Geiseln dafür, dass die Dorfgemeinschaft einen ständigen Tribut an Zobelfellen entrichtete. Die Kosaken jagten nicht – sie ließen jagen.

Wo ein Dorf, ein Stamm eingeschüchtert und geknechtet war, zog nach Wochen oder Monaten ein Zaren-Wojewode nach, ein Truppenführer mit regulären Soldaten und Ver-

tragskosaken, Söldnern auf Zeit. Er ergriff vom Land förmlich Besitz im Namen des Zaren. An strategischen Stellen, meist Flussübergängen, ließen die Wojewoden Forts errichten: Holzhütten, Vorratsschuppen und Gefängnis, von Palisaden umschlossen.

So entstand 1587 in Westsibirien Fort Tobolsk, 1604 Fort Tomsk – mehr als 1500 Kilometer östlich des Urals –, und schon 1607 erreichten die Kosaken den Jenissej, den mittleren der drei mächtigen Ströme Sibiriens. 1628 drangen zehn Mann mehr als 2000 Kilometer weit an die Lena vor, den östlichen der Ströme, und gründeten Jakutsk – Sprungbrett zur Durchdringung des fernsten Ostens von Eurasien.

Wie war solches Tempo möglich in diesem Land voll Eis und Morast, ohne Straßen, ohne Brücken, inmitten einer an die harte Natur angepassten Übermacht feindseliger Ureinwohner? Die Fortbewegung hatte sich nach der Jahreszeit zu richten. Die drei Ströme – Ob, Jenissej und Lena – waren meist sechs bis sieben Monate im Jahr zugefroren, also bequem zu überqueren mit Pferden und mit Schlitten, nur dies eben in der finsteren, barbarischen Jahreszeit. Ein bis zwei Monate lang blieben die Flüsse wegen Eisgangs unpassierbar, die restlichen vier Monate konnten die Kosaken sie mit Booten befahren.

Denn Flussschiffer waren sie auch, Boote verstanden sie zu bauen aus Kiefern- oder Lärchenholz, mit Holznägeln und Lederstreifen zusammengehalten, und schon in ihrem Ursprungsland, der südrussischen Steppe, hatten die Kosaken ihre Boote auf den Schultern von Fluss zu Fluss getragen, vom Don zur Wolga beispielsweise. Die drei großen Ströme Sibiriens ergießen sich zwar von Süd nach Nord, aber doch im Mittellauf bis zu tausend Kilometer lang in der gewünschten West-Ost-Richtung und in ihren vielen großen Nebenflüssen sowieso. Überdies waren die Flüsse die Lebensadern der Pelztiere wie auch der Fischer, der Jäger, der Hirten, die dort in ihren Jurten hausten, gedeckt mit Fellen oder Birkenrinde.

Diesen Menschen auszuweichen wäre also auch in dem fast leeren Land kaum möglich gewesen, und das Ziel der Eroberer hieß ja, sie zu unterwerfen, um sie zu erpressen. Nicht nur ihre Schusswaffen machten die Eindringlinge überlegen, sondern ebenso der Umstand, dass sie wie die apokalyptischen Reiter aus dem Nichts auftauchten, in eine Welt einbrechend, in der man nur gelegentlichen Zwist mit den Nachbarstämmen kannte, während der große Feind immer die Natur gewesen war.

Die Moskauer Bürokratie hechelte hinter den Kosaken her, und nichts wurde besser, wo sie sich niederließ. Schon 1632 etablierte sich ein Militärgouverneur in Jenissejsk am mittleren der drei Ströme, und mit ihm kamen Beamte, reguläre Soldaten und die ersten Sträflinge. 1637 wurde in Moskau eine Verwaltungsbehörde für Sibirien eingerichtet, mit dem Auftrag, ein Staatsmonopol für den Pelzhandel durchzusetzen und die abgelieferten Felle zu registrieren, zu sortieren, zu stapeln und für den Export herzurichten.

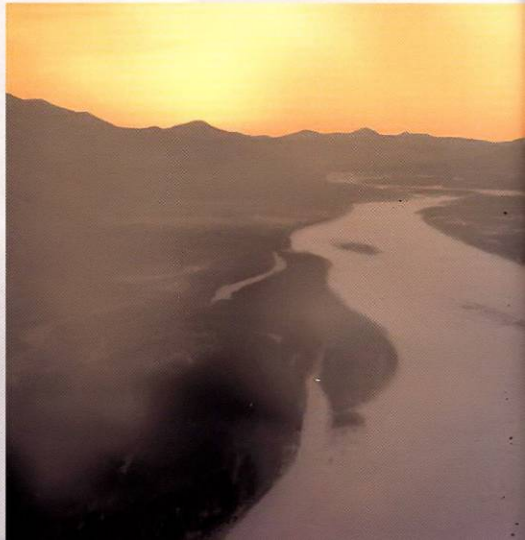
Der Zobel, um den es vor allem ging, ist ein größerer, bis zu zwei Kilo schwerer Verwandter des Nerzes, ein Marder also, mit seidenweichem, samtig glänzendem Fell, schwarz, bräunlich, stellenweise rötlich. Bis zu 20 Rubel brachte ein Fell auf dem Moskauer Pelzmarkt – und das dürften, in heutiger Kaufkraft und mit allem Vorbehalt geschätzt, mehr als 7000 Mark gewesen sein.

Die Prachtpelze, die der Zar an Staatsmänner und Würdenträger verschenkte, könnten sogar einen Gegenwert von 100 000 Mark gehabt haben. Seine Krone war eine mit Gold und Juwelen verzierte Zobelmütze. Im späten 17. Jahrhundert kamen jährlich bis zu 160 000 sibirische Felle über den Ural, sie waren Russlands wichtigster Exportartikel und erbrachten bis zu zehn Prozent der Staatseinnahmen.

Die Herrscher hatten dabei wenig Ahnung von dem Land, aus dem sie ihren Reichtum scheffelten. Zar Boris Godunow erkannte zwar dessen Bedeutung und förderte die Inbesitznahme, aber 1604 bot er einem Gefolgsmann „ganz Sibirien" an, falls der ihn im Kampf um die Macht unterstütze. Eine Reise in den fernen Osten dauerte fast ein Jahr.

Da war es kein Wunder, dass die Statthalter Moskaus

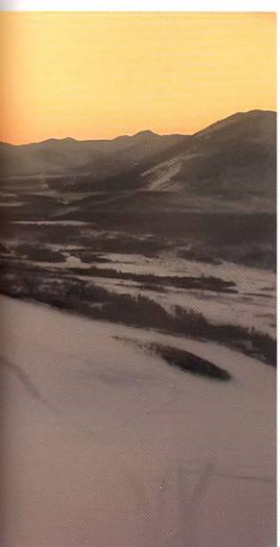
Als sich 1582 erstmals 840 Kosaken über die Bergwelt des Ural wagen, beginnt die Unterwerfung der etwa 200 000 Ureinwohner Sibiriens



Eine kamschadalische Frau aus Kamtschatka, ein Schamane vom selben Volk, ein Jäger der Tschuktschen: Den Russen gelten die Ureinwohner Sibiriens nicht mehr als Vieh. Sie rauben deren Frauen, misshandeln sie und geben sie erst wieder frei, wenn die Männer kostbare Pelze abgeliefert haben

in Sibirien nach dem Motto handelten „Russland ist groß, und der Zar ist weit"; das heißt: Sie trösteten sich über ihre jeweils zwei sibirischen Jahre hinweg, indem sie im Luxus lebten, mit brutaler Willkür herrschten und ihre Karren, Schlitten und Packpferde bei ihrer Heimkehr mit Beute beluden.

Sie reisten an mit bis zu dreißig Dienern, hundert Schinken und zehntausend Flaschen Schnaps und Wein. „Ich habe mehrere dieser Leute fünf oder sechs Tage lang in einem steten Rausche gesehen", schrieb ein Graf Benjowskij über seine Sibirien-Fahrt von 1770.



Nur Sibiriens eisige Winter halten die Kosaken auf

Ihren Posten verließen die Gouverneure mit einem Vermögen an Zobelfellen – denen, die sie im Sibirien-Ministerium abzuliefern, und jenen, die sie unterschlagen, den Einheimischen abgenötigt oder gegen das Gesetz auf eigene Rechnung eingehandelt hatten. Ein Statthalter entführte die Kinder von sibirischen Ureinwohnern und gab jedes gegen ein Zobelfell zurück. Ein anderer hängte 23 widerborstige Stammesführer auf.

Auch die Händler, Handwerker, Fallensteller, die aus Russland nachgekommen waren, wurden eingesperrt, gepeitscht, gefoltert, falls sie den Gouverneuren bei ihren Machenschaften im Wege waren.

Widerstand bei den Einheimischen, Aufstände gegen die russische Schreckensherrschaft gab es durchaus im 17. Jahrhundert, so bei den Burjaten am Baikalsee und den Korjaken im äußersten Osten, und die Tschuktschen in der Tundra nördlich davon waren gar erst im 19. Jahrhundert endgültig unterworfen. Nie aber schafften es diese Völker, den Besatzern eine entscheidende militärische Niederlage zuzufügen.

Die Kosaken drängten unterdessen weiter nach Osten, den Zobeln hinterher. Deren Bestand war ja schon geschrumpft durch hemmungslose Jagd, und vor allem wurde es immer schwieriger, ihre Felle den Einheimischen abzuzwingen: Viele von ihnen waren in die Wälder geflohen vor den russischen Menschenschindern, die ihre Rentiere beschlagnahmten, ihre Jurten niederbrannten und ganze Familien erschlugen, wenn sie meinten, die Dorfgemeinschaft habe ihnen zu wenig Felle ausgehändigt.

Und so trieb es die Kosaken immer tiefer in das Land ohne Ende, aber mit Pelzen sonder Zahl. Die einen taten es im Auftrag eines Handelsunternehmens wie einst der Stroganows und später der Pelzhandelsgesellschaft für Russisch-Amerika, die anderen im Dienst nachgereister Pelzhändler, manche auch auf eigene Rechnung, einfach der Staatsgewalt voraus.

Denn gewiss hat die Freien unter den Kosaken etwas Ähnliches gereizt wie das, was der amerikanische Historiker Frederick Turner 1893 als das Freiheitserlebnis des Wilden Westens definierte: Seine Pioniere ritten auf dem Wellenkamm zwischen Zivilisation und Wildnis in einen Landozean scheinbar ohne Ende; jeden Tag hatten sie die Chance, westwärts zu ziehen in neues Niemandsland und dort die Herren zu spielen.

Russlands wilder Osten war zweieinhalbmal so groß wie Amerika westlich des Mississippi, doch wo der Wilde Westen – überwiegend in derselben geographischen Breite wie das Mittelmeer – im Norden schon aufhörte, fängt Sibirien im Süden erst an. Es war vor allem die beißende Kälte, die das vogelfreie Territorium im Osten von dem im Westen unterschied.

Selbst im Süden Sibiriens liegt ja der Januar-Durchschnitt bei minus 15 Grad, tiefer als auf dem Gipfel der Zugspitze, und Jakutien im Nordosten ist die kälteste besiedelte Region der Erde überhaupt, mancherorts mit minus 50 Grad als Durchschnittstemperatur im Januar und bis zu minus 71 Grad an den kältesten Tagen.

Zu allem anderen Elend bedeutet das: Permafrost, ganzjährig gefrorener Boden, der im Sommer an der Oberfläche taut und sie in eine Wüste von Schlamm verwandelt, da das Schmelzwasser nicht versickern kann. Und aus dem Sumpf steigen Heerscharen besonders großer, besonders bösartiger Stechmücken auf,

In den Bergen des fernen Ostens stecken Gold und Diamanten, Platin und Kupfer, Eisen und Zinn

„fliegende Blutegel", wie sie bei den Kosaken hießen.

Gemeinsam wiederum hatten Sibirien und der Wilde Westen, dass die Invasoren die Einheimischen ruinierten und dezimierten durch Enteignung, Pocken, Alkohol und Mord; nur dass die Kosaken gar nicht erst verhandelten oder Geschenke tauschten, wie es zwischen Weißen und Indianern doch zu Anfang häufig war, sondern die Ureinwohner von der ersten Minute an behandelten wie Vieh.

1639 erreichten die ersten zwanzig Kosaken das Ochotskische Meer. In den 57 Jahren seit Jermaks Sieg über Sibir hatten sie das Russische Reich, das im Westen an der Ostsee begann, im Osten bis zum Pazifik vorgetrieben.

Mehr als 6000 Kilometer von Moskau entfernt, eine Jahresreise, war an Nachschub nicht zu denken. So wurde Schießpulver knapp, die Jagd auf essbare Tiere zum Problem und Nahrungsbeschaffung zur Überlebensfrage. Hier wuchs kein Getreide, kein Gemüse, kein Obst, und der Skorbut ging um, der die Zähne ausfallen lässt.

Angewidert versuchten die Kosaken, sich nach Art der Jakuten mit rohem Fisch und rohem Robbenfleisch gesund zu halten. In ihrer Verzweiflung kauten sie Wurzeln und eingeweichte Birkenrinde, sollen sich auch an schon Verhungerten gesättigt haben.

Die Pelztiere sind schnell dezimiert – doch bald entdecken Prospektoren Schätze auch in Sibiriens Erde

Bevor der Winter einbrach, hatten sich zwanzig, dreißig Kosaken meist eine rohe Blockhütte gezimmert, einen einzigen Raum mit einem Steinofen darin und einem Rauchabzug im Dach – und das hieß: Enge jenseits aller Beschreibung, Zank und Langeweile, Qualm und Gestank. Waschen konnte sich keiner. Da wurde gespielt und geprahlt, gestritten und gegrölt, gestöhnt und gestorben, und der Reihum-Vergewaltigung der geraubten oder als Geiseln zurückgehaltenen Frauen sahen alle zu.

Neben den Zobelpelzen waren Frauen das begehrteste Tausch- und Handelsgut. Ob geraubte Einheimische, verwitwete Siedlerin oder Verbannte: Für zwei bis drei Zobelpelze wurden sie in den Forts und Lagern weitergereicht; mancher russische Beamte ließ sich gar einen Teil seines Tributs in Form von Frauen zahlen und legte sich einen Harem an.

Das größte Problem der Eroberer aber blieb die Versorgung mit Nahrung. Es war an Zeit, die Eroberung Sibiriens auf den Süden auszudehnen, wo Getreide und Gemüse gedeihen – dorthin also, wo mehr Menschen und hohe Berge das Vordringen leider beschwerlicher machten und es weniger Zobel gab.

Im hohen Norden Sibiriens liegt ja die Tundra mit Flechten, Moosen und Zwergsträuchern, bevölkert von Polarbären und -füchsen, Schneehasen und Rentieren; südlich des Polarkreises, im großen Mittelteil, die Taiga: Lärchen, Kiefern, Fichten, Birken im größten Wald auf Erden, mit Bären, Wölfen, Elchen und mit Zobel, Fuchs und Hermelin; im Süden Weiden, Ackerland und Hochgebirge.

So setzte der Militärgouverneur von Jakutsk 1643 einen Stoßtrupp von 133 Kosaken nach Süden in Marsch. Noch im selben Winter erreichten sie den Amur, der heute die Grenze zwischen Russland und China bildet, und nahmen Geiseln – diesmal, um Lebensmittel zu er-

pressen; Widerstand brachen sie mit Feuer, Folter und Vergewaltigung. Doch die Einheimischen riefen chinesische Truppen zu Hilfe, die Kosaken stießen zum ersten Mal auf eine schlagkräftige Armee und wurden vom Amur vertrieben. Erst 1858 setzte sich das Zarenreich dort fest.

Also doch nach Norden, wo sich weit jenseits des Polarkreises schon Siedlungen von Pelzjägern und Pelzhändlern gebildet hatten, nahe der Mündung der Kolyma ins Nördliche Eismeer beispielsweise. Und weiter nach Osten, wo noch immer Neuland winkte – bis 1648. Da war ganz Asien durchmessen: Die ersten Kosaken standen an der Beringstraße, Alaska gegenüber.

In den 66 Jahren, seit Jermak Sibir eroberte, hatten sie Russland auf der Jagd nach dem Zobel um 7500 Kilometer nach Osten ausgedehnt. Halb Asien für ein Tier! „Niemals sonst hat die Suche nach einem einzigen Produkt zum Erwerb eines so riesigen Areals geführt", schreiben die amerikanischen Historiker Lantzeff und Pierce.

Wo konnte es nun noch herrenloses Land mit noch mehr Zobeln geben? Schon 1648 versuchte es der Kosakenführer Semjon Deschnjow übers Meer. Von der Kolyma aus brach er mit rund 100 Mann in sieben Booten ins Eismeer auf, ausgerüstet mit Musketen, Brecheisen gegen die Eisschollen und Fallen für die Zobel, an denen alles hing.

Die Boote waren stabil, bis zu 18 Meter lang, bauchig, bis zu vier Meter breit, und mit einem Segelmast versehen. Vier der Boote gerieten bei einem Sturm im Eismeer außer Sicht und wurden nie wieder gesehen. Die drei anderen umsegelten im August die Tschuktschen-Halbinsel, den östlichsten Zipfel Asiens, dort, wo 85 Kilometer weiter Amerika beginnt. Aber davon ahnte Deschnjow nichts, und natürlich wusste er nicht, dass er das Rätsel gelöst hatte, das die europäischen Seemächte umtrieb: ob es eine Landbrücke zwischen Sibirien und Alaska gibt.

Von den drei verbliebenen Booten war eines gesunken und eines verschollen, als Deschnjow zum Einbruch des Winters das letzte Boot mit 25 Mann an Land setzte. Sie bargen Waffen und Werkzeuge, bastelten sich Schlitten und Schneeschuhe aus den Bootsplanken und fanden in der kahlen Tundra kein jagdbares Tier. Als endlich der Frühling kam, waren von den 25 Männern 16 übrig.

Jahre später erreichten sie Jakutsk, nach einem Hungermarsch von mehr als 3500 Kilometern durch zwei Winter mit minus 50 bis minus 60 Grad. So Ungeheures zu leisten gibt es auf Erden heute keinen Grund und keine Chance mehr – und so Schreckliches zu erdulden kaum noch ein Risiko.

Deschnjows Expedition also war vergeblich gewesen, doch blieben nördlich von China immer noch ein paar Reste Asiens zu erobern. 1661 wurde am Südrand des Baikalsees Irkutsk gegründet, südlich genug immerhin, um Getreide anbauen zu können. Und 1697 entdeckten die Kosaken das letzte große Stück Sibirien, das noch reich an Zobeln war: die Halbinsel Kamtschatka, die 1200 Kilometer weit nach Süden ragt, stürmisch, regnerisch, von vulkanischen Dreitausendern durchzogen, aber da und dort ebenfalls zum Ackerbau geeignet.

Gab es denn nun gar kein Jagdrevier mehr zu erobern? Sollten Habgier und Freiheitsdurst ihr Ende finden, bloß weil in Asien nichts mehr zu holen war? 1711 setzten die ersten Kosaken zu den Kurilen über, der Inselgruppe, die sich von Kamtschatka südlich bis nach Japan zieht.

1724 erteilte Peter der Große seinem dänischen Kapitän Vitus Bering den Auftrag, zu prüfen, ob es zwischen Sibirien und Amerika eine Wasserstraße gebe, mit deren Hilfe russische Schiffe durchs Polarmeer nach China segeln könnten. Die Nachricht, dass Semjon Deschnjow diese Straße schon fast 80 Jahre zuvor durchfahren hatte, schlummerte im Archiv des Gouverneurs von Jakutsk, und so ist es Bering, nach dem wir sie nennen.

1728 endlich war es so weit, dass Bering Deschnjows Fahrt wiederholen konnte – wieder aber ohne zu erkennen, ob es sich um die gesuchte Route handelte. 1732 rief die Zarin Anna, eine Nichte Peters des Großen, die Große Nordische Expedition ins Leben: Unter Leitung Berings wurde deutschen und französischen Wissenschaftlern – unterstützt von 3000 Zeichnern, Dolmetschern, Handwerkern und Soldaten – die Aufgabe gestellt, die arktische Region Sibiriens zu erforschen, sich über Japan kundig zu machen und in Amerika zu landen.

Dies schaffte Bering 1741. Auf der Rückfahrt erlitt er Schiffbruch und starb, 61 Jahre alt, mit 19 seiner Männer bei der Überwinterung auf einer Insel östlich der Kamtschatka, die seither seinen Namen trägt.

Zwei Frauen und ein Mann aus dem Nordosten Sibiriens in der traditionellen Tracht der Jakuten. Nach den Kosaken, die regellos in das weite Land einfallen, kommen schon bald reguläre Soldatenverbände, die in den eroberten Gebieten Forts errichten und so die Zarenherrschaft festigen

Die Überlebenden brachten indessen etwas Kostbares mit: die samtigen, silberglänzenden, Wasser abweisenden Felle eines seltenen Tieres, des Seeotters, bei den Pelzhändlern auch Kamtschatka-Biber genannt und im nördlichen Pazifik zu Hause. Zunächst fand die Jagd nach dem Otter auf den Alëuten statt, der lang gestreckten Inselgruppe, die sich östlich der Kamtschatka nach Alaska zieht, und wieder wurden die meisten Felle den Einheimischen geraubt oder abgepresst, mit allen Schandtaten gegen Frauen, Männer, Kinder, die die Russen auch in Sibirien verübt hatten.

Schon gegen 1770 waren auf sämtlichen Alëuten-Inseln die Seeotter fast ausgetilgt, und da die östlichste der Inseln nur durch einen schmalen Sund vom Festland Alaskas getrennt ist, war es ganz klar, dass die Jäger und Freibeuter nach Amerika übersetzten, den nächsten Seeottern entgegen. Chinas Mandarine vor allem kauften die Pelze und bezahlten dafür mehr als für den Zobel. An Russlands China-Handel hatte der Seeotter bald einen Anteil von 85 Prozent, und nach Irkutsk am Baikalsee schleppten chinesische Karawanen dafür Seide, Gold, Elfenbein, Porzellan und Tee ins Russische Reich.

Der Zarin Katharina der Großen missfiel die verworrene Geographie des unendlich fernen Ostens, und so setzte sie 1765 eine Expedition in Marsch, die Klarheit schaffen sollte. Auch wurde Alaska einerseits von Spanien beansprucht, weil es in jener Hälfte der Erde lag, die der Papst 1494 in dem unglaublichen Vertrag von Tordesillas Spanien zugesprochen hatte, während die andere Portugal gehören sollte; obendrein drangen aus Kanada die Briten nach Alaska vor, und auch spanische, portugiesische und französische Segler ließen sich vor den Küsten blicken, 1788 auch die ersten aus den jungen Vereinigten Staaten.

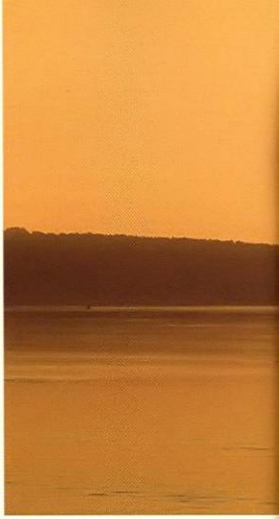
Nach den Indianern und deren etwaigen Rechten zu fragen war ja nicht üblich, dem alten Europa gehörte die Welt. Nur wem Nordamerika gehören sollte, darüber stritten sich Russen, Spanier, Briten und Franzosen. Die Zarin erklärte 1772 zunächst die Alëuten zu einem Teil Sibiriens.

Auf dem Festland aber waren die Kosaken längst durch das heutige Kanada bis ins nördliche Kalifornien vorgestoßen, immer längs der Küste, den Seeottern auf den Fersen. Es gab Scharmützel mit Indianern, nirgends aber organisierten Widerstand und noch keinen europäischen Soldaten.

In Madrid wurde man unruhig. Der Vizekönig des spanischen Mexiko bekam den Auftrag, eine Kette von Militär- und Missionsstationen nach Norden vorzutreiben, den Russen entgegen. Die sechste davon wurde 1776 unter dem Namen des heiligen Franz von Assisi gegründet, San Francisco de Asis.

Dichte Wälder, keine Straßen, kaum Siedlungen: Das riesige Land ist schnell erobert, aber schwer zu kontrollieren

Ostjakischer Hermelinjäger und keulenbewehrter Korjake: Dieses Volk kämpft mehr als 100 Jahre lang gegen die Eroberer, ehe die Russen in seinem Gebiet 1742 ein Protektorat errichten. Die Tschuktschen im äußersten unwirtlichen Nordosten kapitulieren nie; erst 1889 schließen sie sich dem Imperium an

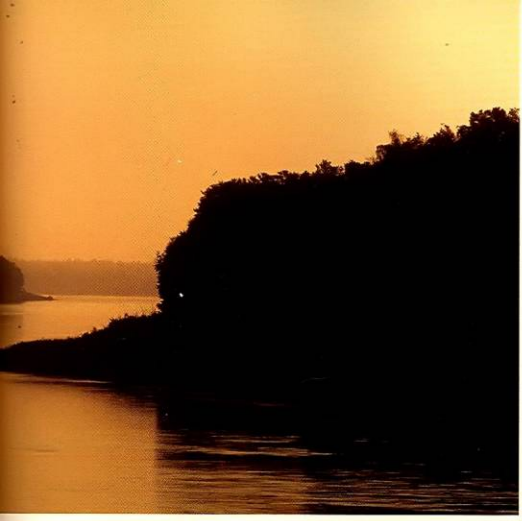


Wo es nicht weiter geht auf Strömen

Von der Ostsee über den Ural und den Pazifik bis nach Kalifornien! Das waren 60 Prozent des Erdumfangs auf dieser geographischen Breite; von St. Petersburg über den Atlantik und quer durch Nordamerika nach Kalifornien wären es nur 40 Prozent gewesen. Selbst heute, da man in neun Stunden von Moskau nach Kamtschatka fliegen kann, sind die Entfernungen in Russland schwer vorstellbar.

Was aber gehörte damals dazu, aus St. Petersburg nun auch noch Russisch-Amerika zu kontrollieren, wie es bald hieß! Welche Wege, welcher Aufwand an Zeit und Strapazen – und wohl auch: welch selbstverständliches Gefühl wahrhaft grenzenloser Macht, welche Fähigkeit, in riesigen Dimensionen zu denken und zu agieren! Noch Napoleon und Hitler sind daran zerschellt.

Dass die Grenzen des Zarenreichs um Jahresreisen



wie dem Jenissej, tragen die Kosaken ihre Boote über Land

auseinanderlagen, begann sich erst 1763 zu ändern: Da wurde mit dem Bau der längsten Straße der Welt begonnen, des Großen Sibirischen Postwegs. Nicht dass er je befestigt worden wäre, auch vor Wölfen war er nicht sicher. Aber nun wurden kleine Flüsse überbrückt, große mit Flößen als Fähren versehen, Sümpfe durch Brücken oder Knüppeldämme befahrbar gemacht, wurde eine Kette von Poststationen errichtet, mit Kutschen, Schlitten, Pferden, Zaumzeug, Werkzeug und Matratzenlagern, natürlich auch mit Wanzen, Läusen und Flöhen.

Hatte die Reise vom Ural nach Jakutsk zu Beginn des 18. Jahrhunderts noch durchschnittlich neun Monate gedauert, so ließ sie sich nun auf drei Monate verkürzen, auf sechs Monate zur Kamtschatka, 14 000 Straßenkilometer von Moskau entfernt; auf acht bis neun Monate nach Kalifornien.

Nicht auszudenken, hätten sich in Kalifornien Russen und Amerikaner noch im 20. Jahrhundert gegenübergestanden! Aber Russisch-Amerika existierte nur 100 Jahre lang, und in St. Petersburg blieb die ganze Zeit über strittig, ob die Seeotter und neue Jagdbeute wie Robbenfelle und Walross-Elfenbein den ungeheuren Aufwand lohnten. Nicht über die Beringstraße führte ja die Verbindung zu Russlands fernster Provinz, sondern von Kamtschatka aus – nach 14 000 Kilometern über Land – noch 1500 Kilometer über stürmisches Meer, wobei viele Schiffe verloren gingen.

Doch die Pelzhandelsgesellschaft für Russisch-Amerika fühlte sich stark genug, im August 1812 auf einer Klippe 80 Kilometer nördlich von San Francisco ein Fort mit zehn Kanonen zu errichten. Dass Napoleon zu dieser Zeit auf Moskau marschierte, darüber brauchte man sich in Kalifornien nicht aufzuregen – man erfuhr es sowieso erst 1813, als die Nachricht via New York bei den Kosaken am Pazifik eintraf.

1815 griff die russische Pelzkompanie sogar nach Hawaii. Auf der Insel Kauai, von Kamtschatka noch einmal durch 5000 Kilometer leeren Ozeans getrennt, schiffte sie Kosaken und einen Statthalter aus. Doch der Inselfürst wurde von Großbritannien und den USA unter Druck gesetzt und verjagte die Russen 1817. Von der Ostsee, vom Don übers Bering-Meer bis nach Hawaii, von der Arktis nun bis in die Tropen – das war, endlich, zu viel.

Zar Alexander I. hatte Hoheitsansprüche auf Hawaii erst gar nicht angemeldet, und auch in Nordamerika wollte er nicht so weit vorpreschen wie die Pelzhandelsgesellschaft: Als Südgrenze von Russisch-Amerika proklamierte er 1821 den 51. Breitengrad, der heute die Stadt Calgary im südlichen Kanada streift, und drei Jahre später zog er unter dem Druck Großbritanniens und der USA die russische Fahne an den Südrand des heutigen Alaska zurück. Viel aber hätte nicht gefehlt, und der wilde Osten wäre mit dem Wilden Westen zusammengeprallt.

Die Frage, ob eine russische Provinz auf der anderen Seite der Erde noch behauptet werden konnte, stellte sich in St. Petersburg neu nach der Niederlage im Krimkrieg 1856. Elf Jahre danach wurde Alaska, der Rest von Russisch-Amerika, für 7,2 Millionen Dollar an die USA verkauft. Uns kommt das wie ein Spottpreis vor, aber damals musste den Spott die amerikanische Regierung dulden.

Sibirien war inzwischen zur Kornkammer und zum Bergwerk Russlands geworden und zum Eiskeller der Verbannten. Um die Mitte des 19. Jahrhunderts lebten jenseits des Urals etwa drei Millionen Europäer, darunter etwa 150 000 Sträflinge, ferner 170 000 Kosaken und Soldaten, der Rest Bauern, Bergarbeiter, Goldschürfer, Fuhrknechte, Spekulanten und Leute, die untertauchen wollten; wiederzufinden waren sie so gut wie nie.

Die Bauern zogen mit ihren hochbeladenen Pferdewägelchen vor allem ins südwestliche Sibirien, angelockt von einer Umsiedlungsprämie des Zaren und dem Recht, sich Land zu nehmen. Das erste Hüttenwerk war 1699 entstanden, zehn Jahre nach der Krönung Peters I., bei den riesigen Erzlagern am Osthang des Urals. Langsam zeigte Sibirien seine Schätze: Eisen, Kupfer, Zinn, Quecksilber und Blei, Silber, Gold, Platin, Diamanten.

1871 erreichte das sibirische Telegrafenkabel Wladiwostok, Russlands neuen Hafen im Fernen Osten. Den Großen Sibirischen Postweg begleiteten nun bis zum Horizont die Telegrafenstangen, und wenigstens Befehle und Informationen waren nicht mehr diese quälend langen Monate unterwegs. Für Reise und Transport aber blieb immer noch alles wie zuvor – mit der Folge, dass bei Jules Verne „der Kurier des Zaren" 1876 von Moskau nach Irkutsk 82 Tage brauchte (freilich unterwegs von Tataren geschnappt und geblendet), zwei Tage länger als zur selben Zeit Jules Vernes Phileas Fogg um die ganze Erde. So blieb es, bis 1905 die Transsibirische Eisenbahn offiziell eröffnet wurde.

Der erste Spatenstich dafür fand im Mai 1891 in Wladiwostok statt. Der 23-jährige

Sibiriens Wälder, etwa im Gebiet von Kolyma im Norden, sind bis heute kaum erschlossen

Zarewitsch war dazu angereist, der drei Jahre später als Nikolaus II. den Thron bestieg, der letzte Zar. Hinwärts dampfte er von St. Petersburg durch die Ostsee, die Nordsee, die Biskaya, das Mittelmeer, den Suezkanal, das Rote Meer, den Indischen Ozean und das Chinesische und Japanische Meer; heimwärts sollte er Größe und Einheit des Zarenreichs demonstrieren, indem er durch Sibirien fuhr. Und obwohl vorauseilende Quartiermacher jedes Hindernis beseitigten, war er drei Monate unterwegs.

Natürlich machte Nikolaus Station im „Paris Sibiriens", in Irkutsk am Baikalsee – zwölf Jahre nach dem Brand, der die halbe Stadt zerstört hatte, weil sie aus Holz gebaut und weil die Feuerwehr kopflos war. Nun erhoben sich zwischen den Blockhäusern die steinernen Villen der Pelz-, Gold- und Teehändler aus Russland und China, ausgestattet mit Perserteppichen, silbernen Samowaren, feinstem Porzellan und oft mit einem teuren Klavier. Hölzern war noch das Hotel Metropol, wo die Ritzen zwischen den Balken mit Moos zugestopft waren; dort schütteten sich die Reichen in Gesellschaft polnischer Tänzerinnen bis zum Morgengrauen Wodka und Champagner in die Kehlen.

Beiderseits der Transsibirischen Eisenbahn wuchsen alsbald Industrie und Wohlstand, und Stalin machte Sibirien später zur Basis des sowjetischen Weltmachtanspruchs: Bergwerke, Kraftwerke, Stahl- und Aluminiumhütten, bedient von Millionen Zwangsarbeitern. Ruß, Zementstaub, Schwefelgase hüllten sie ein, verseucht wurden Böden, Flüsse und Seen.

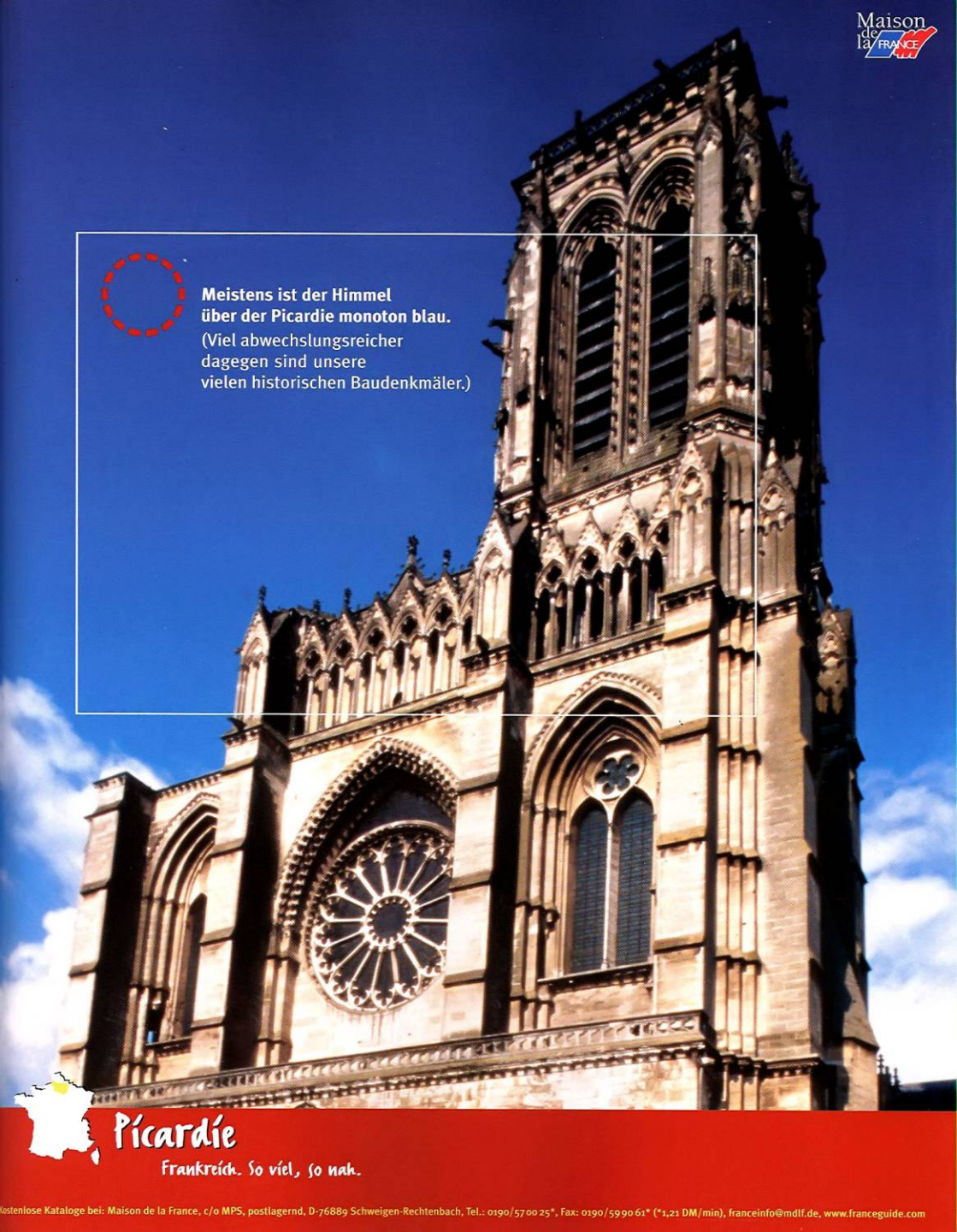
Die ersten Reisenden brauchen fast ein Jahr, um von Moskau ans andere Ende Sibiriens zu gelangen. Mit der Transsib dauert es nur noch elf Tage

Dabei verstand es die Sowjetunion (und versteht es Russland bis heute), sich aus den UN-Debatten über die Entkolonialisierung völlig herauszuhalten. Natürlich war und ist Sibirien eine Kolonie in des Wortes klassischem, übelstem Sinn: ein von Europäern unterworfenes, rechtloses, ausgebeutetes Land, wie einst Amerika, Afrika und Australien, nur eben nicht jenseits eines Meeres – und damit der merkwürdig eingeengten Schulbuch-Definition von „Kolonie" enthoben.

Sibirien heute: vergammelte Fabriken, Geisterstädte, geplünderte Häuser, geborstene Fernheizungsrohre, Erdöltümpel, vergiftetes Land. Nur dehnen sich die Taiga und die Tundra so ins Unendliche, dass in weiten Regionen die Natur noch immer regiert wie vor tausend Jahren. Auch sind die Menschen weniger geworden, viele Russen kehren Sibirien den Rücken; und die Zobel werden wieder häufiger. Zu einem blühenden Landstrich aber – wie Kalifornien im einst wilden Westen – hat es der wilde Osten nie gebracht.

Und während die Indianer Nordamerikas seit Generationen in die abendländische Folklore eingegangen sind, ja während selbst die Uraustralier längst den Sprung ins Weltgewissen geschafft haben, erheben sich die Burjaten, die Jakuten, die Kamtschadalen, die Tungusen erst jetzt allmählich aus den Wirren der russischen Geschichte. □

Wolf Schneider, 76, ist seit mehr als 50 Jahren Journalist. Eine Auswahl seiner GEO-Reportagen ist unter dem Titel „Am Puls des Planeten" erschienen (G+J-Bestellnummer G 0524; Adresse siehe Impressum).


Maison de la FRANCE
Meistens ist der Himmel
über der Picardie monoton blau.
(Viel abwechslungsreicher
dagegen sind unsere
vielen historischen Baudenkmäler.)
Picardie
Frankreich. So viel, so nah.
Kostenlose Kataloge bei: Maison de la France, c/o MPS, postlagernd, D-76889 Schweigen-Rechtenbach, Tel.: 0190/57 00 25*, Fax: 0190/59 90 61* (*1,21 DM/min), franceinfo@mdlf.de, www.franceguide.com

1605

20. JUNI

Immer wieder im Lauf der russischen Geschichte gelingt es selbsternannten Thronfolgern, die Eliten und das Volk zu täuschen und Anspruch auf die Zarenkrone zu erheben. Einer von ihnen schafft es 1605 sogar, den Thron im Moskauer Kreml zu besteigen

Die Menschen jubeln und feiern, als der Mann mit der Warze in Moskau einzieht. Seit Tagen hat er mit mehr als 20 000 Soldaten vor den Toren gelegen und seinen triumphalen Auftritt vorbereitet. Heute, am 20. Juni 1605, stehen begeisterte Männer in Kaftanen und Bastschuhen am Straßenrand, streuen Kinder Blumen vor die Hufe seiner Pferde. Frauen werfen sich auf die Knie und weinen vor Freude, und alle Glocken der 2000 Kirchen, Klöster und Kapellen läuten. Der Mann reitet über die mit Bohlen befestigten Straßen aus Sand, die sich in den nassen Jahreszeiten in Moraste verwandeln.

Er erobert eine ländliche Stadt mit Feldern und Holzhütten – Gebäude aus Stein gibt es in Moskau nur im Stadtteil Kitaj-Gorod, wo die reichen Kaufleute wohnen, und natürlich im Kreml, der Burg am Roten Platz, hinter deren hohen Ziegelmauern die Herrscher Russlands residieren. Der Mann mit dem hässlichen Mal auf der Nase will diese Festung heute in Besitz nehmen und den Thron des Zaren besteigen. Er nennt sich Dimitrij und behauptet, er sei der Zarewitsch – der letzte Sohn Iwans des Schrecklichen. Und er verspricht, Russland aus der *smuta*, der Zeit der politischen Wirren und der Hungersnöte, zu erretten.

Dabei gilt der jüngste Sohn Iwans des Schrecklichen mit Namen Dimitrij bereits seit 14 Jahren als tot. Offiziell hat es geheißen, der Achtjährige habe beim Spielen einen epileptischen Anfall erlitten und sei in ein Messer gestürzt. Doch das Volk hat das nicht geglaubt. Viele Untertanen unterstellten dem Regenten Boris Godunow, der im Namen von Dimitrijs älterem (und geisteskrankem) Bruder Fjodor herrschte, er habe den Thronfolger aus dem Weg geschafft. Tatsächlich gelangte Boris Godunow nach Fjodors Tod 1598 auf den Zarenthron.

1601 aber, zehn Jahre nach dem vermuteten Mord, kursiert in Moskau das Gerücht, der wahre Thronfolger sei noch am Leben. Statt seiner sei durch eine Verwechslung der Sohn eines Popen umgekommen.

Dieser Legende verdankt der Mann mit der Warze den Triumph, mit dem ihn Moskau empfängt. Denn er heißt in Wirklichkeit Grigorij Otrepjew und ist ein vermutlich aus der Kirche ausgestoßener früherer Mönch. 1601 taucht er erstmals am Hof eines Fürsten in Polen auf und gibt sich als Sohn Iwans des Schrecklichen aus. Als Beweis legt er ein edelsteinbesetztes Kreuz vor, das er zur Taufe erhalten haben will. Er beeindruckt seine Gastgeber mit genauen Kenntnissen der höfischen Umgangsformen. Und vor allem hat er wie Dimitrij eine Warze auf der Nase.

Die Polen begreifen schnell, dass sie mithilfe dieses Mannes ihre Ziele in Russland verwirklichen könnten. König Sigismund III. erkennt ihn schließlich als Zarensohn an, weil er auf Land- und Machtgewinn spekuliert und sogar hofft, selber Zar zu werden; die Magnaten lassen sich von dem angeblichen Zarewitsch Geld und Güter versprechen, und die katholische Kirche sichert ihm ihre Unterstützung gegen die Erlaubnis zu, Priester ins orthodoxe Russland schicken zu dürfen.

Im Sommer 1604 beginnt der falsche Dimitrij – der seine intimen Kenntnisse der russischen Verhältnisse einem längeren Aufenthalt im Kreml verdankt – seinen Sturm auf Moskau. Mit polnischer Hilfe rekrutiert er rund 2000 Reiter. Doch kämpfen müssen die Krieger selten, denn dieser Kavallerie geht ein enormer Propagandafeldzug voraus.

Mit Flugblättern, auf denen gegen den „Thronräuber" und „Unterdrücker" Boris Godunow gewettert und Dimitrij als Befreier gepriesen wird, gewinnt der falsche Zarewitsch die Herzen der Bevölkerung. Tausende schließen sich ihm an, und auch die

Truppen des Zaren Boris sind im Zwiespalt, wem sie folgen sollen. Am 21. Dezember schlägt Dimitrijs Heer, das inzwischen auf 15 000 Mann angewachsen ist, die dreimal größere Armee des Zaren mühelos in die Flucht. Boris Godunows Ende ist nahe.

Doch der erlebt den Einmarsch des Emporkömmlings nicht mehr: Am 13. April stirbt er an einem Blutsturz. Sein 16-jähriger Sohn Fjodor Godunow folgt ihm auf den Thron für etwa zwei Monate. Dann fällt er einer von Dimitrij angezettelten Verschwörung zum Opfer und wird am 10. Juni 1605 ermordet.

Jetzt ist der Weg frei für den Prätendenten. Aber Dimitrij wartet ab, bis sich die Lage in Moskau beruhigt hat. Erst dann zieht er am 20. Juni unter dem Jubel der Massen in die Stadt ein.

Dass so viele Menschen auf den falschen Zarewitsch hereinfallen, liegt nicht allein an dessen sicherem Auftreten und der so auffälligen Warze. Vielmehr mag kaum ein Russe wahrhaben, dass das geheiligte Geschlecht der Rjurikiden, dass die Dynastie Iwans des Schrecklichen ausgestorben sei. Die Erfolge des angeblichen Dimitrij gelten vielen gläubigen Moskowitern als Beweis für das Walten einer höheren Gerechtigkeit, die den wahren Herrscher Russlands wieder auf den Thron bringe.

Auch in den späteren Jahrzehnten und Jahrhunderten werden die Russen immer wieder Schwindlern vertrauen – 1607 sogar einem zweiten Pseudo-Dimitrij, und noch im 18. Jahrhundert solchen, die sich als Peter III. ausgeben. Denn immer lebt das Volk in großer räumlicher, sozialer und ideeller Distanz zu seinen Zaren: Und solchen von Gott berufenen Wesen nimmt man die erstaunlichsten Geschichten ab.

Und selbst wenn sich ein Zweifel regen sollte: Die Massen können sich keinen anderen Weg zum allgemeinen Glück vorstellen als die Erlösung durch eine Heilsgestalt. So glaubt das Volk lieber an ein Märchen, als die Hoffnung ganz zu verlieren. Auch Russlands Hochadelige, die Bojaren, lassen sich auf das Spiel mit dem falschen Zarewitsch ein – selbst wenn es viele durchschauen. Denn Boris Godunow hat es sich in den 21 Jahren seiner Macht wegen seiner Reformpolitik gründlich mit ihnen verdorben.

Nicht einmal ein Jahr nach Dimitrijs triumphalem Einzug aber verschwören sich die Bojaren gegen den neuen Zaren, weil sie in ihm das Werkzeug der Polen und Katholiken sehen und ihnen dessen Bruch mit den Traditionen am Hofe missfällt.

Sie stellen seine Herkunft in Frage und zweifeln damit seine Legitimität an. Dann putschen sie das Volk und das Heer zum Aufruhr gegen ihn auf, stürmen am 17. Mai 1606 den Kremlpalast, töten Dimitrij, verbrennen ihn und schießen seine Asche mit einer Kanone nach Westen.

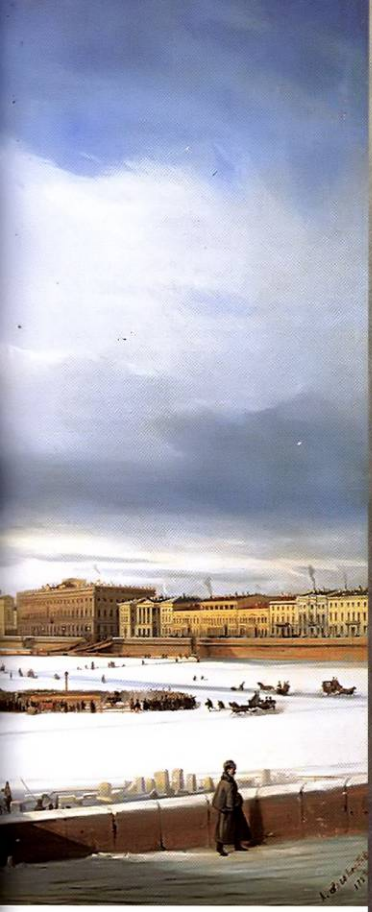
Dorthin, wo der einzige falsche Zar, der jemals Russland regiert hat, hergekommen ist. □

Grigorij Otrepjew, ein früherer Mönch, der 1601 auftaucht und behauptet, der Sohn Iwans IV. zu sein: Porträt eines unbekannten Künstlers

Torben Müller, 29, ist GEO-Redakteur.

Schlittenfahrt auf der Newa, 1854 festgehalten von Alexej Bogoljubow

IMPERATOR OHNE GNADE



Mehr als 30 Jahre regiert Peter I. das Land. Als er 1725 stirbt, hat er nach westeuropäischem Muster eine effiziente Verwaltung, eine starke Armee und eine leistungsfähige Industrie geschaffen – und die neue Hauptstadt St. Petersburg ins frisch eroberte Sumpfland der Newa gestampft. Er hat ein mittelalterliches Reich in einen modernen Staat verwandelt – allerdings mit barbarischer Brutalität

VON WOLF SCHNEIDER

Groß war er wirklich: 2,01 Meter oder 2,04 Meter oder gar 2,13 Meter, da sind sich die Quellen nicht einig – so ungewöhnlich hoch aufgeschossen jedenfalls, dass die meisten seiner Zeitgenossen ihm nicht einmal bis zur Schulter reichten. Wo immer er auftauchte, zog er eine Schar von Gaffern auf sich, wie die Riesen, die man damals auf den Jahrmärkten zur Schau stellte. Dabei hatte er dünne Beine, schmale Schultern und einen überraschend kleinen Kopf. Er war ein stürmischer Tänzer, er ging mit so weit ausgreifenden Schritten, dass seine Berater nur keuchend mithalten konnten.

Wer vor ihm stand, den irritierte er durch ständigen Wechsel des Standbeins, oft auch durch zitternde Verkrampfung von Händen, Armen und Schultern. Wer aber zu Peter aufblickte, der erschrak noch mehr: Sein Gesicht kam nie zur Ruhe. Er verzerrte die Lippen über wackelndem Kinn, er zwinkerte zwanghaft, und oft verdrehte er die Augen so, dass man nur noch das Weiße sah. Bei der Siegesparade nach der Schlacht von Poltawa scherte der Zar aus dem Festzug aus, galoppierte an ihm entlang und prügelte ohne erkennbaren Grund auf einen russischen Soldaten ein, wobei er Grimassen schnitt und die Beine abwechselnd nach vorn und hinten warf, zum Entsetzen aller Augenzeugen – so erzählte es Just Juel, dänischer Gesandter am Zarenhof.

Das Essen nahm Peter am liebsten im Stehen oder im Gehen ein. War er an feierlicher Tafel zum Sitzen genötigt, so griff er sich gern den nächstbesten Stuhl, warf also die ausgeklügelte Sitzordnung über den Haufen und trieb die Zeremonienmeister in Panik. Messer und Gabel hob der Zar manchmal zuckend und scheinbar gegen seinen Willen dem Gesicht entgegen. Seine Tischmanieren waren für Europas Diplomaten und Monarchen ohnehin ein Graus, ebenso seine nachlässige, oft schmuddelige Kleidung.

Die Anekdote schreibt dem Zaren sogar gestopfte Strümpfe und abgetragene Schuhe zu. Dem Bürgermeister von Danzig nahm er die Perücke vom Kopf und stülpte sie sich selber auf, weil er fror. Jedenfalls verband sich sein schrulliges, verletzendes Verhalten mit der neurotischen Hypermotorik zum Bild eines Menschen, in dessen Nähe es niemand ausgehalten hätte, wäre er nicht der Zar gewesen.

Mit der Garderobe gegen alle Sitten zu verstoßen und seine Umgebung zu verwirren, war für Peter offenbar ein Spaß. Er konnte sich auch sorgfältig kleiden – als holländischer Schiffszimmermann, als ausländischer General, ja zuweilen als Zar: Zur Hochzeit seiner Nichte trug er einen scharlachroten Umhang mit Zobelbesatz und ein silbernes Schwert.

Die Krämpfe von Gesicht und Gliedern aber waren seinem Willen entzogen. Viele Zeitgenossen und mehrere Historiker führen sie auf den Schock zurück, den Peter als Neunjähriger erlitt, als er, soeben zum Zaren ausgerufen, in eine mörderische Palast-Intrige verwickelt wurde.

Mord prägt seine Jugend

Im April 1682 war Zar Fjodor III. im Alter von 20 Jahren gestorben, kinderlos. Ihn überlebten zwei Geschwister aus der ersten Ehe seines Vaters, die 24-jährige Sofja und der 16-jährige Iwan, und aus der zweiten der neunjährige Peter. Dass dieser der neue Zar sein sollte, entschied die Versammlung der höchsten Würdenträger des Reiches, noch an Fjodors Todestag, denn Iwan, der Ältere, war geistig behindert.

Die Familie der ersten Frau fühlte sich düpiert und verbündete sich mit den Strelitzen, der ständig unzufriedenen Elitetruppe zur Bewachung des Kremls. Als das Gerücht aufkam, Peters Sippe habe den geistesschwachen Iwan ermordet, erhob sich die Kreml-Garde und brachte 40 von Peters Verwandten um. Das Kind musste zusehen, wie mehrere von ihnen, darunter sein Onkel und sein bester Freund, aus dem Fenster gestürzt wurden und auf die Lanzen der unten stehenden Strelitzen fielen; die vollendeten ihr Werk mit der Axt.

Sofja setzte ihren geistesschwachen Bruder als weiteren Zaren und sich selbst als Regentin für die beiden Knaben ein. Dem inzwischen zehnjährigen Peter ließ sie zwar das Leben und den Titel, doch hatte er die Seniorität seines älteren Halbbruders anzuerkennen.

Auf diese Weise von vielen protokollarischen Pflichten befreit, verließ Peter das düstere Kreml-Gemäuer, die geschlossene Welt der Höflinge und der Popen und zog mit seiner Mutter in eine Sommerresidenz in der Nähe von Moskau. Dort blieb er sieben prägende Jahre lang.

Er hatte zwei Hauslehrer, die ihm fromme Texte eintrichterten und es nie schafften, ihm eine ordentliche Rechtschreibung beizubringen. Bei einem Holländer lernte er Mathematik, mit größerem Erfolg. Historische oder geisteswissenschaftliche Werke las er nie in seinem Leben; seine spätere Bibliothek bestand vor allem aus Büchern über Schiffbau, Schifffahrt, Artillerie und Festungswesen.

Peter lauschte fasziniert den Erzählungen seines Erziehers Nikita Sotow über die Feldzüge seines Vaters, des Zaren Alexej. Und bald stellte er aus jungen Adeligen am Hofe „Spielregimenter" auf, kleidete sie in Uniformen, bewaff-

Unter dem Namen »Peter Michailow« und als Schiffbauer verkleidet besucht der Zar 1697 holländische Werften

nete sie und führte sie zu Manövern – die beileibe kein „Spiel" mehr waren: Manchmal hatten Tausende daran teilzunehmen, und es gab Verwundete und Tote.

Seine Neugier auf jedes Handwerk trieb ihn frühzeitig dazu, sich das Zimmern, das Tischlern, das Drechseln beizubringen, er schaffte sich eine Drehbank an und arbeitete an ihr, als müsste er mit ihr sein Geld verdienen.

Spezialisten kopieren für Zar Peter die Technik Westeuropas – wie diese Drehbank von 1729

Die Handwerker, die ihn voranbrachten, fand er in Moskaus Ausländervorstadt, einer merkwürdigen Einrichtung von großem Einfluss auf sein Leben. Ausländer – Deutsche, Holländer, Engländer, Schotten und Franzosen – hatte schon Iwan IV. im 16. Jahrhundert nach Russland geholt: Söldner, Handwerker, Kaufleute, Ärzte, Künstler.

Peters Vater, Zar Alexej, ließ für sie 1652 vor den Toren Moskaus eine neue Siedlung errichten, vor allem, um die Ausländer besser zu isolieren. Sie waren ja gefährlich mit ihrer falschen Konfession (Protestanten und Katholiken in einem orthodoxen Land), ihren unrussischen Sitten und ihrem überlegenen Können.

Ausländer sind seine Lehrer

In dieser Vorstadt nun ging der heranwachsende Peter ein und aus, sah allen Handwerkern über die Schulter, freundete sich mit Offizieren an, lernte Holländisch – und gewann offensichtlich jenen Eindruck, der für seinen Lebensweg und das Schicksal ganz Russlands bestimmend wurde: dass die Russen so werden müssten wie diese da. Also lernen, sich dem Westen öffnen; sich die Bärte stutzen; die Welt gewinnen!

Doch es dauerte noch lange, bis sich abzeichnete, dass Peter auch den Willen und die Macht entfalten würde, solche hochfliegenden Pläne zu verwirklichen. Als er 16 war, 1689, ließ er sich von seiner Mutter verheiraten. Zu seiner Frau erwählte sie die zwei Jahre ältere Fürstentochter Jewdokija Lopuchina, die von den Zeitgenossen als schön, aber ungebildet bezeichnet wurde. Schon bald betrog Peter sie mit Anna Mons, der Tochter eines westfälischen Weinhändlers aus der Ausländervorstadt; 1698 verstieß er Jewdokija.

Im August 1689 wurde Sofja auf Betreiben von Peters Mutter und einiger Bojaren gestürzt. Es begann damit, dass sie den – nicht eingeweihten – Peter mit der Begründung, sein Leben sei durch Strelitzen bedroht, in einer spektakulären nächtlichen Aktion ins Troize-Sergijew-Kloster schaffen ließen. Das war Russlands heiligster Ort, zugleich eine sichere Festung und in Notzeiten traditionell die Zufluchtsstätte der Zaren.

Peters „Flucht" sollte dem Volk signalisieren, dass das Leben ihres Zaren in Gefahr sei. Obwohl von den Ereignissen überrascht, erkannte der 17-Jährige sehr schnell, welchen Vorteil ihm der Aufenthalt im Kloster lieferte. Er sah sich am Zug – und war bereit, die Macht in die Hände zu nehmen.

Öffentlich ließ er verkünden, es nicht länger billigen zu wollen, dass eine Frau das Land regiere. Soldaten desertierten nachts in Scharen und machten sich auf zum Kloster; auch der Patriarch der russisch-orthodoxen Kirche nahm Peters Partei. Schließlich stellten sich sogar die Strelitzen an seine Seite – ihren Anführern war klar geworden, dass Peters Stern stieg. Mitte September wurde die Regentin Sofja in ein Kloster verbannt – wegen Amtsanmaßung und der angeblichen Absicht, den Thron zu usurpieren. Seinen Halbbruder Iwan V. dagegen ließ Peter unbehelligt (er starb 1696).

Die See fasziniert ihn lebenslang: Peter mit holländischen Schiffbau- und Nautikexperten

Im Herbst 1689 trat Peter, Enkel Michails, des ersten Zaren aus dem Hause Romanow, die Herrschaft an. Die Staatsgeschäfte überließ er allerdings noch einige Jahre seiner Mutter, um seinen Interessen nachgehen und seine Bildung vervollständigen zu können.

Als der Zar gerade 21 geworden war, 1693, unternahm er eine Reise in Russlands hohen Norden. Das Ziel: Archangelsk am Weißen Meer, einziger Seehafen des Zarenreichs. Die Schiffe, die Wogen waren für Peter eine Offenbarung. Er fragte die Kapitäne aus (Engländer und Holländer vor allem), er erkletterte die höchsten Masten, er gab bei einer holländischen Werft eine Fregatte in Auftrag und ließ eine russische Werft errichten.

Im Januar 1694 starb Peters Mutter. Zur Beerdigung erschien er nicht. Nun, spätestens, wäre es an der Zeit gewesen, dass der 21-Jährige die Regierung selbst in die Hand genommen, ja mit dem ungeheuren Werk begonnen hätte, das er doch vollbringen wollte, später pausenlos gehetzt von der Angst, sein Leben könnte dafür zu kurz sein.

Aber nein: Im Sommer 1694 reiste Peter wieder nach Archangelsk und gab sich seiner Lust an den Segelschiffen hin. Den Manövern zu Wasser entsprachen die Manöver zu Lande, die Peter im Herbst 1694 nahe Moskau befahl – Vorübungen für den Ernstfall.

Auch setzte er damals eine Sitte fort, die er seit mehreren Jahren pflegte und bis an sein Lebensende beibehielt: Vor allem an Feiertagen lud der Zar Freunde, Günstlinge, Höflinge, bis zu 1000 an der Zahl, zu einem mehrtägigen ritualisierten Besäufnis ein – der „Wahnsinns-, Spaß- und

»Blick auf die Kasan-Kathedrale« von Fjodor Alexejew (1811): Kirchen wie in Rom, Kanäle wie in

Venedig – Peter gibt seinen Nachfolgern das Muster vor für die Straßen, Gärten und Paläste seiner neuen Hauptstadt

Saufsynode", einem Mummenschanz mit zugewiesenen Rollen.

Da wurden Scheinprozesse geführt und Gottesdienste verspottet; ein Narren-Patriarch erschien mit einer Mitra auf dem Kopf, die einen nackten Bacchus zeigte; Peter selbst trat meist als Schiffstrommler oder friesischer Handwerker auf. Narren und Harlekine, Zwerge und Missgeburten sprangen zwischen den Zechern umher, Peter wollte das so; und wenn ein wasserköpfiger Liliputaner betrunken umfiel, dann steigerte sich noch das brüllende Gelächter.

Sonnenuhr und Schiffskompass: Nicht Kunstwerke wie andere Herrscher sammelt Peter I., sondern Präzisionsinstrumente

Ausländische Diplomaten, die mitunter zur Teilnahme genötigt wurden, berichteten entgeistert von solchen Lustbarkeiten. Just Juel, der dänische Gesandte, behauptete sogar, der Zar habe die Saaltüren von außen verschließen lassen, seine Gäste zum Saufen animiert und, selber nüchtern nach nur zwei Flaschen Wein, neugierig ihrem Lallen gelauscht, ihrem Gezänk, ihrer Selbstentlarvung.

1696, zwei Jahre nach dem Tod der Mutter und gerade 23 Jahre alt, brach Peter spät und jäh mit seiner merkwürdig lange gespielten Rolle als Handwerker und Hobby-Segler. Bündnisverpflichtungen gegenüber Venedig, Polen und dem Hause Habsburg zogen ihn in seinen ersten Krieg.

Die türkische Festung Asow an der Mündung des Don ins Schwarze Meer wollte er erobern. Der Angriff scheiterte – und das erst weckte Peters volle Kraft. Nun engagierte er in rasender Eile Schiffbauer und Zimmerleute aus England, Holland und Venedig, damit sie Flussschiffe bauten für den Don und Hochseeschiffe fürs Schwarze Meer. Auch österreichische Pioniere holte er sich und stellte eine Armee von 46 000 russischen Soldaten und 20 000 Kosaken auf die Beine.

Asow kapitulierte schon im nächsten Jahr, und Peter zog im Triumph in Moskau ein. Der Zar erschien in der Uniform eines deutschen Kapitäns, von keinem kirchlichen Würdenträger begleitet; ein Affront also für rechtgläubige Russen.

In den bewunderten Westen reiste Peter zum ersten Mal im März 1697, getarnt als „Peter Michailow" in einer Delegation von fast dreihundert Kammerherren, Priestern, Ärzten, Musikern, Lakaien, Soldaten und Dolmetschern. Mehr als vier Monate lang quartierte sich die Reisegesellschaft in Holland, dann für dreieinhalb Monate in England ein, den beiden Großmächten zur See.

Inkognito zu bleiben, gelang dem groß gewachsenen Zaren selbstverständlich nicht. Aber die Maskerade hatte einen Vorzug: Sie ersparte Peter und seinen Gastgebern alle protokollarischen Pflichten. Höhepunkt der Studienreise war für Peter ein Manöver der englischen Flotte. Deren Schönheit, Manövrierfähigkeit und Segelkunst faszinierten ihn. „Wenn ich nicht der Zar wäre, würde ich ein englischer Admiral sein wollen", soll er gesagt haben.

Von England reiste Peter im Mai 1698 über Holland in die Kaiserstadt Wien. Auf die geplante Weiterfahrt nach Venedig – von wo die stolzesten Schiffe kamen – verzichtete er, weil ihn die Nachricht ereilte, in Moskau revoltierten die Strelitzen.

Und so prallten im Sommer 1698 zwei Welten aufeinander: die alte, deren Symbol die Kreml-Garde, und die neue, von der Peter voll war: Seefahrt, Handel, Industrie! Dies alles galt es dem rückständigen, trägen Volk der Russen aufzuzwingen – sofort! 26 Jahre alt war der Zar, und weitere 26 Lebensjahre hatte er zur Verfügung, um Russland umzustülpen.

Schon am Tag nach seiner Heimkehr fing er damit an. Die vier meuternden Strelitzen-Regimenter waren von regulären Soldaten überwältigt worden, der Prozess gegen die Meuterer zog sich anderthalb Jahre hin; aber etwas anderes konnte sofort geschehen: Weg mit den langen Bärten, die fast alle Russen trugen – für sie der Ausdruck des Russentums und der Rechtgläubigkeit, für Peter das verhasste Signal, dass sie im Vorgestern verharren wollten.

Reformen, Schlag auf Schlag

Den Bojaren, den Hochadligen, die ihn zu seiner Heimkehr begrüßten, schnitt er sogleich mit eigener Hand die Bärte ab; nur ein paar Würdenträger wie der Patriarch von Moskau durften den ihren behalten. Bald schwärmten Beamte als Barbiere durch die Straßen der Hauptstadt und rasierten jeden Mann, den sie trafen.

1699 ordnete der von Peter eingesetzte Gerichtshof die Hinrichtung von 1182 der Strelitzen an, die gemeutert hatten. Sie wurden aufs Rad geflochten, ihre Köpfe auf Stangen gespießt und ausge-

Zirkel, Kompass, Schreibfeder: der Schreibtisch des Zaren

stellt, ihre Körper blieben monatelang am Galgen hängen, auch und gerade vor dem Fenster von Peters Halbschwester Sofja, der 1689 entmachteten Regentin. Bei der Hinrichtung soll der Zar selber die Axt geschwungen haben.

Im Jahr 1700 setzte Peter vier dramatische Akzente, schon von jener Ungeduld gejagt, die ihn bis zum Tod begleitete. Am 1. Januar: Neujahr ist an diesem Tag, wie im Westen – nicht mehr am 1. September wie nach dem alten russischen Kalender.

Am 4. Januar folgte auf das Bartverbot die Kleiderordnung: Kein altrussischer Kaftan und kein Schafspelz mehr, sondern deutsche, französische oder ungarische Mode, Vollzug noch in diesem Jahr! Bei Hofe überwachte Peter selbst die Garderobe, durch die Straßen Moskaus strichen Inspektoren, kassierten Geldstrafen und schnitten Überlängen ab.

Danach stellte er alle 560 Klöster seines Reiches mit ihrem riesigen Landbesitz und fast einer Million männlicher Leibeigener unter Staatsaufsicht; wer nunmehr Mönch werden wollte, musste die 50 überschritten haben – bis dahin sollte er produktive Arbeit leisten.

Und nun noch der Krieg. Im August 1700 erklärte Peter ihn der Großmacht Schweden – im Vertrauen auf sein Bündnis mit Dänemark und mit August dem Starken, Kurfürst von Sachsen und König von Polen. Zu Schweden gehörten die heutigen Länder Finnland, Estland, Lettland, dazu Bremen, Rügen und Vorpommern, und Finnland war mit Estland durch einen 50 Kilometer breiten Landkorridor verbunden, der Russland von der Ostsee abschnitt.

Aber Karl XII., der 18-jährige schwedische König, den alle Welt für ein Bübchen gehalten hatte, schlug nacheinander die Sachsen, die Dänen und im November bei Narwa in Estland die an Zahl vierfach überlegenen Russen, wobei er auch noch deren gesamte Artillerie erbeutete.

Sogleich ließ Peter ein Viertel aller russischen Kirchenglocken einschmelzen, damit wieder Kanonenrohre gegossen werden konnten; gerade aus Schweden hatte Russland ja das beste Eisenerz importiert.

Aus der Schmach von Narwa lernte Peter mehr als aus seiner Niederlage gegen die Türken fünf Jahre zuvor. Nicht darauf kam es an, einen raschen Sieg dagegenzusetzen, sondern eine Industrie aufzubauen, die Russland dauerhaft ebenbürtig machen würde. Noch 1700 gründete der Zar ein Bergbauministerium und warb im Westen Bergwerksspezialisten an; bei Peters Tod hatte Russland als Eisenproduzent England eingeholt. Hüttenwerke galt es zu bauen, Waffenfabriken, Tuchmanufakturen für die Uniformen, Segeltuchwebereien, alles auf den Krieg ausgerichtet, in staatlicher Regie und natürlich: schnell!

Alle Anstrengungen aber hätten Peter wenig genützt (und vielleicht hätte er nie der Große geheißen), wenn Karl XII. nun tief ins russische Kernland hineinmarschiert wäre, wie es nach Narwa in seiner Macht gestanden hätte. Doch zur allgemeinen Überraschung fiel er in Polen ein und ließ es geschehen, dass der besiegte Zar sich im Norden die 50 Kilometer Land bis zur Ostsee einverleibte.

Im östlichen Zipfel des Finnischen Meerbusens, im Mündungsdelta der Newa, eroberte Peter 1703 die dortige schwedische Festung und ließ acht Kilometer flussaufwärts auf einer Insel eine russische errichten, die Sankt-Petersburg.

Zwischen den Newa-Armen dehnte sich eine flache, öde Sumpflandschaft. Der Gedanke, dass man eben auf diesem feindseligen Morast, so hoch im Norden wie die Südspitze Grönlands, eine Stadt errichten könnte, Russlands Tor zur Welt, seine Hauptstadt sogar, eine Weltstadt vielleicht – der scheint Peter später gekommen zu sein, ganz klar erst 1709.

Wenn das keine fixe Idee bleiben sollte, musste freilich dreierlei zusammentreffen: die unbeschränkte Macht des Zaren über ein weitläufiges

1703: Die neue Hauptstadt entsteht – nach Plänen, die Peter persönlich kontrolliert

»Blick auf Schlosskai und Admiralität« von Fjodor Alexejew (1794): Als Zar Peter 172

stirbt, hat seine neue Hauptstadt an der Newa bereits ihr bis heute unverwechselbares Gesicht

Reich: sein Wille, von dieser Macht mit jeglicher Brutalität Gebrauch zu machen; und seine Besessenheit von der Vision, dass es kein höheres Ziel auf Erden gebe.

Es begann damit, dass Peter mehr als 80 000 Sträflinge, zwangsverpflichtete Bauern und schwedische Kriegsgefangene an die Newa kommandierte. Ganze Wälder mussten sie abholzen, um in den Sumpf die Pfähle zu rammen, die die Häuser tragen sollten.

Dass die Zwangsarbeiter zu Zehntausenden verreckten – verhungert, denn eine funktionierende Zufuhr von Lebensmitteln gab es nicht; ertrunken, denn den häufigen Hochwassern waren sie schutzlos ausgesetzt; erfroren, von Seuchen heimgesucht, von Stechmücken geplagt, von Wölfen belauert: Warum hätte ein Zar sich dafür interessieren sollen? Auch gab es bei weitem nicht genug Hacken und Schaufeln für die armen Teufel, dafür die Knute des Aufsehers, damit sie sich die Erde auch mit den Händen in die Jacke schaufelten, um sie wegzutragen.

Als schon im November 1703 das erste ausländische Handelsschiff, ein Holländer, in der Newa-Mündung Anker warf, um Wein und Salz auszuladen, wurde der Kapitän mit 500 Dukaten beschenkt. Nun musste man Baumeister und Bauhandwerker gewinnen, sie kamen aus Italien, Deutschland, Holland, Frankreich. Und vor allem musste Peter, so sah er es, sich um alles selber kümmern, um alles!

Hunderte von Bauskizzen von seiner Hand sind erhalten, zum Teil auf fernen Schlachtfeldern entworfen. Jeder Architekt hatte seine Pläne mit ihm durchzusprechen, er

selbst entschied über Boulevards, Brunnen, Brücken und Grünanlagen, und natürlich ließ er Orangenbäume aus Persien importieren und geheizte Hütten für sie bauen.

Endlich Sieg über Schweden

Ein Ukas, ein Erlass des Zaren, jagte den anderen: Ziegelsteine sind nur für Häuser da – die Knute für den, der sie für Gartenmauern verwendet, die Ziegelbrennereien kommen sonst nicht nach! Ahornbäume pflanzen – Drahtzäune um sie herum errichten, damit sie nicht beschädigt werden durch Kutschen oder Vieh! Wer noch in Holz baut, also die Fugen mit Moos abdichtet, muss das Moos vorher abkochen, sonst wird es zum Tummelplatz von Kakerlaken!

So befahl's der Zar und noch hunderterlei dazu. Die nicht litten und nicht starben, stöhnten unter seiner nimmermüden Schurigelei. Durfte er sich denn auf irgendjemanden verlassen außer auf sich selbst? War nicht er und nur er der Alleskönner, der Tischler, Drechsler und Schiffszimmermann, der Schmied, Kupferstecher, Feuerwerker, Matrose, Kanonier und Zar? Und auf der Trommel ein Artist? Und natürlich Zahnarzt, einen Sack voll Zähne will er gezogen haben, und Chirurg! Seine zitternden Freunde legte er unters Messer, wenn er es für nötig hielt, und wenn sie daran starben, war es wieder Peter, der sie sezierte.

Sieger über Karl XII. wurde er endlich auch. 1704 hatte der Zar in der zweiten Schlacht bei Narwa die Scharte von 1700 ausgewetzt, und 1709 brachte er bei Poltawa in der Ukraine dem schwedischen König eine dramatische Niederlage bei. Nun schien St. Petersburg nicht mehr bedroht, und sein Gründer, bis dahin noch mehr als mit seiner Stadt mit dem Krieg beschäftigt, konnte länger als nur ein paar Wochen im Jahr in ihr weilen. 1710 wurde der erste steinerne Palast vollendet,

Die Mäntel kurz, die Bärte ab. Westliche Mode wird Untertanenpflicht. Nur Träger einer »Bartlizenz« (oben) dürfen die alte Zier behalten

und zum ersten Mal stellte der Zar sein Petersburg als etwas vor, worüber es nie einen Ukas gab: als die Hauptstadt des Zarenreichs. Die Provinzgouverneure nämlich rief er dorthin zum Rapport.

Seinem Hofstaat befahl er, von Moskau nach St. Petersburg umzusiedeln. Freiwillig kam kaum einer: die Stadt eine lärmende Baustelle mit Baracken zwischen den Palästen, das Leben viel teurer als in Moskau, das Wetter feuchter und düsterer; auch fehlte das Hinterland mit Datschen und Jagdrevieren. Und obendrein gab jeder, der von der Moskwa an die Ostsee zog, das Signal, dass er ein Feind der Tradition, ein Lakai des Zaren sei.

In zwei Schichten von je 20 000 Mann nahm die Bauwut ihren Lauf. Schneller, schneller! 1713 befahl der Zar, dass alle wichtigen Exportgüter Russlands – Hanf, Leder, Pelze – über St. Petersburg verschifft werden mussten, nicht mehr über den Eismeerhafen Archangelsk. Die dortigen Kaufleute waren außer sich, die Schifffahrtswege zwar drastisch verkürzt, die Ostsee war aber ein immer noch überwiegend von Schweden beherrschtes Gewässer.

Und Menschen mussten her! 1714 befahl Peter tausend Adeligen, die im Staatsdienst standen, sich Villen in St. Petersburg zu bauen, auf eigene Kosten natürlich, und in die neue Hauptstadt umzuziehen, und nicht etwa an eine Straße ihrer Wahl, sondern an den Ort, den der Zar ihnen anwies. 1716 wies Peter die Provinzgouverneure an, Waffen-, Gold- und Kupferschmiede nach St. Petersburg zu schicken, auch Schreiner, Sattler, Stellmacher, Töpfer, Schneider, Schuhmacher, Maler, Buchbinder und Kerzenzieher.

Europa begann unterdessen staunend auf die Metropole zu blicken, die da im trüben Norden aus den Sümpfen wuchs, großzügig, ebenmäßig, voller Pracht, von der mächtigen Newa durchflossen.

Den heiklen Zustand, dass seine Hauptstadt immer noch gefährlich nahe an der Grenze zum schwedischen Machtbereich lag, begann Peter 1713 zu ändern – er eroberte Finnland. Im Jahr darauf brach er sogar die schwedische Vorherrschaft zur See: Bei Hangö am Ausgang des Finnischen Meerbusens siegte die russische Flotte, die zur Jahrhun-

Peter und sein Sohn Alexej: Der Zarewitsch flieht vor dem gestrengen Vater, wird verhaftet und zum Tode verurte

dertwende noch kein einziges hochseetüchtiges Kriegsschiff besessen hatte, unter Peters persönlichem Befehl mit überlegener Strategie über die Schweden.

Russland eine Seemacht – der Zar im Rausch. 386 Schiffe wurden während seiner Regierungszeit gebaut, darunter das größte Kriegsschiff der Welt, mit 100 Kanonen auf drei Decks bestückt. Schiffe waren für Peter offensichtlich nicht nur der Schlüssel zum Welthandel und zur Macht. Sie waren zugleich das Symbol einer bis ins letzte angepassten Technik, in der jeder Zentimeter zählte, einer perfekten Organisation, in der jeder den Platz kannte, auf dem er zu funktionieren hatte – ja der idealen Gesellschaft überhaupt: ein gemeinsames Ziel, eine klare Befehlsstruktur und für keinen eine Chance, faul zu sein.

Wenn nur alles viel, viel schneller ginge! Tyrannei waren die Russen ja gewohnt; ihr Zeitgefühl aber war noch dem vergleichbar, das in Westeuropa im Mittelalter geherrscht hatte, als man sich für den Bau einer Kathedrale hundert Jahre Zeit nahm. Und nun das Tempo als oberster Wert, das ganze Volk zum Vehikel einer Aufholjagd genommen! „Vergeudete Zeit kann nicht rückgängig gemacht werden, so wenig wie der Tod", schrieb Peter 1711 an den neu geschaffenen Senat, der sich um die Verwaltung der Provinzen zu kümmern hatte, und forderte ihn auf, alle Termine künftig vor dem Ablauf zu erfüllen.

Er foltert den eigenen Sohn

Die Trägheit seiner Untertanen trieb den Zaren dabei ebenso zur Verzweiflung wie der Mangel an Arbeitskräften, Handwerkern zumal. 1715 meldete die Marinewerft von St. Petersburg einen Fehlbedarf von 1450 Zimmerleuten. Bauern, die in die Tuchmanufakturen abkommandiert worden waren, rannten im Sommer zur Ernte wieder davon, und die Webstühle standen still. Woher genügend Waffenschmiede nehmen? Ukas: 300 junge Männer, die lesen und schreiben können, sind dazu auszubilden.

Und wie all die Segelschiffe bemannen, wie die Kanäle bauen, die Fabriken errichten, die Städte bevölkern? Landstreicher aufgreifen. Nur noch Mörder und Landesverräter hinrichten – Räuber werden begnadigt zu Brandmal, Knute und Zwangsarbeit. Die Faulen peitschen. Das ganze Leben zum Militärdienst machen. „Die Menschen in unserem Land sind wie Kinder, die ihr Alphabet nie lernen werden, wenn ihr Herr sie nicht dazu zwingt", schrieb Peter in einem Manifest über die Errichtung neuer Fabriken, und einem Vertrauten sagte er: „Wenn alle meine Untertanen gehorchen würden wie mein Hund, müsste ich sie nicht mit der Keule prügeln."

Der am schlechtesten gehorchte, war Peters Sohn Alexej, der Zarewitsch; aber es war nicht die Keule, die ihn umbrachte, es war die Knute. Als Kind hatte er durchaus versucht, seinem Vater zu gefallen. Mit 18 an die schwedische Front kommandiert, fühlte er sich jedoch überfordert und erkrankte lebensgefährlich. Dass er sich nicht für die Flotte interessierte und den Ausländern in Peters Umgebung misstraute, erhöhte die Spannung. Im folgenden Jahr wurde Alexej nach Dresden geschickt, um dort Deutsch, Französisch, Geometrie und das Festungswesen zu studieren. „Allergnädigster Herr und Vater!" begann ein Brief, den er an seinen Vater richtete.

Doch gnädig war der nicht. 1711 verheiratete er Alexej mit der Prinzessin Charlotte von Braunschweig-Wolfenbüttel, um einen Fuß nach Deutschland zu setzen; dass der Sohn das nicht wollte und die entmachtete Oberschicht sie hasste, weil sie eine Protestantin war, interessierte Peter nicht. Der Zarewitsch kränkelte, Tuberkulose wurde festgestellt, nach Karlsbad fuhr er zur Kur. Dem Zaren musste er als Nichtsnutz erscheinen.

„Du, mein Sohn, verschmähst all die Mittel, die dich nach mir zur Herrschaft tüchtig machen sollen", schrieb ihm Peter 1715, als Alexej 25 war. „Eigensinn nenne ich deine Unfähigkeit, da es dir weder an Verstand noch an Körperkraft gebricht … Vom Militärwesen willst du nicht einmal reden hören … Wem soll ich hinterlassen, was ich geschaffen und erobert habe? Einem, der verschleudert, was Gott ihm verlieh? … Obgleich ich dich dafür gescholten und geschlagen habe, so war doch alles umsonst. Du wolltest nichts tun als dich ergötzen." Er gebe dem Sohn noch einige Zeit, sich zu bessern; sollte dies nicht geschehen, so werde er sich von ihm trennen „wie von einem brandigen Glied".

Zwei Mäntel des über zwei Meter großen Zaren; der rote für den Winter, der grüne für den festlichen Auftritt

Alexej antwortete: Ja, er bitte darum, die russische Krone nicht tragen zu müssen – „weil ich untüchtig bin, ein Volk zu beherrschen, das keinen so verfaulten Menschen braucht, wie ich es bin". Von der Thronfolge schloss Peter ihn trotzdem erst mehr als zwei Jahre später aus; dann aber hatte Alexej kaum noch fünf Monate zu leben.

Der Zar trat im Jahr nach diesem Briefwechsel wieder eine große Auslandsreise an. Zunächst besuchte er die Könige von Preußen und von Dänemark. In Stettin schaute der vierjährige Kronprinz Friedrich zu ihm auf, der auch einmal „der Große" heißen sollte und als junger König den Zaren bewunderte. Aus Kopenhagen schickte Peter im August 1716 seinem Sohn das Ultimatum: Entscheide dich zwischen der Nachfolge und dem Kloster – und besuche mich unverzüglich in Dänemark!

Alexej aber tat einen Schritt, der an Europas Höfen ungeheures Aufsehen erregte: Er floh nach Wien, er desertierte sozusagen, und bat Kaiser Karl VI., seinen Schwager, um Asyl. Der wollte den Zaren nicht provozieren und quartierte den Zarewitsch erst in Tirol ein, dann in einer Festung bei Neapel, das vier Jahre zuvor österreichisch geworden war.

Peter, vor der Welt blamiert, strebte vor allem eines an: seines Sohnes wieder habhaft zu werden. 1717 schickte er zwei Unterhändler zu ihm, mit einem Brief, in dem es hieß: Obwohl der Sohn wie ein Verräter gehandelt und seinen Vater gekränkt und beleidigt habe, werde ihn keine Strafe erwarten, falls er nach Russland zurückkehre: andernfalls würde er auf ewig verdammt und als Verräter verfolgt werden. Alexej willigte in die Heimkehr ein, unter der Bedingung, dass er ein ungestörtes Leben in der Nähe Moskaus führen dürfe.

Im Januar 1718 kam der Zarewitsch in Moskau an. Zunächst blieb er straffrei, das war ja versprochen. Nur musste er leider gefoltert werden, wenn er die Namen seiner Komplizen nicht preisgab.

»Parade auf dem Schlossplatz« von Grigorij Tschernezow (1839): Das lang gestreckte Gebäude des Ge

alstabs und der Petersburger Winterpalast (rechts) – die heutige »Eremitage« – dienten als Kulisse imperialer Machtinszenierung

Existierte da nicht ein Netz von Verschwörern, die den Umsturz planten, um das alte Russland wieder herzustellen, und die auf Alexej als Verbündeten und den nächsten Zaren setzten? Wenige Tage nach seiner Heimkehr schloss Peter ihn von der Nachfolge aus und erklärte seinen zweijährigen Sohn Peter Petrowitsch zum Zarewitsch.

Die alten Eliten: entmachtet

Der entstammte Peters zweiter Ehe. 1703 hatte sich der Zar ein litauisches Dienstmädchen zur Mätresse genommen und es 1712 geheiratet. Martha Skawronskaja, später Katharina, gebar ihm acht Kinder, von denen nur zwei Töchter die Eltern überlebten; Peter starb mit vier.

Eine förmliche, verabredete Verschwörung gegen den Zaren gab es vermutlich nicht – wohl aber eine verhaltene Wut der gedemütigten Bart- und Würdenträger, eine Hoffnung, der Thronfolger werde ihnen zur alten Macht verhelfen und das meiste wieder tilgen, was Peters rasendem Reformeifer entsprungen war.

„Alles, was er in seiner gloriösen Regierung verändert, wird von den Russen mit Widerwillen und nur aus bloßem Gehorsam angenommen", schrieb F. C. Weber, der Geschäftsträger des Kurfürsten von Hannover in Moskau, im Februar 1718. Die meisten Russen erhofften Peters baldigen Tod und die Rückkehr zu den alten Verhältnissen. „Man weiß, dass Petersburg, Schiffe und Wasser, deutsche Moden und Bartscherer, alle ausländische Sitten und Sprache den meisten ein Gräuel sind ... Es wird in diesem Reich alles mal ein Ende mit Schrecken nehmen, weil die Seufzer so vieler Millionen Seelen wider den Zar zum Himmel steigen."

Alexej nannte Namen in seinen Verhören. Ihre Träger aber beschrieb er nicht als Verschwörer, sondern als Sympathisanten – als Männer also, auf deren Unterstützung er rechnete. Peter war über ihre Menge so erbost, dass er sein Versprechen vollends brach und seinen Sohn nun doch anzuklagen befahl.

Am ersten Tag des Prozesses gegen ihn bekam Alexej 25 Schläge mit der Knute, am zweiten nur noch 15, weil sein Gesundheitszustand sich verschlechtert hatte. Unter der Folter gestand er, wohl der Wahrheit zuwider, er habe seinen Vater stürzen wollen. Seine Mätresse kaufte sich frei mit der Aussage, Alexej habe zu ihr gesagt: „Ich werde die alten Würdenträger wieder in ihre Ämter einsetzen. Ich werde nicht in St. Petersburg, sondern in Moskau residieren. Ich werde keine Schiffe bauen und keine Kriege beginnen."

Da zögerte das von Peter eingesetzte Gericht nicht länger und verurteilte den Angeklagten zum Tode. Zwei Tage nach dem Urteil war Alexej tot – vermutlich von Schmerzen und Schwäche zerstört. Doch hält sich auch das Gerücht, man habe ihn auf Weisung Peters mit einem Kissen erstickt.

So oder so: „Peter der Schreckliche" hätte der Zar heißen können, wie – Iwan IV., der 1581 seinen Sohn in einem Wutanfall erschlug. „Er ist mein Vorgänger und mein Vorbild", sagte Peter über Iwan. „Einen Tyrannen können ihn nur Dummköpfe nennen, die die Zeitumstände verkennen und seine Verdienste vergessen."

Iwan der Schreckliche hatte seine Untat schluchzend bereut. Peter, in der Tat, weinte an dem Tag, an dem Alexej gestorben oder ermordet worden war, in der Abendandacht – man wird vermuten dürfen: aus Verzweiflung darüber, dass ein so großartiger Mann wie er mit einem Sohn geschlagen war, der auf der Lauer lag, das Lebenswerk des Vaters zu zerstören. Tags darauf feierte der Zar mit allem Pomp den neunten Jahrestag der Schlacht von Poltawa.

Die Mäuse begraben den toten Kater: satirisches Flugblatt zum Tode Peters

Sechseinhalb Jahre blieben Peter noch bis zu seinem Tod. 1721 setzte er kurzerhand das Oberhaupt der Kirche, den Patriarchen ab, installierte stattdessen einen Heiligen Synod, eine Bischofsversammlung unter der Aufsicht eines Staatsbeamten. Damit war die russisch-orthodoxe Kirche zur Staatskirche geworden.

Im September 1721 endete nach 21 Jahren der Nordische Krieg, der an der Stelle Schwedens Russland zur Großmacht im Norden machte und St. Petersburg mit großem Hinterland versah. Beim Dankgottesdienst donnerten die Kanonen aller 125 Schiffe der russischen Flotte, die auf der Newa ankerte. Danach verlieh der Senat dem Zaren die Titel „Vater des Vaterlands, Kaiser von ganz Russland, Peter der Große".

Peter hatte das Zarenreich zu einer Großmacht umgebaut. Das russische Imperium war geboren.

Bei den Feierlichkeiten kündigte der Kaiser an, er wolle die Last erleichtern, die das Volk trage. Es blieb bei den Worten. Die Taten waren wie eh und je: Arbeit! Disziplin! Fabriken, Bergwerke und Eisenhütten bauen, um Russland wirtschaftlich unabhängig, und rüsten, um es unangreifbar zu machen zu Lande und zur See. Aber auch: die Verwaltung modernisieren mithilfe ausländischer Experten. Schulen und Akademien gründen für Schiffbauer, Ingenieure, Ärzte, Artilleristen.

Er führte die lebenslange Wehrpflicht ein; die Soldaten wurden nun direkt vom Staat rekrutiert und besoldet, was Peter ermöglichte, seine 200 000 Mann starke Armee rasch und effizient zu mobilisieren.

Um die enormen Kosten seiner Reformen finanzieren

zu können, vereinfachte der Kaiser das Steuersystem: Er ordnete eine Kopfsteuer an, die am leichtesten zu schätzen und einzutreiben war. Nach schwedischem Vorbild schuf er ein neues, strafferes Verwaltungssystem, strukturierte Zuständigkeiten neu und etablierte Kontrollinstanzen.

Seine Beamten rekrutierte er aus einem neuen Dienstadel, dessen Rangstufen auf der jeweiligen persönlichen Leistung im Dienste des Staates basierte. Mit diesem „Verdienstadel" entmachtete Peter die alten Eliten. An die Stelle von Abstammung und sozialem Status trat das Leistungsprinzip (siehe Seite 161).

Auf seine Art war der Zar um das Wohl aller Russen durchaus besorgt – nur dass er allein entschied, worin es zu bestehen habe. Im Nacken musste er den Leuten sitzen, ihre Trägheit und Dummheit durch Dekrete bändigen. Auch seine engsten Vertrauten hielt er an kurzem Zügel. Wer seinen Befehlen folgte, hatte Angst, ob er sie auch richtig ausführte; wem ausnahmsweise kein Befehl vorlag, der blieb ratlos und meist untätig. Eine Initiative zu ergreifen, fiel niemandem ein.

Ukas: Jedem Russen ist es gestattet, Erze zu fördern, zu schmelzen, zu gießen und zu formen, egal, ob auf eigenem oder fremdem Land, der Boden gehört ohnehin dem Staat.

Ukas: Getreide und Heu werden nicht mehr mit der Sichel geschnitten, wie in Russland üblich, sondern mit der Sense gemäht. Die richtige Sense hat der Zar selbst skizziert. Der Gouverneur von Riga wird beauftragt, sensenkundige Bauern ausfindig zu machen und sie in die Provinzen auszuschwärmen zu lassen – Reiserouten, Verpflegung, Bewachung von Peter vorgegeben.

Exzessiv gelebt und regiert: Erst 52 Jahre alt ist der Zar, als er im Januar 1725 stirbt

Waren die Dekrete über Erz und Sensen noch geeignet, den Rückstand Russlands gegenüber dem Westen aufzuholen, so verbiss sich der Zar mit manischem Perfektionsdrang auch in die entlegensten Details. Meist stand er morgens um vier auf, um das selbstauferlegte Pensum zu bewältigen. Arbeitern und Soldaten am Kaspischen Meer verbot er, sich im Sommer von neun bis fünf ohne Hut im Freien aufzuhalten.

Peter – Wegbereiter Stalins?

Den Kerzenziehern schrieb er vor, dass Wachskerzen unten doppelt so dick wie oben und fünfmal so lang wie dick sein müssten, unten gemessen. Den Kadetten der Petersburger Marine-Akademie drohte er die neunschwänzige Katze an, wenn sie ihre Notdurft an anderen als den dafür vorgesehenen Plätzen verrichteten.

Peter der Große starb im Januar 1725 unter grässlichen Schmerzen an Urämie (Blutvergiftung durch Nierenversagen). Viele Russen schluchzten, noch mehr atmeten erleichtert auf, die meisten zitterten vor dem Vakuum, das plötzlich herrschte. Peter hatte zwar drei Jahre zuvor ein Statut erlassen, wonach es allein im Willen des regierenden Herrschers lag, seinen Nachfolger zu bestimmen – aber bestimmt hatte er keinen. So war es der Senat, der seine zweite Frau zur Nachfolgerin ausrief, das litauische Dienstmädchen, dem Peter noch die Zarenkrone aufgesetzt hatte im Jahr vor seinem Tod: Katharina I. sollte sie nun heißen.

Sie starb schon zwei Jahre später, und natürlich erwartete niemand, dass sie die Reformen ihres Mannes widerrufen hätte. Aber auch alle folgenden Zarinnen und Zaren beriefen sich auf Peter den Großen und nutzten sein Reformwerk so, wie sie es brauchen konnten; nie gab es eine ausdrückliche Abkehr von ihm.

Stalin nahm sich den Zaren sogar wieder öffentlich zum Vorbild, und möglicherweise hätte das Sowjetsystem sich nicht 70 Jahre lang behaupten können, hätte er nicht das Modell von Peters zentral gesteuertem Beamtenstaat und der totalen Passivität des Volkes vorgefunden.

Unstreitig ist Peter eine Zentralfigur der russischen Geschichte, unstreitig war er ein Beweger fast ohnegleichen, ein Berserker des Verändernwollens um jeden Preis, wie später Marx es predigte und Lenin es zu tun versuchte. Nimmt man Peters Körpergröße hinzu, seine zwanghafte Hypermotorik, sein phänomenales handwerkliches Können, so steht er vor uns als ein Unikum der Schöpfung. Und seine Grausamkeiten erscheinen, wenn man die Umstände von Zeit und Ort bedenkt, in milderem Licht.

In allen anderen Punkten waren die Meinungen vom Tage seines Todes an geteilt und sind es bis heute.

Hätte Russland ohne Peter 200 Jahre länger gebraucht, zum Westen aufzuschließen (der eine russische Historiker), oder gar 600 Jahre (der andere), oder hat der Zar (der dritte) Russland gar zurückgeworfen um anderthalb Jahrhunderte? War Peter „gottähnlich" (Michail Lomonossow/1755) oder war er der entscheidende Wegbereiter des Stalinismus (Ewgenij Anisimow 1989)?

Vielleicht kam der russische Philosoph Pjotr Kowalewskij in einer Studie von 1992 der Wahrheit am nächsten. „Wir könnten immerdar von Peters Größe schwärmen", schrieb er, „und doch die Fülle, den Glanz, den Wert seiner Leistungen nur unvollständig aufzeigen. Aber indem er schuf, zerstörte er. Allen, mit denen er zu tun hatte, fügte er Schmerzen zu. Er störte die Sicherheit, den Frieden, den Wohlstand, die Kraft, das Wohlergehen, die Rechte und die Würde aller, auf die er traf. Er machte das Leben unerfreulich für jedermann. Er verletzte intellektuelle, politische, soziale, finanzielle, familiäre und moralische Interessen. Kann man einen solchen Staatsmann lieben? Man kann es nicht. Solche Männer werden gehasst."

Große Männer sind immer anstrengend. Die auch noch „der Große" heißen, waren fürchterlich. □

IM DRITTEN ROM

Russlands Kirche – hier feiert der Metropolit von Pskow die Messe – sieht sich als einziger legitimer Erbe des Christentums und Moskau als das neue Byzanz. Zur Durchsetzung dieses Anspruchs verbündete sie sich mit den Zaren – bis die Zaren sie zu Handlangern ihrer Macht degradierten. GEOEpoche sprach mit dem Theologen Prof. Dr. Thomas Bremer darüber, was Russlands älteste Institution für die Russen bedeutet

GEO EPOCHE: Wie viel Macht hatte die orthodoxe Kirche in Russland, Herr Professor Bremer?

Prof. Bremer: Da muss man besonders die Zeit vor und nach Peter dem Großen unterscheiden. Bis Peter die russische Kirche zu einer vom Zaren abhängigen Staatskirche machte, war – zumindest im Prinzip – die byzantinische Maxime der Symphonia maßgebend für das Verhältnis von Kirche und Staat. In Konstantinopel resultierte daraus eine enge Verwobenheit, ja Einheit beider, die gleichberechtigte Teilhabe der Kirche an der staatlichen Macht.

Und dieses byzantinische Staats- bzw. Kirchenverständnis kam mit dem Christentum nach Russland?

Ja, die Ostslawen, die schon längst intensive politische Beziehungen zu Byzanz hatten, haben es Ende des ersten Jahrtausends in dessen byzantinischer Version übernommen. Der russische Staat wuchs ja im Süden, um Kiew herum, wohin man von Konstantinopel relativ einfach über das Schwarze Meer den Dnjepr hinauf gelangen konnte. Und bis ins 15. Jahrhundert war die russische Kirche Teil der Kirche von Konstantinopel.

Woraus bezog die Kirche in Russland konkret ihre Macht?

Nicht zuletzt aus der engen Verquickung geistlicher und weltlicher Interessen: Vergrößerte der Großfürst sein Herrschaftsgebiet, dehnte sich gleichzeitig die Kirche aus, gewann die Kirche durch Mission Seelen hinzu, wuchs auch die Macht des Fürsten. Nicht zuletzt aber gewann die Kirche Einfluss aus der – allerdings nicht immer problemlosen – Beraterfunktion der Metropoliten bei Hofe und natürlich aus der unablässigen Verpflichtung von Fürst und Volk auf die Prinzipien der Religion.

Waren Russlands Bischöfe auch Territorialfürsten wie damals schon im Deutschen Reich?

Das waren sie nicht.

Aber die Kirche verfügte doch über ungeheuren Landbesitz?

Ja, vor allem infolge der so genannten Klosterkolonisierung. Russland breitete sich von der heutigen Ukraine her nach Nordosten aus, und erschlossen wurden dort riesige Regionen besonders durch Mönche. Oft auf folgende Weise: Ein Mönch nahm sich vor, aus asketischen Gründen eine Zeit lang völlig allein zu leben, schied aus seinem Kloster aus, ging ein, zwei Tagereisen weit in den Wald und richtete sich eine Einsiedelei ein. Und obwohl sein originäres Interesse war, allein zu sein mit Gott und fern von den sündigen Menschen, haben sich bei diesem heiligmäßigen Mann allmählich Schüler eingefunden. Schließlich wurde ein neues Kloster gegründet, Hilfskräfte siedelten sich an, und so entstand ein Dorf. Bis wieder ein Mönch den Wunsch hatte, Eremit zu werden. Und so weiter.

Und diese Dörfer gehörten dann den Klöstern? Samt den Menschen, den Bauern, die für das Kloster arbeiteten und Erträge erwirtschafteten – den Leibeigenen?

Ja. Alle Landbesitzer, auch die Klöster, konnten die Bauern, die „Seelen", samt der Scholle verkaufen, auf der sie ackerten – sogar samt dem ganzen Dorf. Wobei man sagen muss, dass die Rechtsstellung der Bauern bei uns in Westeuropa bis in die Neuzeit kaum besser war. Nur hielt sich in Russland die Leibeigenschaft eben bis ins 19. Jahrhundert.

Schlug den russischen Kirchenführern da nicht das Gewissen?

Es gab im 15. Jahrhundert eine große Auseinandersetzung in der russischen Kirche darüber, ob sie Besitz haben dürfe. Die eine Richtung bestand darauf, dass die Kirche nach urchristlichem Vorbild arm sein müsse. Die andere aber argumentierte: Um auf gleicher Ebene mit der weltlichen Macht, dem Herrscher, verhandeln, ihm gegenüberstehen zu können, brauche die Kirche Besitz. Durchgesetzt haben sich schließlich die, die für den Besitz plädierten.

Und so wurden die Klöster steinreich?

Das kann man sagen. Trotzdem stand der Landerwerb bei den russischen Mönchen keineswegs im Vordergrund. Sondern: Wenn ein orthodoxer Christ ins Kloster ging, dann diente das seiner persönlichen Heiligung. Ganz anders als bei den klassischen Orden des Westens, die oft von der Idee des Welteinsatzes, von der konkreten Wirksamkeit nach außen geprägt sind. Die hatten von Beginn an auch ein zivilisatorisches Interesse und wollten Land in der Wildnis gewinnen.

Aber auch die Heiden bekehren und die Getauften belehren. Sie haben ihnen dann sogar Lesen und Schreiben beigebracht. Die russischen Mönche ebenfalls?

Auch die haben natürlich in den neu erschlossenen Gebieten missioniert, und auch in Russland stammt der größte Teil der schriftlichen Überlieferung, Chroniken, Urkunden und dergleichen, aus Klöstern. Jedoch: Sprachen, Philosophie und Naturwissenschaft wie im Westen wurden dort nicht gelehrt.

Und warum nicht?

Für russische Gläubige ist schon der Kirchenraum der »Himmel auf Erden«

Weil die russische Kirche, weil die gesamte Orthodoxie einen grundsätzlich anderen Ansatz gegenüber der Religion hat als die Kirchen im Westen. Der Hauptgrund dafür ist, dass die Scholastik, die spekulative Theologie und Philosophie, im Osten praktisch nie eine Rolle spielte. Deswegen entstanden im alten Russland keine Universitäten aus kirchlichem Hintergrund wie im Westen, wo die scholastischen Denker nicht nur theologische Fragen stellten, sondern auch solche des Rechts, der Naturwissenschaften, der Medizin.

Folgt denn aus jener anderen Denktraditon auch ein anderer Glaube?

Ein anderer Glaube nicht: Ost wie West halten mit geringen Varianten am Glaubensbekenntnis der Konzilien von Nikäa und Konstantinopel aus dem 4. Jahrhundert fest. Aber ein anderer religiöser Stil.

Und wie äußert sich der?

Nehmen Sie das Beispiel der Sakramente. In der orthodoxen Tradition heißt ein Sakrament Mysterium, also Geheimnis. Und während im Westen genau festgelegt ist, was ein Sakrament wie die Taufe ausmacht und was notwendig ist, damit Gott darin handelt, sagt man in der Orthodoxie: Wir glauben an die Wirksamkeit der Mysterien, aber wie das funktioniert, ist ein Geheimnis. Und wenn ein berühmter orthodoxer Theologe schreibt: Die Ikone ist ein Mysterium, dann könnten Sie das sogar übersetzen: Die Ikone ist ein Sakrament. Weil Gott in einem solchen Bild irgendwie anwesend ist – wie, weiß niemand, aber es genügt, es zu glauben. Auch hinter der Ikonostase, der Bildwand, die den Altarraum vom Kirchenschiff trennt, vollzieht sich für die Gläubigen ein Geheimnis, das unterstrichen wird von der Schönheit der liturgischen Gesänge, der Pracht der Priestergewänder, von den Kerzen, dem Weihrauch. Durch die Tür in der Ikonostase ist der Altar zwar manchmal zu sehen, doch richtig mit kriegt man nicht, was da geschieht. Die Gläubigen empfinden die Ikonostase aber nicht als Abgrenzung, sondern als Verbindung zur göttlichen Welt, die einem ja der Blick auf die Ikonen gewährt, in denen Gott präsent ist.

Spielt also die Emotion im russisch-orthodoxen Gottesdienst eine größere Rolle als im westlichen?

Ich möchte es anders formulieren: Für die Liturgie ist nicht die rationale Durchdringung, nicht das Verstehen die zentrale Kategorie, sondern die Erfahrung.

Hat dieser andere religiöse Stil auch das russische Weltverständnis geprägt?

So könnte man sagen. Hier das Fassbare, das Konkrete, dort das Urbild, das Ideal, an das ich sowieso nicht herankomme, sondern nur an dessen Schatten. Der alte Unterschied zwischen Aristoteles und Platon.

Was unterscheidet die russische Kirche denn noch von den westlichen Kirchen, insbesondere der römischen?

Heute vor allem der Primatsanspruch des römischen Papstes, dessen „Unfehlbarkeit" in Glaubensdingen. Er ist das Kernproblem zwischen Rom und der Orthodoxie. Denn nach orthodoxer Auffassung kann kein Einzelner Glaubenswahrheiten festlegen, das dürfen nur Konzilien. In der Orthodoxie hat kein Metropolit – das ist ein für mehrere Bistümer zuständiger Erzbischof –, ja nicht einmal ein Patriarch, der oberste Bischof einer Landeskirche, Weisungsbefugnis.

Er hat der Kirche also nichts zu sagen?

Doch. Er beruft die Bischofsversammlungen ein, die Synoden, und führt den Vorsitz. Aber die Beschlüsse werden von allen Bischöfen gemeinsam gefasst. Patriarch und Metropolit sind lediglich Ehrenränge, die nicht zuletzt die Stadt hervorheben, in denen sie ihren Sitz haben.

Aus politischen Gründen?

Ja. Zum Beispiel wurde aus dem „Metropoliten von Kiew" erst dann der „Metropolit von Moskau" – der Stadt des Großfürsten –, als sich 1448 unter dessen Druck die russische Kirche von Konstantinopel löste. Dabei hatten die „Metropoliten von Kiew" schon seit 200 Jahren in Moskau amtiert.

Und wie anders erleben die Russen selbst ihre Kirche in ihren Gemeinden?

Der Gäubige sucht sich, anders als bei uns, seine Gemeinde zumeist selber aus. Das heißt: Er geht in diejenige Kirche, die er bequem erreicht oder in der er sich spirituell beheimatet fühlt.

Wie Gott wirkt, zählt nicht. Nur dass er es tut

Die Gläubigen sind also nirgends registriert?

Nein, und deswegen fehlen auch exakte Angaben über deren Zahl. Es gab und gibt ja keine Kirchensteuer, für die eine Erfassung aller Gläubigen nötig wäre.

Womit finanzierte sich denn die russische Kirche?

Vor Peter dem Großen und Katharina II. hauptsächlich mit den Erträgen aus Kirchenbesitz. Nachdem die beiden die Kirche weitgehend enteignet hatten, alimentierte sie im Wesentlichen der Staat – bis zum Ende des Zarenreiches.

Lassen Sie uns bitte auf die politische Wirksamkeit der russischen Kirche zurückkommen. Hat sie nach dem Untergang von Byzanz im Jahre 1453 die Idee von Moskau als dessen Erbe, als „drittes Rom", aus religiösen Gründen verfolgt, oder war das eine eher politische Idee?

Da gibt es schon einen theologischen Ansatz. Der russisch-orthodoxen Tradition zufolge hat Kaiser Konstantin Konstantinopel – das „zweite Rom" – im 4. Jahrhundert gegründet, um sich von ersten, dem „heidnischen" Rom zu distanzieren. Danach gibt es nur ein christliches Kaisertum, das in Konstantinopel, und nur eine Rechtgläubigkeit – die Orthodoxie Konstantinopels. Aber als sich Konstantinopel 1439 auf dem Konzil von Florenz-Ferrara vorübergehend mit Rom vereinigt, empfinden die Russen das als gottlosen Verrat. Daraufhin macht der Großfürst von Moskau die russische Kirche selbstständig und lässt einen russischen Metropoliten wählen. Das zweite Rom geht dann 1453 durch die Osmanen unter, und somit ist Moskau das dritte Rom.

War diese Idee vom dritten Rom, die ja den Moskauer Herrscher als Erben des byzantinischen Kaisertums proklamierte, für die Bewusstseinsbildung der Russen als Nation von Bedeutung?

Zu jener Zeit hat ein nationales Bewusstsein überhaupt keine Rolle gespielt. Nation wurde allenfalls als Reichsnation von Leuten gedacht, die politisch handelten. Nation als ethnischer Begriff ist eine Geschichte des 18., 19. Jahrhunderts. Hätte man früher jemanden gefragt, wer er sei, so hätte der wahrscheinlich geantwortet: „Ich bin der Sohn des Soundso im Dorf XY. Ich bin orthodoxer Christ." Und vielleicht noch: „Mein oberster Herr ist der Zar." Aber er hätte nie gesagt: „Ich bin Russe." Oder gar: „Ich bin Bürger des russischen Reiches." Das war damals nicht relevant.

Ab wann wurde russisch und orthodox gleichgesetzt?

Diese Identitätsvorstellung hat sich allmählich entwickelt – genauso wie das Bewusstsein von der nationalen Identität. Und wie diese hat sie sich erst sehr spät, im 19. Jahrhundert, durchgesetzt. Dann aber stand für den Staat außer Frage, dass ein Russe orthodox zu sein hat. Nur denen, die eindeutig anderer Nation waren – etwa die eroberten Polen – wurde zugestanden, eine andere Religion auszuüben. Russen aber war es sogar verboten, zu einer anderen Konfession zu konvertieren.

Umgekehrt aber konnten Nicht-Russen zur Orthodoxie wechseln? Wie Katharina II., die sich zur Orthodoxie bekannte, bevor sie zur Zarin gekrönt wurde?

Ja, Katharina, die deutscher Herkunft war und keinen Tropfen russischen Blutes in sich hatte, identifizierte sich mit ihrer Konversion praktisch als Russin …

(Gerd-R. Lang, Uhrmachermeister und Gründer der Chronoswiss, München)

„Zeitgeist finden Sie nicht in meinen Uhren." Also nicht das Oberflächliche, Modische, Flüchtige. Sondern zeitlose Präzision, fanatische Akribie und die unumstößliche Verbundenheit zu beständigem, bodenständigem Handwerk. Meine Uhren passen so gesehen vielleicht nicht mehr in die Zeit. Aber ganz bestimmt zu Menschen, die diesen Anachronismus mit mir teilen. Hätten Sie ein paar Minuten Zeit für mein „Buch mit dem Tick"?

Chronoswiss, Elly-Staegmeyr-Str. 12, 80999 München,
Telefon (0 89) 89 26 07-0, Telefax (0 89) 8 12 12 55
www.chronoswiss.de

CHRONOSWISS
Faszination der Mechanik

Wie eine Kerze erhellt Christus die Welt: Die Orthodoxie schätzt Symbole

Erfahrung ist wichtiger als Verstehen

...und auch als Oberhaupt der Kirche?

Ja, seit Peter dem Großen kontrollierten die Zaren die Kirche. Fasziniert von westlichen Ideen, wie er war, hat Peter mit der Tradition der Symphonia gebrochen und die Kirche nach westlichem, nach protestantischem Vorbild organisiert. Er hat das Amt des Patriarchen abgeschafft und statt dessen den „heiligsten, dirigierenden Synod" eingesetzt, praktisch eine Bischofsversammlung. Und deren Vorsitzender wurde der Oberprokuror – ein Beamter des Zaren und nur diesem verantwortlich. Damit übernahm der Zar die Kontrolle über die Kirche und über den kirchlichen Besitz.

Welche Konsequenzen hatten Peters Reformen noch für die Kirche?

Letzten Endes auch positive. Nun konzentrierten sich viele Mönche, sozusagen vom Besitz befreit, wieder mehr auf Frömmigkeit und Askese. Und auch die Kirche blieb von westlichen Ideen nicht völlig unbeeinflusst: Immerhin begann die Entwicklung einer theologischen Wissenschaft, und es entstanden geistliche Akademien, in Moskau, in Kiew.

War denn jene Öffnung der Kirche gegenüber dem Westen von Dauer?

Nein, Öffnung ist auch ein viel zu starkes Wort. Insbesondere den Ideen der Aufklärung wie dem Humanismus gegenüber hat sich die russische Orthodoxie energisch abgeschottet...

...und im Zarenreich die gesellschaftliche Entwicklung gebremst?

Das ist ein bisschen komplizierter: Als diese Ideen im frühen 19. Jahrhundert trotz aller Zensurmaßnahmen Russland erreichten, trafen sie dort auf Sympathisanten – die „Westler". Diese meinten wie Peter der Große, nur die Öffnung nach Westen garantiere den Anschluss an die Zukunft. Weit größeren Einfluss aber gewannen die „Slawophilen", die alles Westliche für gefährlich hielten – und das waren keine Vertreter der Kirche, sondern gehörten zur Intelligenz. Sie propagierten, Peters Politik sei grundfalsch gewesen. Vielmehr müsse sich Russland auf die russischen Tugenden und Traditionen besinnen. Ihre Argumente wimmelten von Begriffen wie Nation, Volk, Abstammung, Russisch-Sein, ursprüngliche Werte, das ideale russische Dorf, Familie, Gemeinschaftlichkeit. Auch verstanden sie sich als Eurasier – Russland sei sowohl europäisch als auch asiatisch – und beschworen eine mythologische Herkunft der Russen vom legendären asiatischen Steppenvolk der Skythen. Und natürlich spielte für diese Leute die Orthodoxie eine zentrale Rolle, weil diese Russland besonders deutlich vom Westen abhebt.

Die Slawophilen haben also eher die Kirche instrumentalisiert als umgekehrt?

Ja, aber sie haben an ihre Ideen auch mit fast religiöser Inbrunst geglaubt – vor allem an die Grundidee, Russland sei mit keinem anderen Land der Welt vergleichbar. Und das sagt ja Russlands Präsident Putin auch heute.

Herr Professor Bremer, wie schätzen Sie die gegenwärtige Renaissance der Orthodoxie in Russland ein?

Es scheint, als wollte die Kirche ihre alte Position – von vor 1917 – in der Gesellschaft wieder anstreben. Sie reklamiert für sich, Schutzherrin der russischen Nation zu sein – auch der Russen außerhalb Russlands, in anderen GUS-Ländern. Tatsächlich ist Russland ja heute auf der Suche nach einer Identität – staatlich und gesellschaftlich. Da bietet die Kirche sich an: Sie ist ein vorrevolutionäres Phänomen, hatte nichts mit dem Kommunismus zu tun, ist verfolgt worden, ist russisch, ist national. Viele Menschen, deren Identitätsverständnis nach den Veränderungen der letzten Jahre beeinträchtigt ist, sehen in der Kirche einen Hort der Stabilität. Umfragen zufolge ist sie derjenige Faktor in der Gesellschaft, dem das meiste Vertrauen entgegengebracht wird. So bekennen sich viele Russen heute als orthodox, ohne überhaupt in die Kirche zu gehen und zu beten. Und viele würden auf die Frage: Glauben Sie an Gott? mit „Nein" antworten und dennoch sagen: „Ich bin orthodox." □

Mit **Prof. Dr. Thomas Bremer**, 43, vom Ökumenischen Institut der Katholisch-Theologischen Fakultät der Universität Münster sprachen **Ernst Artur Albaum** und **Ulrike Hartung**.

Nichts ist so spannend wie Geschichte. Nichts ist so günstig wie das Mini-Abo von DAMALS.

Gotteswerk aus Menschenhand: DAMALS erzählt die Geschichte der gotischen Kathedralen.

DAMALS ist das anspruchsvolle Geschichtsmagazin, mit dem Sie jeden Monat Geschichte von ganz neuen Seiten kennenlernen: Fakten und Hintergründe, Ereignisse und Schicksale – spannend, ausführlich, fundiert, mit großem Serviceteil im Heft und online zu Ausstellungen, Museen, TV- und Radiosendungen, Leserreisen, Büchern und vielem mehr.

Jetzt können Sie DAMALS im Mini-Abo besonders günstig testen: 3 Ausgaben für nur 18,– DM statt 34,50 DM im Handel. Gratis dazu erhalten Sie als Dankeschön fürs Testen eine hochwertige Armbanduhr. Einfach Coupon ausfüllen und abschicken. Die Zeit läuft!

Besuchen Sie uns im Internet: www.damals.de

Widerrufsrecht: Mir ist bekannt, daß ich die Vereinbarung innerhalb von 14 Tagen bei DAMALS Leser-Service, PF 1280, 82197 Gilching widerrufen kann. Die Frist beginnt mit der Absendung der Bestellung (Poststempel).

Ihren Bestell-Coupon ausfüllen und per Post senden an: DAMALS Leser-Service, PF 1280, 82197 Gilching oder per Telefon: 0 81 05 / 38 81 75, Fax: 0 81 05 / 38 82 20.

❑ **Ja, ich teste 3 Monatsmagazine DAMALS mit über 48% Ersparnis:** Schicken Sie mir die nächsten 3 Ausgaben zum Test-Preis von 18,– DM und gratis dazu die hochwertige Armbanduhr. Wenn ich danach DAMALS nicht weiter abonnieren möchte, teile ich Ihnen das spätestens 10 Tage nach Erhalt der 3. Testausgabe mit. Andernfalls erhalte ich DAMALS monatlich zum Abo-Preis von 9,90 DM statt 11,50 DM im Handel – mit dem Recht, jederzeit zu kündigen.

Name, Vorname

Straße, Nr.

PLZ, Ort

Geburtsdatum

Datum, Unterschrift

Mein Zahlungswunsch (bitte ankreuzen):
❑ gegen Rechnung ❑ durch Bankeinzug

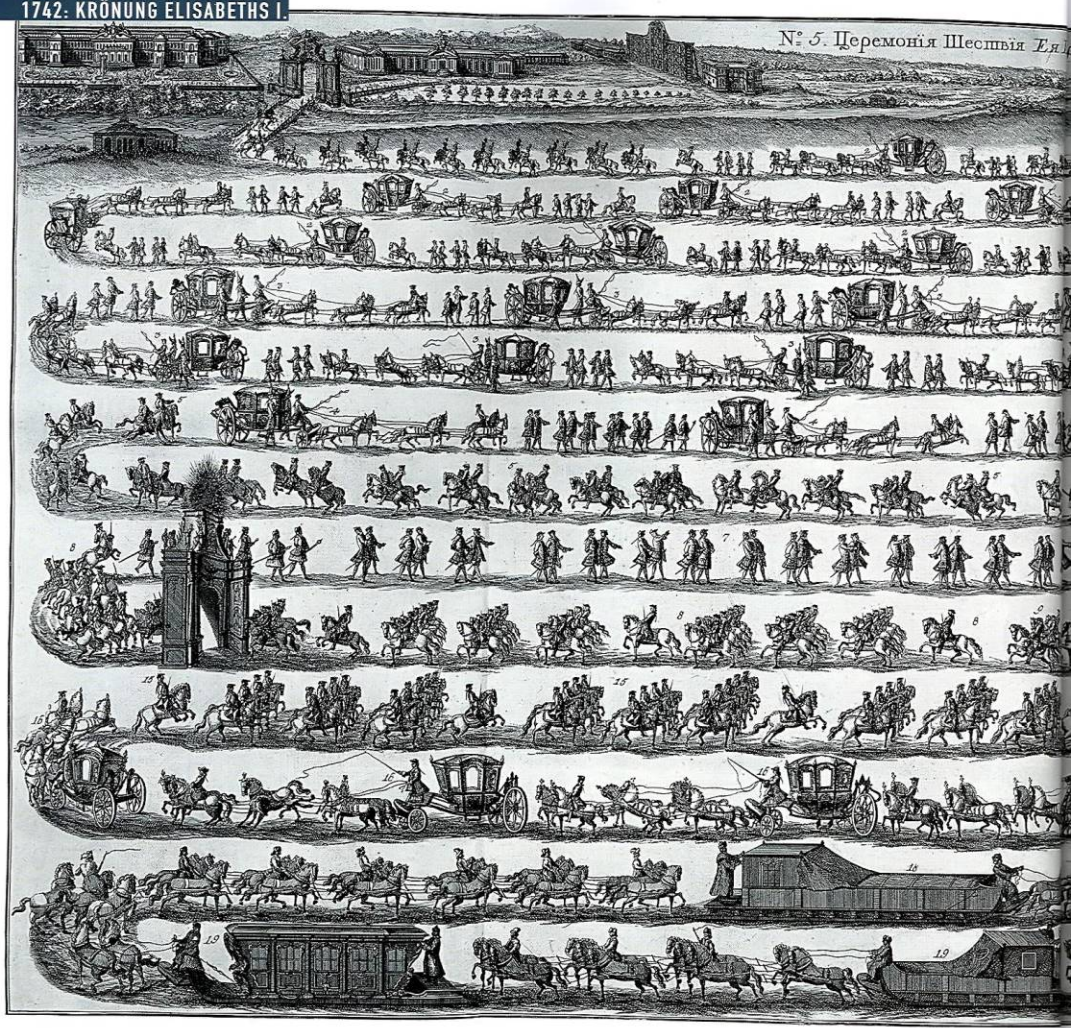
Bankleitzahl

Konto-Nr.

Bankverbindung

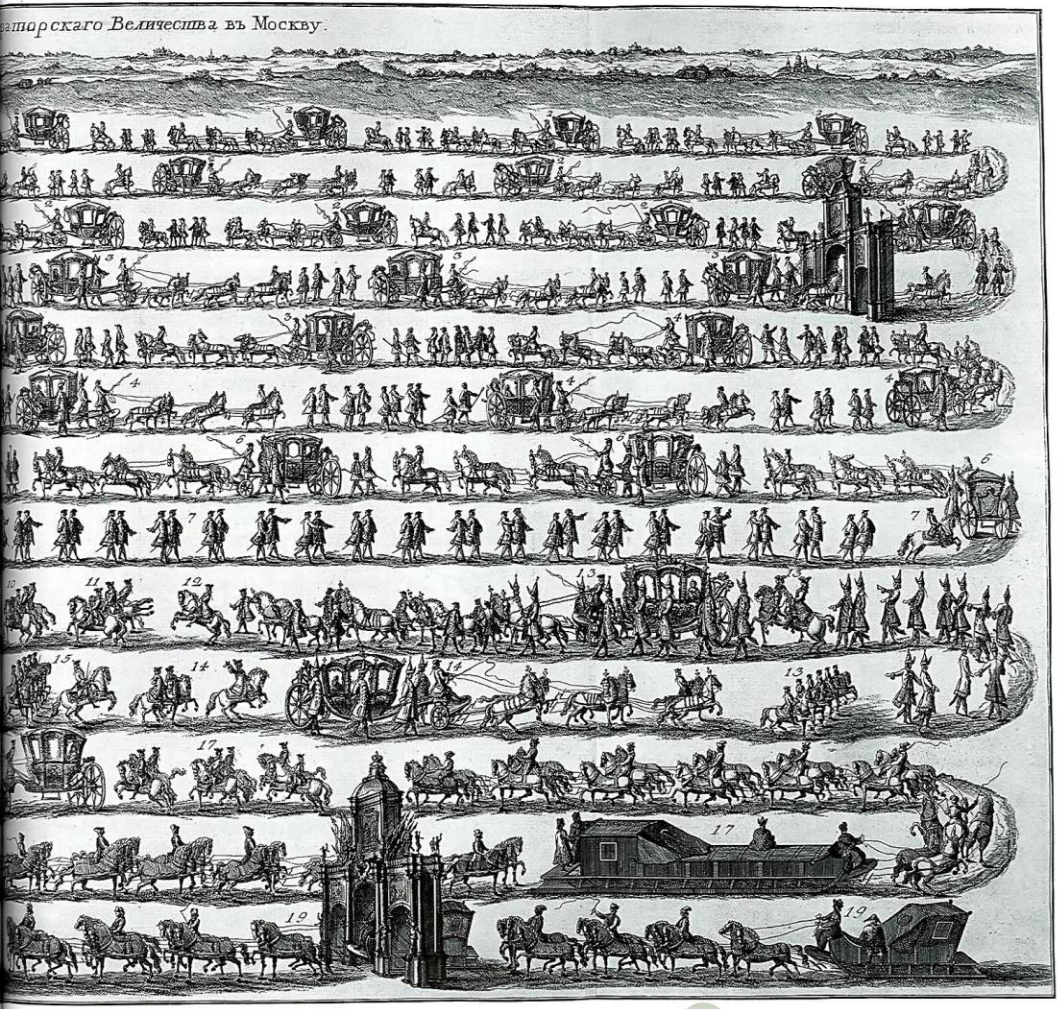
Widerrufsrecht: Mir ist bekannt, daß ich die Vereinbarung innerhalb von 14 Tagen bei DAMALS Leser-Service, Postfach 1280, 82197 Gilching widerrufen kann. Die Frist beginnt mit der Absendung dieser Bestellung (Poststempel). Ich bestätige dies mit meiner 2. Unterschrift.

Datum, 2. Unterschrift AG1M01



Elisabeth, die Tochter Peters des Großen, wird vom Kaiserhof isoliert, gedemütigt, mit Verbannung bedroht. Doch im November 1741 schlägt sie zurück und putscht sich auf den Thron. Mit einem endlosen Gefolge – ihre Kutsche ist die in der fünften Reihe von unten – zieht sie drei Monate später in Moskau ein, um ihre Krönung prunkvoll zu zelebrieren

Das



Fest der Zarin

VON CLAUDIA WEISS; STICHE: IWAN SOKOLOW

Bei Elisabeths Staatsstreich fällt kein einziger Schuss

In Moskau stehen noch kein Theater, keine Oper, kein Ballett, keine Kunstakademie – und doch wird hier an einem Sonntag des Jahres 1742 eine der glanzvollsten Inszenierungen der Epoche gegeben. Ort: der Facettenpalast des Kreml. Publikum: das russische Volk. Akteure: die rund 50 höchsten adeligen und geistlichen Würdenträger des Riesenreiches. Auftraggeber, Regisseur und Hauptdarsteller: Elisabeth Petrowna, erfolgreiche Putschistin und frisch gekrönte Zarin Russlands.

Die Glocken des Kreml schlagen die dritte Nachmittagsstunde des 25. April 1742, als sich die Kaiserin, die sich vor zwei Stunden im Uspenskij Sobor, der Krönungskathedrale im Kreml, selber die Krone aufgesetzt hat (eine Machtanmaßung ohne Vorbild in der russischen Geschichte), im Krönungsornat samt Gefolge dem Facettenpalast nähert. Sie steigt die Treppe zum Paradesaal empor und betritt die Vorhalle, wo die Offiziere der Leibgarde in ihren Pelzmützen und mit silbernen Achselschnüren besetzten Uniformen ein Spalier bilden und das Gewehr präsentieren. Säbel klirren, Absätze klacken. Sie trägt die kleinere ihrer zwei Kronen, über ihrem golddurchwirkten, eng taillierten Brokatkleid liegt der kaiserliche Mantel; er ist mit Hermelin gesäumt und wird von einer schweren goldenen Kette gehalten.

Die Zarin ist 32 Jahre alt: eine schöne, groß gewachsene und lebenslustige Frau mit braunen Haaren und blauen Augen – auch wenn sie, wie der französische Botschafter, einer ihrer zahlreichen Verehrer, in Depeschen an seinen König einschränkt, „die Hüften einer polnischen Köchin hat und sich nicht gerne wäscht". (Eine Bemerkung, die von der russischen Geheimpolizei abgefangen werden wird, was zu ernsten Verstimmungen zwischen beiden Großmächten führt.)

Elisabeth ist die letzte noch lebende Tochter des 1725 verstorbenen charismatischen Zaren Peter des Großen. In den dynastischen Wirren und Hofintrigen nach dessen Tod ist sie zweimal in der Thronfolge übergangen worden. Sie lebte zurückgezogen in abgelegenen Palästen in der Provinz und konnte nur knapp der Verbannung in ein Kloster entgehen.

Ende 1741 aber schlug sie zurück: Sie stürzte Iwan VI., einen kaum 15 Monate alten Urgroßneffen Peters. Den hatte ihre Vorgängerin Kaiserin Anna zur Nachfolge bestimmt, doch hinter dem Kleinkind zog eine kleine, vor allem von Deutschen dominierte Adelsclique die Fäden.

Als die neue Zarin nun durch das Spalier der Gardesoldaten schreitet, mag sie – auch wenn die Maske ihrer kaiserlichen Würde nichts davon verrät – Dankbarkeit, Sicherheit, ja vielleicht gar so etwas wie Komplizenschaft empfinden: Denn die Soldaten der Garde, die Prätorianer der Zaren, haben, wie schon zuvor (und noch mehrfach später) den Kaisermacher gespielt.

Die Gardisten verachten – wie viele führende Adelige und Geistliche – die Clique, die im Namen eines Kleinkindes Russland regieren wollte. Und so standen sie Gewehr bei Fuß, als Elisabeth Iwan VI. und dessen Hofkamarilla in der Nacht zum 25. November 1741 unblutig entmachtete.

Die neue Herrscherin hat es ihnen gedankt: Das Preobraschenskische Regiment ist seither ihre Leibgarde, alle Regimentsmitglieder sind in den Adelsstand erhoben worden. Die Kaiserin nennt sie „ihre Kinder", und niemand bei Hofe wagt es, sich über die Offiziere der Garde zu beschweren, so arrogant sie sich auch benehmen mögen.

Nun stehen die Gardisten in Reih und Glied Spalier vor dem Krönungsbankett, das sehr viel mehr ist als ein Festessen: die sorgfältig ausgeklügelte Inszenierung eines Schauspiels nämlich, in dem jedem Gast eine Rolle zugewiesen ist – eine Rolle, die dessen Nähe zur Kaiserin, dessen Stellung in der russischen Hierarchie verrät.

Die mit einem Rubin und 2600 Brillanten besetzte Große Kaiserkrone. Elisabeth setzt sie sich am 25. April 1742 selber auf – als Symbol für ihre absolute Macht

NOCH EINMAL MUSTERT Fürst Nikita Trubezkoj, der Generalprokurator Ihrer kaiserlichen Majestät, den prunkvoll ausgestatteten Festsaal im Facettenpalast des Kreml: Durch die beiden übereinander liegenden Fensterreihen flutet das Sonnenlicht und lässt die scharlachroten Teppiche aufleuchten und die silbergewirkten Doppeladler, die an den mit karmesinrotem Samt verkleideten Wänden prangen.

Der nahezu quadratische Saal misst fast 500 Quadratmeter. Auf der einen Seite steht unter einem gewaltigen goldverzierten Baldachin der Krönungssessel, daneben ein Beistelltisch für die kaiserlichen Insignien

wie Reichsapfel und Zepter, davor die kaiserliche Tafel. Auf der anderen Seite sind vier Tafeln in zwei Reihen aufgebaut, opulent geschmückt mit goldenem Geschirr, prallgefüllten Konfektschalen und aufwendig hergerichteten Desserts.

In der Mitte des Saales stützt eine einzige, mit vergoldeter Schnitzarbeit gezierte Säule die mächtigen, neun Meter hohen Kreuzgewölbe. Um den Mittelpfeiler herum ist auf Gestellen das wertvolle Gold- und Silbergeschirr des Kreml drapiert, darunter auch ein gewaltiger, über fünf Zentner schwerer Silberkessel. Vor den Büfetts an den Wänden stehen 30 livrierte Obristen zum Servieren bereit.

In den beiden Ecken gegenüber dem Thron sind samtverkleidete Podien für die Musiker aufgebaut. Die italienische Kapelle stimmt noch ihre Instrumente, doch dann nimmt sie plötzlich Haltung an. Es ist so weit: Die Flügeltüren von Moskaus größtem und schönstem Festsaal öffnen sich.

In Zweierreihen ziehen die höchsten adeligen und geistlichen Würdenträger des Reiches in den Saal. Im Herzen des alten Moskauer Reiches repräsentieren sie das neue, von Peter dem Großen geschaffene und nach Westen orientierte Russland.

Die hochadeligen Herren, nach französischem Vorbild *chevaliers* genannt, sind nach der neuesten westlichen Mode gekleidet – mit gepuderten Perücken, prachtvollen Westen und taillierten Jacken, mit Kniehosen, seidenen Strümpfen und Schnallenschuhen. Die Damen erscheinen in großer Robe, mit eng geschnürten Kleidern, weit ausgestellten Reifröcken à la française aus Samt, Seide und Brokat in leuchtenden Farben. Der Klerus hingegen tritt in den traditionellen, golddurchwirkten Festgewändern der russisch-orthodoxen Kirche auf.

Ihrem Stand gemäß beziehen die Geladenen Aufstellung im Saal, angeführt vom Zeremonienmeister. Rechts reihen sich die Staatsdamen, Kammer- und Hoffräuleins und Damen der beiden ersten Adelsränge, links die geistlichen und weltlichen Herren von Stand: die Metropoliten und die drei vornehmsten Klosteräbte, ein Mitglied des Heiligen Synod sowie die Chevaliers der drei obersten Adelsränge.

Bis ins Kleinste hat Trubezkoj das Bankett durchdacht, in dem Elisabeth die Hauptrolle spielt und die Großen des Reiches die Statisten sind. Heute gilt es, die Elite des Reiches durch die Disziplin des höfischen Zeremoniells auf den Kurs der neuen Kaiserin einzuschwören.

Denn noch ist das absolutistische Machtsystem, das Peter der Große vier Jahrzehnte zuvor dem Reich verordnet hat, in der Elite des Landes nicht tief genug verankert. Noch stößt im Ausland Russlands neuer Anspruch auf Missbilligung, ein Imperium zu sein und von einem Imperator – einem Kaiser – regiert zu werden.

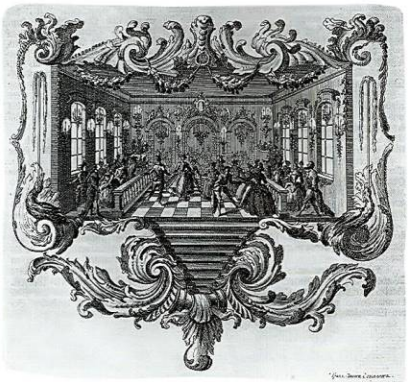
Die neue Zarin im Ornat mit Krone, Reichsapfel und Zepter. Sie ist 32 Jahre alt. Mit ihrer zwanzigjährigen, vergleichsweise friedlichen Regentschaft beginnt Russlands Goldenes Zeitalter

Als Generalprokurator ist Trubezkoj darum viel mehr als nur der erste Manager der Festlichkeiten, die sich insgesamt über drei Monate erstrecken werden. Er ist auch der Chef der Public Relations und kontrolliert die Darstellung der Krönung vor der Weltöffentlichkeit.

Endlich betritt die Zarin den Saal. Der Reihe nach beugen sich Knie und Rücken, neigen sich die Häupter zur ehrerbietigen Begrüßung. An den großen Fenstern, die zum Kathedralplatz hinabblicken, bleibt Elisabeth I. stehen und lässt

sich Schalen voller kleiner goldener und silberner Medaillen reichen.

Unten im Hof drängen sich die Untertanen, blicken staunend auf zu ihrer neuen Herrscherin, in die das Volk so viel Hoffnung setzt. Hunderttausende von leibeigenen Bauern hungern in den Dörfern, gedrückt von unerträglichen Steuern, willkürlichen Gutsherren und verheerenden Missernten. Russische Regimenter sterben im Baltikum, wo wieder ein verlustreicher Krieg gegen Schweden geführt wird. Doch von den Fenstern des Festsaals ist das Elend nicht zu sehen: Die Bauern, deren Schufterei die Pracht, die Soldaten, deren Kampf die Macht von Zarin und Adel erhalten, scheinen einer anderen, düstereren Welt anzugehören.



In Schloss Winterhof bei Moskau gibt die Zarin im Frühjahr 1742 wochenlang Feste. Auf Kupferstichen wie diesem sind die wichtigsten und spektakulärsten Momente ihrer Krönungsfeierlichkeiten festgehalten

Elisabeth Petrowna gefällt sich darin, die blitzenden Medaillen, auf die ihre Krone geprägt ist, unter das Volk zu werfen. Die Menge soll mit diesen Luxusalmosen teilhaben an dem nun für das Reich (tatsächlich aber nur für den Adel) anbrechenden Goldenen Zeitalter. Die prachtvolle Inszenierung ihrer Krönung, aber auch Geldgeschenke und gloriose Versprechungen sollen die Legitimation einer Zarin unterstreichen, der nie bestimmt war, Kaiserin des größten Landes auf Erden zu werden.

genüber nehmen die Chevaliers der ersten beiden Ränge ihre Plätze ein.

An der dritten Tafel sitzt der Klerus. Damit wird dessen Position im Staatsgefüge aufgewertet. Die Vertreter der Kirche, die Peter der Große entmachtet hat (er hat das Patriarchat abgeschafft und einen nur ihm selbst verpflichteten Heiligen Synod als Kirchenleitung eingesetzt), nehmen wie der Adel an den Feierlichkeiten teil. Die fromme Herrscherin wird dem Klerus später noch weiter entgegenkommen: Sie wird die von ihrem Vater verfügte staatliche Kontrolle über den Klosterbesitz lockern und mit Gewalt dafür sorgen, dass die noch ihren Naturreligionen anhängenden Völker Sibiriens sich zum russisch-orthodoxen Christentum bekennen.

An der vierten Tafel schließlich nehmen die Chevaliers des dritten Adelsranges Platz. Insgesamt dürfen nur etwa 50 Bevorzugte im Festsaal speisen. Weitere Gäste aus niedrigeren Adelsrängen werden, nach Geschlechtern getrennt, in anderen Sälen bewirtet. Es ist ein kleiner Hofstaat, verglichen etwa mit dem von Versailles. Die meisten Gäste sind schon vor Wochen mit ihrer Kaiserin aus dem Regierungssitz St. Petersburg in die alte Hauptstadt gereist – Moskau ist nach wie vor der traditionelle Krönungsort der Zaren.

Das Krönungsbankett ist eine sorgfältige Inszenierung der Zarenmacht

Tosendes Freudengeschrei erfüllt die Luft. Morgen werden die Massen auf dem Kathedralplatz im Kreml zu ihren Ehren und auf ihre Kosten ein rauschendes Volksfest feiern, mit Ochsen am Spieß und mit Springbrunnen, aus denen weißer und roter Wein strömt.

Die Zarin schreitet unter den Baldachin und lässt sich auf ihrem Krönungssessel nieder. Dahinter stehen Nikita Trubezkoj, der Ober-Hofmeister und die Kammerherren. Die vier ranghöchsten Offiziere der Leibgarde beziehen vor Elisabeth Stellung. Die Plätze, die ihnen an der Tafel zustehen, bleiben somit unbesetzt. Umgedrehte Stühle dienen als Platzhalter.

Nun setzen sich auch die Gäste. Die erste Tafel zu Elisabeths Rechten gebührt der Prinzessin von Hessen-Homburg, einer engen Freundin der Monarchin, sowie der Ober-Hofmeisterin, den Staatsdamen und den Kammer- und Hoffräulein der ersten beiden Adelsränge. An der Tafel ihnen ge-

Der Metropolit Ambrosius, Erzbischof von Nowgorod und gegenwärtig Primus des russischen Episkopats, spricht das Tischgebet. Dann tragen die Kammerherren (und erbitterten Rivalen) Fürst Sergej Golizyn und Nikolaj Saltykow zwei goldene Schüsseln herbei, die gefüllt sind mit weiteren Krönungsmedaillen – größeren als denen fürs Volk. Der Kanzler Tscherkasskij überreicht die Schalen der Kaiserin. Alle drei Männer waren bereits unter den Zaren Anna und Ivan VI. mit höchsten Regierungsaufgaben betraut: So demonstriert Elisabeth, dass sie auf gewisse Kontinuitäten setzt.

Einigen der Gäste reicht sie höchstselbst je eine große goldene und silberne Krönungsmedaille, so etwa dem Metropoliten Ambrosius: Er war es, der ihr im Uspenskij Sobor die Krone gereicht hat. Die geringeren Würdenträger und deren Frauen erhalten jeweils eine Medaille aus der Hand des Kanzlers.

Manche der Beschenkten sind neu am Hofe: Es sind jene, die Elisabeth schon dienten, als sie noch eine übergangene, von der hochherrscherlichen Ungnade bedrohte Großfürstin war. Jetzt als Zarin fördert sie diese Männer, denen sie vertraut – und die ihrerseits als gesellschaftliche und politische

Aufsteiger völlig von Elisabeths Gnaden abhängen. Bis zum Tod der Monarchin im Jahre 1761 werden sie ihr treue Dienste erweisen.

Einer von ihnen ist Alexej Rasumowskij, der Großjägermeister und erste Kammerherr Ihrer Majestät. Unmittelbar vor dem Bankett hat ihn Elisabeth zum Ritter des Sankt-Andreas-Ordens geschlagen, Russlands höchster Auszeichnung. Rasumowskij, ein ukrainischer Viehhirte, war einst wegen seiner markanten Bassstimme für den Chor am Hof der Zarin Anna angeworben worden. Elisabeth fand Gefallen an ihm und erbat ihn sich von ihrer Cousine für ihre kleine Hofhaltung in der Provinz.

Rasumowskij wird bei Hofe heimlich „der nächtliche Kaiser" tituliert. Denn seit mehr als zehn Jahren ist er Elisabeths Liebhaber. Und die Zarin wird, ungeachtet ihrer vielen Amouren, die gesamten 20 Jahre ihrer Herrschaft mit Alexej Rasumowskij in morganatischer Ehe – heimlich getraut, offiziell nie bestätigt – zusammenleben. Kaum jemand bei Hofe neidet dem kräftigen Mann seine Stellung. Denn Rasumowskij bleibt beim Ränkespiel um Macht und Einfluss stets im Hintergrund.

Endlich ertönt die Tafelmusik. Das Festmahl beginnt.

Der erste Gang wird aufgetragen – auch das ein Schauspiel, das einer exakten Choreografie folgt: Der Krönungs-Obermarschall erteilt dem General-Zeremonienmeister den Befehl, mit seiner Aufführung zu beginnen. Daraufhin verbeugen sich sämtliche am Servier-Zeremoniell Beteiligten vor Ihrer kaiserlichen Majestät: die Zeremonienmeister, die Ober-Zeremonienmeister, der General-Zeremonienmeister, die Obristen, die die Platten tragen werden, der Vorschneider, der Hofmarschall, der Ober-Hofmarschall und der Krönungs-Obermarschall.

Jetzt gehen die Rangniedrigsten voran und bilden ein Spalier, durch das die Ranghöheren schreiten, um am Ende der Reihe ihrerseits Aufstellung zu nehmen. Dann verlässt der General-Zeremonienmeister den Saal, während der Krönungs-Obermarschall an der Tür stehen bleibt. Vor der Tür zum Saal bilden Spalier stehende Leibgardisten eine

Wenn im 18. Jahrhundert Russlands Herrscher in Moskau sind, finden große Bankette und Staatsakte stets im Festsaal des Facettenpalastes im Kreml statt – hier ein Festmahl Katharinas der Großen. Auch Elisabeth I. feiert in diesem Palast ihre Inthronisierung

Im Hof vor dem Uspenskij Sobor, der Krönungskathedrale im Kreml, darf das Volk die Zarin feiern. Elisabeth lässt Ochsen braten. Und aus den Springbrunnen sprudelt weißer und roter Wein

Gasse, durch die jeweils einer der Obristen seine Platte in den Saal trägt.

Bei jeder Schüssel, jeder Platte, die der Hofmarschall von einem Obristen empfängt, präsentieren die Leibgardisten die Gewehre, schwenken links um und geleiten den Obristen wieder aus dem Saal. Nun beugt der Hofmarschall vor der Kaiserin das Knie und setzt ihr von links die Speise vor. Als die Zarin zum ersten Mal kostet, erheben sich alle Anwesenden, verneigen sich in Richtung Thron, nehmen wieder Platz und werden nun ihrerseits von den Obristen bedient.

Konversation ist nur mit dem Tischnachbarn erlaubt, nicht aber mit dem Gegenüber. Getrunken wird Burgunder und Bordeaux. Früher pflegten die Zaren süßen ungarischen Tokaier kredenzen zu lassen, doch seit der französische Botschafter drei Jahre zuvor 100 000 Flaschen aus den besten Lagen seines Landes geordert und damit großen Eindruck gemacht hat, schätzt auch Russlands Elite Frankreichs edle Weine. Beliebt die Kaiserin zu trinken, schenkt ihr der Ober-Mundschenk von rechts ein. Auch dazu erheben und verneigen sich alle Gäste.

Sobald Elisabeth die Gabel niederlegt, hören alle anderen ebenfalls sofort auf zu essen. Anschließend wird der Gang unter vollem Zeremoniell in umgekehrter Reihenfolge abgetragen.

Die zeremonielle Demut täuscht. Denn die Adeligen werden von der neuen Herrscherin keineswegs zu Marionetten degradiert, im Gegenteil: Wie nie zuvor in der russischen Geschichte wird diese Zarin den Adel mit Privilegien verwöhnen, die ihm ein Leben in noch größerem Luxus und Vergnügen erlauben. Schon bald nach der Krönung wird Elisabeth die Außen-, Innen- und Wirtschaftspolitik kundigen Beratern anvertrauen – was dem Reich zugute kommt. In der nun aufblühenden Wirtschaft aber dürfen sich nur Hochwohlgeborene betätigen und etwa Manufakturen oder Bergwerke gründen.

Die kluge, fantasievolle, aber auch leichtlebige und oberflächliche Herrscherin wird sich ihr Leben lang nicht dem Einfluss der mächtigen Adeligen entziehen können – allein schon, weil ihre Ausbildung zu wenig profund war, um ein Reich wie Russland zu führen. Ihr Vater Peter der Große hat sie zwar von französischen Hauslehrern westlich unterrichten lassen, doch ist sie zugleich stark von einer tief konservativen, dem traditionellen russisch-orthodoxen Glauben ergebenen Tante beeinflusst.

So kommt es, dass die Kaiserin, die die Magnaten ihres Reiches mit einer Gabel oder einem Weinpokal zu dirigieren pflegt wie abgerichtete Schoßhunde, zwar fließend Französisch und Deutsch spricht, sich andererseits aber immer wieder der oft viele Stunden währenden orthodoxen Liturgie unterwirft oder demütig Pilgerfahrten unternimmt. So kommt es auch, dass sie zwar per Dekret die Todesstrafe faktisch abschafft – jedenfalls wird zur Zeit ihrer Herrschaft kein Todesurteil vollstreckt –, zugleich aber den Gutsbesitzern zunehmend erlaubt, Leibeigene auszubeuten, nach Belieben zu verkaufen oder zu verbannen.

Bei dem Krönungsbankett wird der Pakt zwischen der Zarin und den wichtigsten Ständen im Reich, dem Adel und dem Klerus, besiegelt. Zwar dominiert die Herrscherin das Spiel mit der Macht – aber sie spielt es nicht allein.

Die Zarin ist klug und fantasievoll – aber leicht zu beeinflussen

Während oben in den Sälen das Essen zelebriert wird, läuft die Hofküche auf Hochtouren. Dort bereiten Kücheninspektoren, Küchenschreiber, Bratenköche, Unterköche, Pastetenköche, Küchenträger, Holzhacker, Lebensmittelverwalter, Zusetzer, Abwäscher, Mundwäscher, Knechte und Gehilfen ein Festmenü mit einem guten Dutzend Gängen für mehrere Hundert Menschen zu. Sie alle unterstehen den Mundköchen, von deren Kunst und Organisationsfähigkeit das Renommee der kaiserlichen Küche abhängt. An den europäischen Höfen besetzen diese Position in jenen Jahren vorzugsweise Franzosen. Es gilt sogar: „Wenn der Koch kein Franzose ist, ist er kein Koch."

Ein Tross von 24 000 Menschen ist mit Elisabeth von St. Petersburg zur Krönung nach Moskau gekommen, dazu 19 000 Pferde sowie Hunderte von Wagen, beladen mit Töpfen, Kasserollen, Schüsseln und anderem Küchengerät, mit Weinkisten, Tischen, Stühlen und weiteren Möbeln. Viele Tage haben die Vorbereitungen für das Krönungsbankett gedauert: Brote, Kuchen, Torten und Pasteten sind gebacken, Gemüse gegart, Hektoliter von Suppen in riesigen Kesseln gekocht worden, Obst häuft sich in großen Schüsseln. Lachse und Störe sind nun ausgenommen und gesalzen. Gründlich ausgekratzt hat man den Rogen, den Kaviar – fürs Gesinde: Auf einer Festtafel hat solcher Abfall nichts verloren.

Stickige Hitze herrscht in der Hofküche und ein Inferno von Lärm und Rauchschwaden; in der Luft hängt der Geruch vom Blut frisch geschlachteter Ochsen, Lämmer, Ferkel, Gänse, Hühner. Zwölf Kilo Fleisch pro Person – gebraten, gesotten, mit Köstlichkeiten gefüllt – ist das Maß bei solch einem Fest. Bei den zurückgehenden Resten langt die Dienerschaft zu. Was dann noch übrig bleibt, wird später verteilt: an die Armen.

Tausende verelendete Bauern sind in den Jahrzehnten vor Elisabeths Putsch aus Russland geflohen, haben sich in Sicherheit gebracht hinter der polnischen Grenze oder sind in den sibirischen Weiten verschwunden, um dort ihr Glück zu machen, befreit von den Fesseln der Leibeigenschaft. Viele Tausend werden in den nächsten Jahren folgen. Zu drückend sind die Abgaben, die sie an den privilegierten Adel und die wieder in ihrer Macht bestärkten Klöster zu entrichten haben, zu unbarmherzig die Rekrutierungen zur Armee.

Der Festsaal ist ein abgeschottetes Universum, in dem sich die Zarin und ihre Höflinge feiern. Das Volk? Eine gesichtslose Masse in dunklen Kaftanen, die jubelt, wenn mit huldvoller Hand Gold ausgestreut wird wie Saatgut auf einem Acker. Warum sich über die brutalen Rekrutierungen Gedanken machen? Warum auch nur einen Gedanken an das Elend der Bauern verschwenden? Werden denn nicht mehr Menschen im Reich geboren, als durch Flucht, Kriege und Hunger sterben? Und wenn die Bauern nur im geringsten rebellieren, schlägt die 300 000 Mann starke Armee zu. Das Volk darf vor dem Palast den Fortgang der kaiserlichen Inszenierung bejubeln – doch es ist in diesem Schauspiel nicht mehr als Staffage.

Das Festmahl nimmt seinen Fortgang. Nur zwei Stunden hat Trubezkoj für die gesamte Veranstaltung eingeplant, für das Essen einschließlich des Servierzeremoniells nicht mehr als knapp 60 Minuten. Denn dieses Mahl dient weder der Sättigung noch dem Vergnügen: Es ist eine Machtdemonstration. Nach innen sowohl wie nach außen.

Noch wird der Anspruch auf Titel und Würde eines Impera-

Gold- und Silbermedaillen, geprägt mit ihrem Bildnis, verschenkt die Kaiserin an Würdenträger. Die kleineren wirft sie unters jubelnde Volk

tors (nicht nur eines Zaren, sondern sogar eines Kaisers), den Russlands Herrscher seit Peter dem Großen erheben, von Europas Monarchen nicht akzeptiert. Vor allem der römisch-deutsche Kaiser in Wien hält diesen Anspruch für einen Affront – er versteht sich als einzig legitimer Erbe der römischen Imperatoren. Erst als Elisabeth im Laufe dieses Jahres 1742 den Schwedenkönig Friedrich I. besiegt und im Siebenjährigen Krieg auf Habsburgs Seite gegen Preußen kämpft, wird das russische Kaisertum in Europa hingenommen (auch wenn der Titel „Imperator" die Bezeichnung „Zar" in Russland nie verdrängen kann).

Der letzte Gang wird abgetragen. Nachdem Russlands Elite sich nun bereits ein Dutzend Mal erhoben, in Richtung

Drei Monate dauern die Feiern – und kosten ein ungeheures Vermögen

ihrer Herrscherin verbeugt und wieder gesetzt hat, naht das Ende dieser nicht nur körperlich anstrengenden Demutsbekundungen. Ein zeremonielles Bankett wie dieses zählt auch nicht gerade zu den Veranstaltungen, die Elisabeth selber schätzt: zu den Festen und Bällen, auf denen sie sich in allem Luxus vergnügt. In St. Petersburg gilt ihre Passion der Jagd, dem Theater, der Oper und dem Ballett. 15 000 Kleider samt den passenden Accessoires nach Pariser Mode zählt ihre Garderobe, vier- bis fünfmal täglich kleidet sie sich um.

Allerdings ist ein repräsentatives Kleid auch kaum zweimal zu gebrauchen in jener Zeit, in der höchste Kreise unter

19 000 Rubel kostet das prächtige Feuerwerk, mit dem die wochenlangen Krönungsfeierlichkeiten auf Schloss Winterhof ihr Ende finden. Ein kleines Landgut ist damals für 400 Rubel zu haben

Körperhygiene das Pudern verschwitzter Leiber verstehen und ihre Ausdünstungen mit schweren Parfüms überdecken; da man bei Hofe seine Notdurft auf den Treppen und in den Ecken der Schlösser verrichtet – selbst in Versailles.

Das Festbankett endet so pünktlich, wie es Fürst Trubezkoj geplant hat. Während die Kremlglocken die fünfte Stunde des Nachmittags schlagen, erhebt sich die Kaiserin von der Tafel, schreitet mit ihrem Gefolge erneut zum Fenster, lässt sich vom Kanzler wieder eine Schale mit Medaillen darreichen und streut diese gnädig unter das Volk. Dann pasieren die Zarin und ihr Hofstaat in aller zeremoniellen Ordnung die Flügeltüren. Der Festsaal ist leer, das Krönungsbankett für alle Adeligen beendet ...

... nur nicht für den Fürsten Nikita Trubezkoj, den Generalprokurator Ihrer kaiserlichen Majestät Elisabeth I. von Russland.

Wie nach der Thronbesteigung des französischen Königs Ludwig XV. sollen die wichtigsten und spektakulärsten Momente auch dieser Krönungsfeierlichkeiten in Kupferstichen festgehalten und in einem Prachtband vereint werden. Fürst Trubezkoj lässt dieses in Leder gebundene Krönungsalbum in einer Auflage von 1550 Exemplaren in russischen, französischen und deutschen Ausgaben an die Königs- und Fürstenhäuser Europas sowie an Klöster, Kanzleien und große Kollegien im russischen Reich verschicken.

Es verherrlicht die Machtfülle der Kaiserin, die Ergebenheit von Adel und Klerus. Die 20 Jahre unter Elisabeths Herrschaft werden in die russische Geschichte eingehen als eine Zeit nie da gewesener höfischer Lustbarkeiten und Feste, die vor allem den alten Adel, der durch die gewaltigen Umwälzungen Peters des Großen faktisch entmachtet worden war, mit dem petrinischen Reich versöhnen.

Das Album verewigt den prunkvollen Einzug Elisabeths in Moskau und die erhabene Krönung mit der ungeheuerlichen Geste der Autokratin, die Krone sich selber aufs Haupt zu setzen. Es schildert die Bälle, die sechs Wochen lang stattfinden. Die Feuerwerke und Illuminationen. Die Volksfeste auf den Straßen und Plätzen Moskaus.

Und, natürlich, das zeremonielle Bankett – die Inszenierung einer Zarin, die mit diesem Fest vollendet, was mit ihrem Putsch begann: den Griff nach der absoluten Macht. □

Dr. Claudia Weiss, 34, hat Geschichte und Slawistik in Hamburg und Moskau studiert. Die Historikerin ist wissenschaftliche Beraterin bei der Redaktion dieses Heftes.

DER SPIEGEL

SPIEGEL-Leser wissen mehr.

Die unendliche Geschichte.

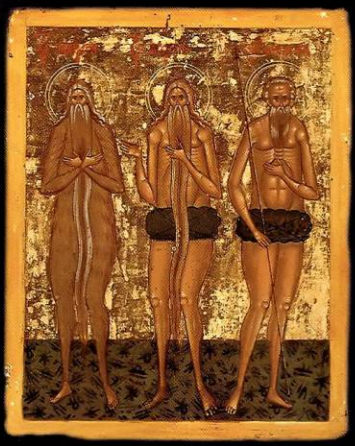
Der Nationalsozialismus und seine Wirkung auf die Gegenwart.

Das Sonderheft zur großen SPIEGEL-Serie „Die Gegenwart der Vergangenheit". Mit aktuellen Beiträgen führender Historiker. Und zahlreichen, bisher unbekannten Farbfotografien aus der Zeit des Dritten Reichs und des Zweiten Weltkriegs.

Die Geschichte geht weiter.
Jetzt in SPIEGEL special.

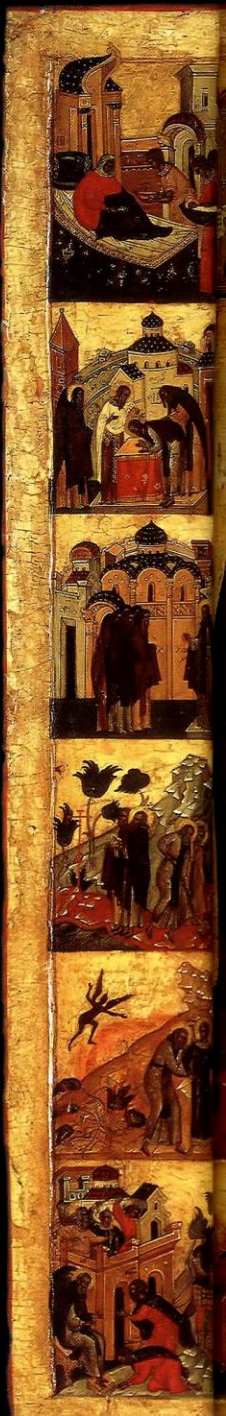
Seit dem 10. Jahrhundert, seit es dort Christen gibt, werden in Russland Ikonen, »heilige Bilder«, verehrt. Ihnen tragen Menschen ihre Sorgen vor und erflehen Schutz und Hilfe. So ist der heilige Georgij der Patron der Krieger. Die drei Eremiten Makarij, Onuphrij und Peter von Athos, die ein unbekannter Künstler aus Nowgorod im 15. Jahrhundert porträtiert hat, gelten hingegen als Vorbilder eines Lebens in strenger Askese

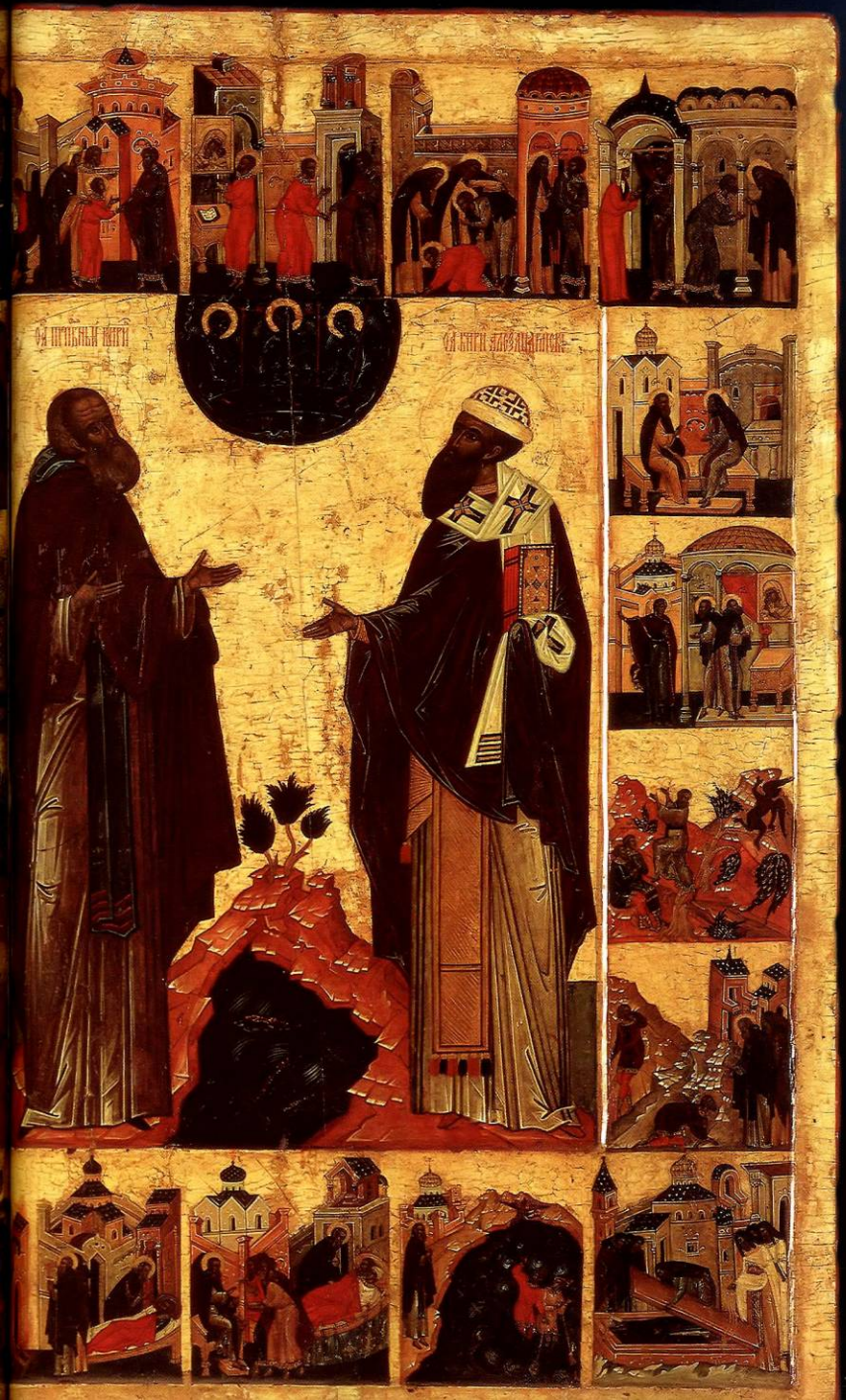
ИКОНА



Glaube

Ikonen lassen den Gläubigen aus der vergänglichen in die künftige, ewige Welt blicken. Daher nennt das Volk sie auch »Fenster zum Himmel«. Von einigen, wie der Heiligen Jungfrau aus dem 16. Jahrhundert, erwarten die Betenden besondere Gnaden. Andere sind eher sakral-historische Dokumente – so das Bildnis des reichen Kirill Beloserskij (rechts im Bild sein Schutzpatron), das umrahmt wird von seinen Klostergründungen und Wundertaten





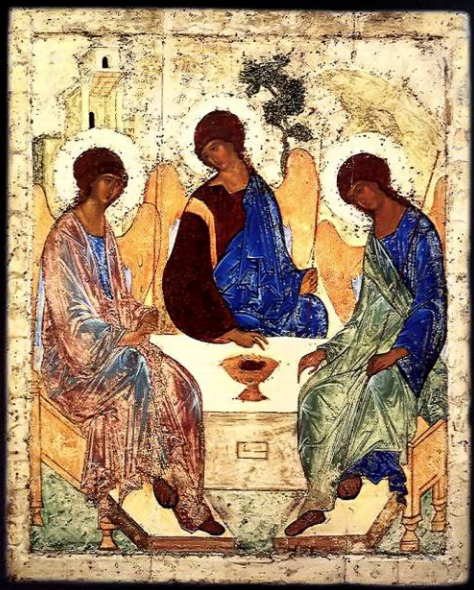
Frömmigkeit

Die Darstellungen von Heiligen gehören stets zur Ausstattung einer Kirche. Jede Ikone hat ihren Platz: Einige werden auf Pulten zur Verehrung ausgelegt, andere

hängen an Wänden und Pfeilern, und wieder andere an der Ikonostase, jener Bilderwand zwischen Kirchenschiff und Altarraum, die die irdische von der himmlischen Welt trennt. In deren Mitte befindet sich, wie auch diese knapp 16 Zentimeter hohe Heim- oder Reise-Ikonostase aus dem 19. Jahrhundert andeutet, eine Pforte. Durch sie tritt Gott, vertreten durch einen Priester, hinaus in die Welt

Wunder

Seit dem 16. Jahrhundert werden Ikonen mit Edelmetallen verziert – wie das Bild des heiligen Alexij, des Gründers von vier Klöstern. Über Jahrhunderte malen Mönche die Ikonen. Doch sie sehen sich nicht als Künstler, sondern als Werkzeug Gottes – deshalb signieren sie ihre Bilder auch nicht und bleiben unbekannt. Eine Ausnahme ist Andrej Rubljow (um 1370–1430), ein Vertreter der Moskauer Schule, der mit seinen realistischen Porträts die Ikonenmalerei für Jahrhunderte prägt. Eines seiner berühmtesten Werke, die »Dreifaltigkeit«, malte er für das berühmte Troize-Sergijew-Kloster



1812

17. NOVEMBER

Im Juni 1812 marschieren Napoleons Truppen in Russland ein. Der Zar befiehlt erst einmal den Rückzug – und setzt darauf, dass die Invasoren die Entschlossenheit der Russen unterschätzen, ihr Land um jeden Preis zu verteidigen. Mitte November kommt es zur letzten Schlacht

Am Ostufer der Beresina im heutigen Weißrussland ist es in der Nacht auf den 16. November 1812* gespenstisch ruhig – obwohl dort die 24 000 Mann starke Nachhut der französischen „Grande Armée" lagert. Kaum jemand wagt, eine der beiden wackeligen Holzbrücken zu betreten, die über den Fluss führen – aus Furcht vor der Dunkelheit, vor den Eisschollen im Strom, die an den improvisierten Flussübergängen reißen, vor den rutschigen Holzbohlen. An den Brückenzugängen flackern Lagerfeuer.

Die Soldaten, viele verletzt und kampfunfähig, die Frauen und Kinder im Tross haben auf der Böschung zum Fluss Biwaks errichtet, kauern in den Trümmern des Dorfes Studjanka, dessen Holzhütten für den Brückenbau ausgeschlachtet worden sind, schlafen in demolierten Pferdewagen und Schlitten.

Doch als die Erschöpften bei Tagesanbruch von Kanonendonner geweckt werden, erkennen sie, dass es ein verhängnisvoller Fehler war, nicht doch den Übergang gewagt zu haben – auf das westliche Ufer, wo die wehrfähigen Einheiten der Grande Armée lagern.

Denn ihre russischen Verfolger sind da.

Mit 40 000 Mann dringt General Wittgenstein gegen die Flussübergänge vor, von Süden her feuern die Kanonen des Generals Tschitschagow, der 27 000 Mann befehligt. Panisch rennen die Angegriffenen zu den beiden Übergängen. Immer mehr drängen nach – zu viele: Die größere Brücke bricht zusammen. Hunderte ertrinken in den eiskalten Fluten.

Kurz bevor die Russen am nächsten Morgen zum letzten Sturm antreten, steckt der französische General Eblé die zweite Brücke in Brand, um die Zarentruppen aufzuhalten. 10 000 seiner Leute werden gefangen genommen. Im Verlauf des Tages tobt die Schlacht auf beiden Seiten der Beresina, ehe sich ein kümmerlicher Rest von Napoleons Truppen nach Westen retten kann.

Insgesamt fallen 20 000 Russen und 55 000 Angehörige der Grande Armée beim Übergang über die Beresina; es ist die letzte verheerende Niederlage Napoleons auf seinem Russlandfeldzug, der vier Wochen später mit der Überquerung des Grenzflusses Neman sein endgültiges Ende nimmt. Nur 30 000 Mann kehren nach Frankreich zurück.

Fünf Monate zuvor, am 12. Mai 1812, war der Kaiser der Franzosen mit 650 000 Mann – darunter 300 000 in Zwangskontingenten aus den von Napoleon dominierten Ländern – in Russland einmarschiert. Die Streitkräfte Alexanders I. hatten dem mächtigen Heer zahlenmäßig nicht viel entgegen zu setzen. Doch der Zar wies jeden Gedanken an Kapitulation zurück und befahl seinen Truppen hinhaltenden Widerstand. Sein Kalkül: Die Invasoren sollten leiden – unter der Weite des Landes, der Hitze des Sommers und dem Problem, über Tausende von Kilometern ihren Nachschub zu organisieren. Die Bauern verbrannten lieber ihre Dörfer und die Heu- und Getreidevorräte, als sie dem Feind zu überlassen.

Die Taktik des Zaren ging auf: Zermürbt von endlosen Märschen und stetem Hunger, begannen Napoleons Generäle schon bald den Sinn des Feldzugs anzuzweifeln. 60 000 Mann hatten sie schon durch Krankheit, Hunger und Desertion verloren, täglich stiegen die Verluste. Doch ihr Kaiser bestand auf einer Entscheidungsschlacht. Bis Napoleon am 2. September – nach der zwar gewonnenen, aber äußerst verlustreichen Schlacht von Borodino – schließlich in Moskau stand und darauf wartete, dass ihm eine Abordnung des Adels die Schlüssel der Tore übergeben werde. Er wartete vergebens:

*Wie im gesamten Heft gilt zu dieser Zeit der 1700 in Russland eingeführte Julianische Kalender. *Red.*

Napoleons Soldaten versuchen sich vor den Russen zu retten: Januarij Suchodolskij, »Übergang über die Beresina«, um 1859

Fast alle der 240 000 Bürger der Stadt waren geflüchtet; außer etwa 20 000 Fremden, Deserteuren und Armen war Moskau menschenleer.

Noch am selben Abend brachen überall in der Metropole Feuer aus. Napoleon musste den brennenden Kreml verlassen und war fassungslos: „Seine eigenen Städte verbrennen! Was für eine wilde Entschlossenheit! Diese Barbaren! Was für ein Volk!"

35 Tage blieb der Empereur in Moskau und wurde immer ratloser: Er stand mitten im Feindesland mit seiner auf 100 000 Soldaten geschrumpften Armee, die praktisch nicht zu versorgen war. Am 24. September fiel der erste Schnee, und Napoleon begriff, dass er Russland schleunigst verlassen musste.

Auf dem langen Rückweg durch das verwüstete Land wurde er ständig von Partisanen angegriffen und verfolgt von Alexanders Heer. Diese Männer kämpften in diesem „Vaterländischen Krieg" nicht nur für Zar und Reich, sondern auch für ihre Freiheit.

Tausende hatten sich freiwillig zur Armee gemeldet, fast alle waren Leibeigene. Sie glaubten, dass ihre Tapferkeit sofort nach Kriegsende mit ihrer Freilassung belohnt werden würde – und kämpften erbitterter als alle anderen Truppen, die sich dem Korsen je in den Weg gestellt hatten. An der Beresina werden Frankreichs Truppen endgültig geschlagen.

Die Katastrophe in Russland ist der Anfang vom Ende der Ära Napoleon – und der Beginn einer mehr als 40 Jahre währenden russischen Vormachtstellung. Zar Alexander I., der „Retter Europas", führt 1813 seine Koalition mit dem österreichischen Kaiser und dem König von Preußen zum Sieg über Napoleon. Auf dem Wiener Kongress von 1815 wird Europa neu geordnet.

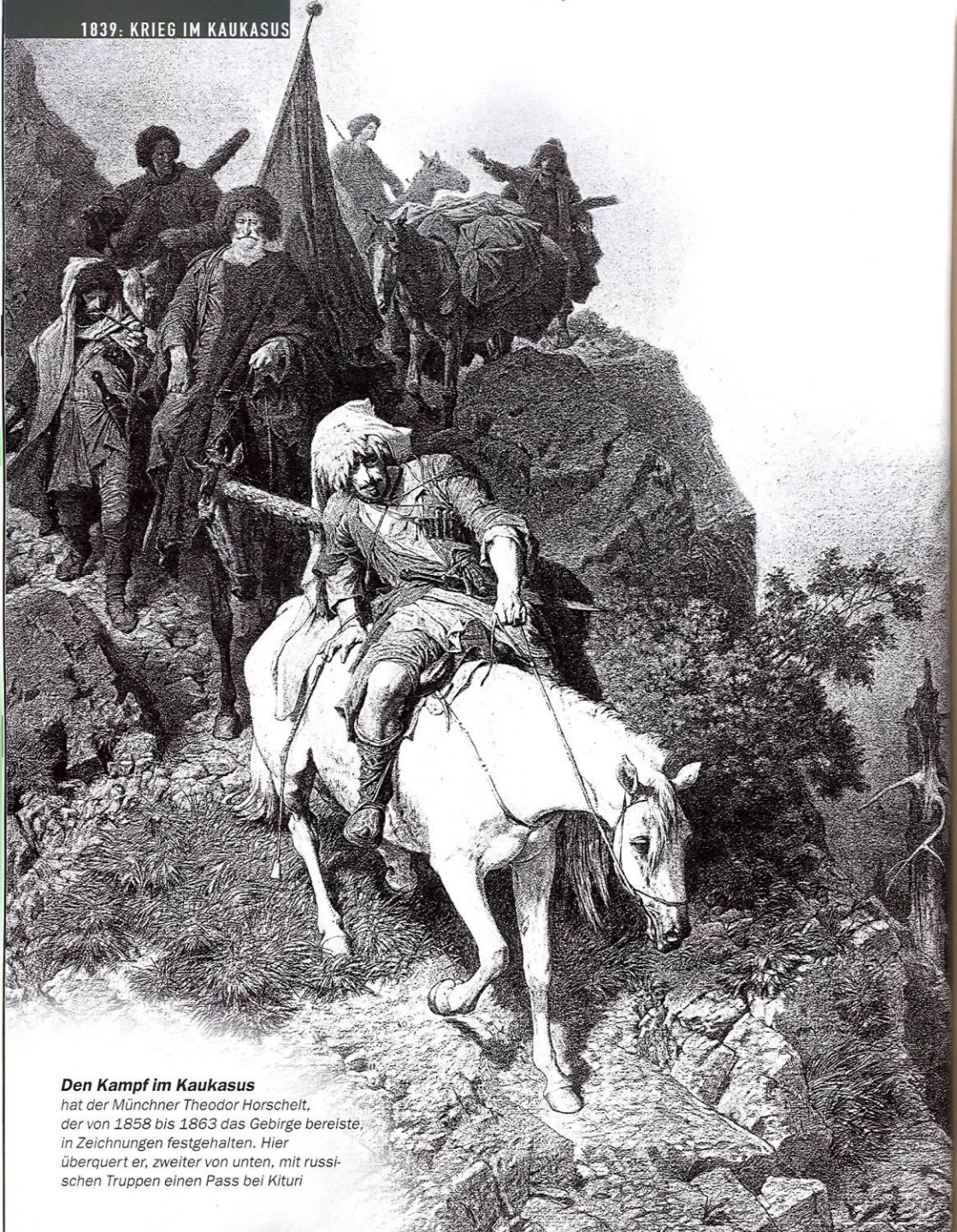
Für das nächste halbe Jahrhundert sind die Zaren Garanten des nun entstandenen Machtgleichgewichtes; Alexanders Nachfolger Nikolaus I. gilt als der „Gendarm Europas". Und die russische Armee wird eine Art reaktionäre internationale Eingreiftruppe, deren Kanonen jede revolutionäre Bewegung in Europa bedrohen.

Denn die Zaren wollen vor allem eins: Ruhe in Europa. Ruhe *zwischen* den Staaten und *in* den Staaten. Unruhe nämlich, ob Krieg oder Revolution, bedroht niemandem mehr als die Herrscher Europas, von denen der Zar nun der mächtigste ist.

Deshalb auch wird der „Vaterländische Krieg" für die Zehntausenden von Leibeigenen, die für eine bessere Zukunft ihr Leben riskierten, zur großen vaterländischen Enttäuschung. Denn Väterchen Zar denkt nicht daran, seinen Soldaten die Freiheit zu schenken. 1814 werden Tausende aus dem Militär entlassen – und müssen zurück zu ihren Gutsherren.

Zurück in die Leibeigenschaft. □

Katja Trippel, 28, ist GEO-Redakteurin.



Den Kampf im Kaukasus
hat der Münchner Theodor Horschelt, der von 1858 bis 1863 das Gebirge bereiste, in Zeichnungen festgehalten. Hier überquert er, zweiter von unten, mit russischen Truppen einen Pass bei Kituri

Der Griff nach dem Süden

Im 19. Jahrhundert träumen die Zaren von der Eroberung Persiens und Konstantinopels. Für ihre 200 000 Mann starke Armee scheint der Kaukasus nur eine Etappe zu sein auf dem Weg nach Asien. Doch in den zerklüfteten Bergen Dagestans und Tschetscheniens sammelt ein charismatischer Führer 40 000 Gotteskrieger und stellt sich den Russen – zu einem Konflikt, der heute wieder eskaliert

VON WALTER SALLER;
ILLUSTRATIONEN: THEODOR HORSCHELT

Am Ende war seine Welt auf den Blick durch ein Fenster geschrumpft: auf einen Streifen Himmel und darunter den Steinwall, der die Grabmoschee des Propheten Mohammed einfasst. Es war der 4. Februar 1871 nach der Zeitrechnung der Christen. Wie jeden Morgen war er vor Sonnenaufgang aufgewacht. Der Wall nahm erst graue, später braune Töne an. Als er sich gelb färbte, füllten die Rufe der Muezzins von Medina die Luft. Aber Imam Schamil war zu schwach, um aufzustehen zum Gebet. Und so murmelte er nur die *fatiha*, die erste Sure des Koran.

Bevor er die Augen schloss, sah er vielleicht die Rose auf seinem Lager. Denn in den Häusern Arabiens war es Brauch, Blüten auf das Bett von Kranken zu legen. Schließlich sank er in jenen Zustand Schwerkranker, der irgendwo zwischen Dämmern und Schlafen liegt und voller Erinnerungen und Träume ist. Der Imam Schamil war wieder in Akhulgoh. Im Herzen von Dagestan.

WIE EINE GLOCKE hängt der Gestank der Toten im Sommer 1839 über Akhulgoh. Es herrscht Krieg in den Bergen von Dagestan. Und die Russen haben einen Ring um Akhulgoh gelegt, eine Zitadelle im Fels, umgeben von reißendem Wasser. Dort hat der Imam Schamil sein Hauptquartier aufgeschlagen. Der Führer der Strenggläubigen des Kaukasus. Der Verteidiger der Freiheit. Der Feind des Zaren.

Es ist der 29. August. Seit 67 Tagen belagern die Russen Akhulgoh, und die Situation im Dorf ist hoffnungslos. Verwundete und Kranke liegen dicht an dicht in den zerschossenen Häusern und Höhlen. Der Typhus grassiert. Die Brunnen sind trocken, und wenn sich Männer an Seilen und mit Eimern zum Fluss hinunterlassen, der das Dorf teilt, geraten sie ins Feuer russischer Scharfschützen.

Es gibt kaum mehr Munition in Akhulgoh, kaum Nahrung, kein Brennholz und – keinen Platz für die Toten. Hunderte von Leichen verwesen auf Felszungen und Terrassen. Doch ihre Religion verbietet es den Belagerten, die aufgetriebenen Körper einfach in den Fluss zu werfen. Denn sie sind Muriden, strenggläubige Muslime. So müssen die Toten auf ein Begräbnis warten.

Der Imam hat sich in die Moschee zurückgezogen. Schamil („Der Allumfassende") ist 42 Jahre alt, hoch gewachsen, dürr, und er trägt die *tscherkesska*, den kaukasischen Waffenrock mit Patronentaschen auf der Brust. Der Vollbart und die Hände sind mit Henna rot gefärbt und seine Pantoffeln grün. Wie der Turban, mit dem er seinen Schopf umwickelt hat. 1796 wurde er in Gimrah geboren, nicht weit von Akhulgoh. Sein Vater ist ein Adeliger der Awaren, des wohl größten der über 30 Völker in Dagestan.

Der Boden der Moschee, auf dem der Imam hockt, ist mit Steintrümmern übersät, und eine Granate hat das Minarett geköpft. Die russische Artillerie spuckt Geschosse in jeden Winkel des Dorfes.

Allah hat den Kaukasus vor die Füße des Zaren geschleudert. Schamils Heimat dehnt sich vom Schwarzen zum Kaspischen Meer und ist ein

Jedes Dorf
eine Festung, jeder Pass ein Schlachtfeld: Der Kaukasus wird für eine halbe Million Russen zum Grab

Land aus Wald und Stein und Eisgipfeln. Aus den von Winterfrost und Sommerhitze zerrissenen Bergen hat das Wasser exzentrische Monumente geschliffen. Die Wege sind nichts als Rinnen im Fels, kleine Brücken überspannen jähe Abgründe.

Nikolaus I., der seit 1825 auf dem Thron der Zaren sitzt, sieht im Kaukasus einen Riegel aus Stein, der seinen Plänen im Wege steht von der Ausdehnung des Reiches nach Süden. Zu den Dardanellen, zum Golf der Perser, nach Indien. Auch wenn Nikolaus die Indienpläne bestreitet. „Endgültige Befriedung der Bergvölker oder Ausrottung der Unbotmäßigen", lautet sein Befehl. Eine formelle Kriegserklärung an die unabhängigen Völker des Kaukasus hält er nicht für nötig.

Schamil, der sich oft europäische Zeitungen übersetzen lässt, kennt die Ziele des Zaren. Und die Geschichte der Südexpansion. Sie beginnt mit den Kosaken, die seit dem 16. Jahrhundert an den Rändern des Kaukasus auftauchen. Später facht der Machtkampf zwischen den zurückweichenden Osmanen und den erstarkenden Russen den Landhunger der Zaren an wie ein Sturm das Feuer. Vor allem den von Katharina der Großen, die Konstantinopel für die Christenheit zurückerobern will. Nachdem sie 1783 die Krimtataren besiegt hat, ist der Weg frei in die Berge. Der Weg zum Bosporus oder nach Turkestan führt für die Russen über den Kaukasus und durch Georgien.

1800 wird Ostgeorgien vom Zaren annektiert. Die Russen lassen sich nieder im Kaukasus. Auf Dauer. Aus gelegentlichen Attacken in die Berge wird ein planmäßiges Vordringen. Um die christlichen Georgier und Armenier vor der Tyrannei der Muslime zu bewahren, heißt es.

Doch das ist nicht einmal die halbe Wahrheit. Der Zar will den Kaukasus, weil sein Imperium damit eine perfekte Grenze besäße. Weil er so die südlichen Küsten des Schwarzen und des Kaspischen Meeres sichern könnte und gleichzeitig über eine ideale Ausgangsposition für die weitere russische Expansion nach Asien verfügte.

Und jetzt, im Sommer 1839, sind die Soldaten des Zaren in den Bergen. Mittendrin. Durch seine Spione weiß der Imam, dass ihre Offiziere trinken, um Geld spielen. Dass sie in ihren Forts Orgien veranstalten, mit Akrobaten und Huren. Und dass die meisten der Soldaten Leibeigene ge-

wesen sind, zwangsverpflichtet für 25 Jahre. Und doch sind die Russen unablässig vorgerückt, haben sich einen Weg in den Fels gesprengt, trotz entsetzlicher Verluste Berg um Berg gestürmt und schließlich Akhulgoh in ein Dorf der Toten verwandelt.

Die Russen wollen den Führer der Gotteskrieger lebend

Am 2. Juni haben die Russen ihre Offensive im Hochland von Dagestan begonnen. Der Krieg dort hat seinen eigenen Rhythmus. Im Sommer wird gekämpft. Im Winter herrscht Waffenruhe. Dann blockiert Schnee die Pässe, und es gibt kein Futter für Pferde und Maulesel. Die Russen aber sind abhängig von dem Tross, den ihre Lasttiere in die Berge schleppen: Geschütze, Zelte, Munition, Proviant und gewaltige Samoware, deren Kessel 200 Liter fassen. Ohne Tee würden die Soldaten des Zaren meutern.

Zehn Jahre schon kämpfen die Russen im Kaukasus gegen die Muriden. Diese Sekte hat sich von 1810 an in Dagestan und Tschetschenien ausgebreitet wie ein Brand auf der Steppe. Ihre Lehre wurzelt im Sufismus, in der islamischen Mystik. Schamil, der seit 1834 dritter Imam der Muriden ist, hat diesen Glauben radikal in einen kämpferischen verwandelt. Für Generalleutnant Baron Paul Grabbe, den Kommandeur der Zarentruppen, ist er ein Fanatiker, der den gesamten Kaukasus verhetzt. Er will ihn fangen – egal, „wie teuer unsere Truppen dafür bezahlen".

So fegen Grabbes Soldaten im Sommer 1839 wie ein böser Sturm durch Dagestan. Dörfer gehen in Flammen auf. Und Ernten. Und die „Bergler", auf die sie stoßen, werden massakriert.

Hunderte von Russen sterben auf dem Gewaltmarsch nach Akhulgoh. Getroffen von den Kugeln der Muriden, zermalmt von Steinlawinen, abgestürzt in Schluchten. Doch am 24. Juni steht die dezimierte Truppe vor Akhulgoh. Die Belagerung beginnt. Noch ist die Artillerie schlecht positioniert, und nur wenige Granaten treffen das Dorf. Wie viele Menschen sich dort zusammendrängen, ist nicht bekannt. Aber es müssen mehr als 2000 sein. Krieger, Frauen und Kinder, alte Leute.

In der Morgendämmerung des 11. Juli lässt Grabbe das Dorf mit Leitern stürmen wie eine mittelalterliche Burg. Vergebens. 350 Tote müssen die Russen sofort begraben. Und später all jene, die elend am Blutverlust zugrunde gehen, am Wundschock und am Brand. Fünf Tage danach jagt der Baron seine Soldaten erneut gegen das Felsmassiv. Um den Preis barbarischer Verluste kann er den Ring um Akhulgoh enger ziehen.

Am 24. Juli treffen neue Kompanien ein. Grabbe verfügt nun über genau 10092 Mann. Aber jetzt wütet der Typhus auch unter den Russen. Nur die Hälfte der Truppe ist einsatzfähig.

Als die Pioniere am 6. August jedoch die Artillerie in Schussweite aufstellen, ist das Schicksal von Akhulgoh besiegelt. Am 28. August, dem 66. Tag der Belagerung, stellt der Baron dem Imam ein Ultimatum. Er will Schamil lebend. Und keinen Märtyrer.

Grabbes Bedingung für einen Waffenstillstand: Schamil muss seinen achtjährigen Sohn Jamal al-Din ausliefern. Als Geisel, vor Sonnenuntergang. Aber dazu ist der Imam nicht bereit.

Das Ultimatum verstreicht. Und am Morgen des 29. August beginnt der Generalangriff der Russen. Der Imam in der zerstörten Moschee hat einen Entschluss gefasst: Er wird die Flucht wagen. Aber dazu braucht er Zeit. Deshalb muss er den Sohn opfern. Schamil lässt die weiße Fahne hissen. Und dann verlässt am 29. August 1839 Jamal al-Din die Ruinen von Akhulgoh. Er wird seinen Vater erst nach fast 16 Jahren wiedersehen.

Grabbe schickt das Kind auf den Weg nach St. Petersburg. Schamil verhandelt mit den Russen, empfängt am 30. August eine Delegation in den Trümmern von Akhulgoh und schreibt am 31. August zwei Mal an Grabbe. Doch der General antwortet auf die „asiatischen" Briefe, in denen Schamil den Russen seine Kooperation anbietet bei der „Befriedung" der Berge nur: Übergabe von Akhulgoh binnen dreier Tage.

Als Schamil auch am 2. September keine Anstalten macht, die Festung mit seinen Kämpfern zu verlassen, stürmen die Russen in der Nacht. In den Schutthaufen des Dorfes regt sich immer noch Widerstand. Tagelang.

Mehr als 1000 Tote liegen im Fluss und auf den Felsen

General Miljutin, damals ein junger Offizier der Südarmee, schreibt über den Einzug in Akhulgoh: „Unsere Truppen wurden vom Gestank der Leichen fast überwältigt. Es wurden mehr als tausend Tote gezählt; viele trieben im Fluss, andere lagen aufgedunsen auf den Felsen. 900 Menschen, meist Frauen, Kinder und Greise, wurden lebend gefangen."

Der Imam aber ist entkommen. Wahrscheinlich im

Der Imam Schamil, *ein dagestanischer Adeliger, kämpft für einen islamischen Gottesstaat im Kaukasus*

Fürst Alexander Barjatinskij, *ein Freund des Zaren, soll die wilde Bergwelt befrieden – um jeden Preis*

Packpferde, Lastenträger, Verwundete:
Der Tross der russischen Eroberer kommt auf den steilen Gebirgspfaden kaum voran. Männer und Tiere sind leichte Ziele für die Heckenschützen des Imam

Durcheinander des russischen Angriffs vom 2. auf den 3. September.

Mit dem Fall von Akhulgoh endet der Widerstand der Muriden. Stammesführer aus Dagestan und Tschetschenien wenden sich ab von Schamil. Sie haben Angst vor den Russen, Angst vor einem Ende wie in Akhulgoh. Nun ist der Kaukasus frei, glaubt Grabbe. Der Flucht Schamils misst er merkwürdigerweise keine große Bedeutung bei. Und die Summe, die er auf dessen Kopf aussetzt, ist lächerlich gering. „Unruhen und Aufstände brauchen wir nicht mehr zu befürchten", depeschiert er. „Ausgezeichnet", lobt Nikolaus I.

Nach seiner Niederlage ist der Imam ein Flüchtling, der sich mit seinen Frauen und Kindern in Tschetschenien verkriecht. Doch bald verhilft ihm ausgerechnet dieses Debakel zu mehr Macht als je zuvor – weil die Russen, die den Sieg über ein Dorf mit der Eroberung des Kaukasus verwechseln, die Muriden drangsalieren wie Leibeigene.

In den „befriedeten" Dörfern werden alle Männer entwaffnet: eine Demütigung für jeden Kaukasier, ob Awaren, Darginer oder Kumüke, Lesghier, Lake, Tschetschene oder Tabassarane. Ernten und das Vieh werden requiriert. Als Hunger einzieht in die Berge, erheben sich die Tschetschenen. Im März 1840 bitten sie Schamil, der ja unter ihnen lebt, sie zu führen. Gegen den Zaren, gegen die Christen. So beginnt der kometenhafte Aufstieg des Imam.

ES WAR HEISS geworden in Medina. Vor dem Fenster hing der Himmel wie ein fahles Tuch über dem Steinwall, der unter der Sonne des Mittags zu brennen schien. Schamil war aufgewacht. Vielleicht, weil er von Akhulgoh geträumt hatte. Vielleicht auch wegen der Hitze. Der Imam schwitzte. Er fühlte sich matt und kraftlos.

Schamil ruft im Kaukasus einen Gottesstaat aus

Als die Muezzins von den Türmen des Glaubens zum Gebet der Tagesmitte riefen, sank er in jenen Zustand Sterbender, in dem das Vergangene aufsteigt und das Gestern zum Heute wird. Und mit den Stimmen, die seinen Kopf füllten und den Sieg des Propheten verkündeten, glitt er hinüber in das Reich der Muriden. In den Gottesstaat des dritten Imam, der Schamil heißt, der Allumfassende, und

über dem die *baraka* schwebt, der Segen Allahs.

SCHAMIL HERRSCHT über den östlichen Kaukasus. In einer Zeit, von der die Chroniken sagen, dass sie etwa Mitte der vierziger Jahre beginne und Mitte der fünfziger Jahre ende. Das Hauptquartier des Imam ist das tschetschenische Dorf Vedan, und die meisten Völker Dagestans und Tschetscheniens folgen ihm.

200000 Einwohner zählt das von ihm beherrschte Land, 40000 Männer folgen ihm. Und noch immer vermehrt sich die Schar seiner Anhänger. Er hat die *scharia*, das islamische Recht, zum alleinigen Gesetz der Berge ausgerufen. Und den Heiligen Krieg gegen die Eindringlinge zur Pflicht eines jeden erklärt.

Der Imam, der vier Frauen hat, ist besessen von der Idee eines islamischen Reiches im Kaukasus. Eines Gottesstaates. Und er besitzt die Gabe, diese Idee auf andere zu übertragen. Mit nichts als seinem Charisma und seiner Stimme.

Seine Ansprachen sind Gebete, Drohungen, Versprechungen – alles in einem. Wie der Prophet Mohammed ist er geistiger Führer und oberster Feldherr. Er ernennt die lokalen Befehlshaber. Und die regionalen Muftis und Kadis, die das Recht der Scharia sprechen. Er hat einen Geheimdienst aufgebaut und ein System von Postreitern. Er versucht, Kontakte zu Türken und Engländern zu knüpfen, denn auch sie wollen den Zaren in seinem Drang nach warmen Meeren und Wegen nach Indien bremsen. Aber Hilfe kommt weder von Briten noch von Osmanen.

Staat und Armee finanziert der Imam vor allem mit den Einkünften aus Raubzügen, den Lösegeldern für russische Geiseln und Gefangene und mit den „Schutzzahlungen" der Dörfer, die sich freikaufen von den Razzien der Muriden.

Tabak, Haschisch, Opium, Alkohol sind verboten im Gottesstaat. Tanzen und Musik ebenso. Frauen haben Kopf und Gesicht zu bedecken und lange Hosen zu tragen. Die Einhaltung des Ramadan ist Pflicht für alle wie das Freitagsgebet für die Männer.

Die Verstümmelungen, die das islamische Recht bei Verstößen vorsieht, hat er abgewandelt in Gefängnis. Und die Blutrache, die im Kaukasus wütet, beschränkt er auf ein Todesopfer oder Blutgeld.

Er führt einen Guerillakrieg. Überraschende Attacken, schnelle Vorstöße, ebenso schnelle Rückzüge, Überrumpelungen. „Meine schlechten Straßen, meine Wälder und Gebirge machen mich stärker als manchen Monarchen", sagt Schamil. „Ich sollte meine Bäume mit Öl salben, meinen Schlamm mit duftendem Honig mischen und meine Felsen mit Lorbeer bekränzen, weil sie mir so sehr helfen in meinem Kampf um die kaukasische Freiheit."

Der Imam fügt den Truppen des Zaren schwere Verluste zu. Allein im Herbst 1843 hat Nikolaus I. 2620 Tote, Verletzte und Vermisste zu beklagen. Er verliert 27 Kanonen, 2152 Gewehre, 13816 Granaten, Hunderte von Pferden, zwölf Forts und den größten Teil des Nordens von Dagestan. Die Zahl der russischen Soldaten im Kaukasus wird sprunghaft erhöht. In den dreißiger Jahren sind es 30000, Mitte der fünfziger Jahre siebenmal so viele, und der Krieg verschlingt ein Sechstel des russischen Staatshaushalts.

1846/47 steht der Imam der Muriden im Zenit seiner Macht. Doch dann gewinnen die Russen die Oberhand. Zuerst schleichend, aber von 1851 an deutlich. Durch ihre zahlenmäßige Überlegenheit, ihre Artillerie, den Wechsel der Taktik. Die Attacken der Russen kommen schneller, plötzlicher, so wie die der Muriden. Und sie haben begonnen, systematisch Wälder zu fällen, Straßen zu bauen, Brücken.

Der verlorene Sohn des Imam kehrt heim – als Fremder

1854 mindert sich der Druck auf den Kaukasus. Wegen des Kriegs um die Krim zwischen Sultan und Zar. Im selben Jahr gelingt Schamil ein Coup, der ihn berühmt macht. Anfang Juli überfallen Muriden zwei Tagesritte nordöstlich von Tiflis das Gut des georgischen Obersten und Fürsten David Tschawtschawadse. Schamil macht wertvolle Beute: Anna, die Frau des Fürsten, ihre Schwester Warwara und ihre Nichte Nina.

Jetzt, 15 Jahre nach Akhulgoh, hat Schamil mit den drei Fürstinnen jene Geiseln, um die Freigabe seines Sohnes Jamal al-Din zu erzwingen, der immer noch unter den Russen lebt.

Die Verhandlungen dauern. Fast neun Monate hält Schamil die Frauen gefangen. Erst am 22. März 1855 – vier Tage nach dem Tode Nikolaus I. – werden sie ausgetauscht. Ge-

Russlands Rache:
Die Soldaten vertreiben Frauen und Kinder aus den eroberten Dörfern, plündern die Häuser und zünden sie an. Niemand weiß, wie viele Menschen dabei umkommen

gen 40 000 Silberrubel und Jamal al-Din, der jetzt ein Mann ist.

Doch er hat seine Muttersprache vergessen, liest in den Büchern der Ungläubigen und nachts, und trotz des Musikverbots, kann man eine leise, metallische Melodie hören. Es ist der „Gesang der Gondelführer", der einer Spieldose entspringt. Wenn Schamil seinen Sohn sieht, den Russen, erkennt er, dass vielleicht nicht die militärische, sondern die kulturelle Bedrohung die gefährlichere ist.

Er untersagt dem Sohn, der fast wie ein Gefangener seines Vaters lebt, über das Leben in St. Petersburg zu reden. Jamal al-Din bleibt ein Fremder, der sich weder an die rohe, kaukasische Kost noch an das streng religiöse Leben im Aul anpassen kann.

Später schickt Schamil den Sohn in die Gegend von Karaty in Dagestan. Im Sommer 1858 stirbt Jamal al-Din, der älteste Sohn des Imam, an einer ungenannten Krankheit, die vielleicht nur die Sehnsucht nach Russland war.

Dem Krieg folgt kein Frieden:
Besetzungen und Überfälle, Brandschatzungen und Feuergefechte von Gipfel zu Gipfel – nach zwei Jahrzehnten ist das Land so ausgeblutet, dass viele Stämme ihrem Imam nicht mehr folgen wollen. Am 6. September 1859 ergibt Schamil sich dem Fürsten Barjatinskij. »Befriedet« aber ist der Kaukasus bis heute nicht

Am 30. März 1856 endet der Krimkrieg. Mit Vorteilen für die Türken. Dem Zaren Nikolaus I. ist Alexander II. auf den Thron gefolgt, und der ist entschlossen, den Krieg im Kaukasus nun zum Ende zu bringen. Im Sommer 1856 macht er seinen Jugendfreund Fürst Alexander Barjatinskij zum Oberbefehlshaber des Kaukasus und übergibt ihm eine gigantische Armee: 200 000 Mann. Angesichts dieses Truppenaufmarsches bedrängen die Stammesführer Schamil: Er soll verhandeln. Der Imam weigert sich. Er weiß, dass der Zar seine Feinde deportieren will.

Doch das Ende ist unausweichlich. Schamils Staat zerfällt, und mit ihrer Übermacht treiben die Russen die Muriden vor sich her, legen Wälder nieder, zerschneiden Täler mit Straßen und führen die Bevölkerung der eroberten Gebiete fort. 1858 fällt Stamm um Stamm ab von Schamil. Er verliert ganz Tschetschenien.

1859 ist aus dem Rückzug des Imam längst eine wilde Flucht geworden, zurück nach Dagestan, von wo er einst mit seinen Muriden aufgebrochen war. Im Juli versucht er mit den Russen zu verhandeln. Vergebens. Am 19. August ist der ganze östliche Kaukasus unter der Kontrolle der Russen.

Schamil, seine Familie und 400 Kämpfer haben sich auf dem Ghunib verschanzt, dessen Gipfel eine weite Felsschüssel ist, nur ein paar Dutzend Kilometer südlich von Akhulgoh. Und die Russen unter Fürst Barjatinskij haben den Berg umzingelt.

Der Ort ist ideal. Beinahe unzugänglich und nur unter gewaltigen Verlusten zu stürmen. Den Boden der weiten Felswanne bedecken Getreide und Gras, und es gibt eine Quelle. Der Imam rechnet mit einer langen Belagerung.

Doch die Russen greifen an, plötzlich und mit gewaltiger Übermacht.

Am 6. September 1859 kapituliert Schamil, der dritte Imam der Muriden. Ein zerlumpter Haufen folgt ihm. 50 Kämpfer, mehr sind ihm nicht geblieben. Der Krieg im Kaukasus, der wahrscheinlich 500 000 Russen das Leben gekostet hat, ist vorbei. Über die Zahl der Opfer unter den Muriden, die sich 30 Jahre lang gegen die Eindringlinge gewehrt haben, ist nichts bekannt. Bis etwa 1865 sind im Kaukasus, der ausgeblutet ist, alle Stämme befriedet oder umgesiedelt. Und seltsam, ausgerechnet Schamils Gottesstaat, der die Führer der Berge an die Idee einer einheitlichen Herrschaft herangeführt hat, macht es den Russen leichter, den Kaukasus einzugliedern in ihr zentralistisches Reich.

Doch die Tragödie der Bergbewohner ist damit nicht zu Ende. Wann immer sie eine Chance auf Freiheit wittern, erheben sie sich. Wie im Russisch-Osmanischen Krieg von 1877/78. Oder nach der Revolution von 1917, als sich die Tschetschenen den Roten anschließen und im Mai 1917 die Unabhängige Republik Nordkaukasus ausrufen – sie wird 1919 zum Emirat und ein Enkel Schamils Emir. Von 1943 an werden die Tschetschenen dann Opfer der mörderischen Deportationen des Georgiers Jossif Dschugaschwili, der sich Stalin nennt.

Den Völkern südlich der Berge ergeht es kaum besser. 1921 presst Stalin Georgien, Armenien, Aserbaidschan in die Transkaukasische Föderative Sowjetrepublik, legt so den Grundstein für spätere Konflikte. In Tschetschenien führen die Russen heute wieder Krieg. Manche sagen: immer noch.

Nach seiner Gefangennahme erwartet Schamil hingerichtet zu werden. Aber es kommt anders. Er wird nach Russland gebracht. Nach Charkow, Moskau, St. Petersburg. Überall applaudieren die Menschen dem Imam. Alexander II. schüttelt ihm die Hand, und der „Löwe von Dagestan", der dem Imperium so lange Widerstand geleistet hat, avanciert zum Star der Gesellschaft. Danach verbringt er viele Jahre in der Provinzstadt Kaluga, 80 Kilometer südwestlich von Moskau. Versorgt durch eine großzügige Apanage des Zaren.

Im März 1870 macht sich der 74-jährige Schamil, der nichts als „Gottes armer Pilger" sein will, auf den Weg nach Mekka, auf die Wallfahrt der Muslime. Gegen Ende des Jahres reist er von Mekka nach Medina. Zum Grab des Propheten.

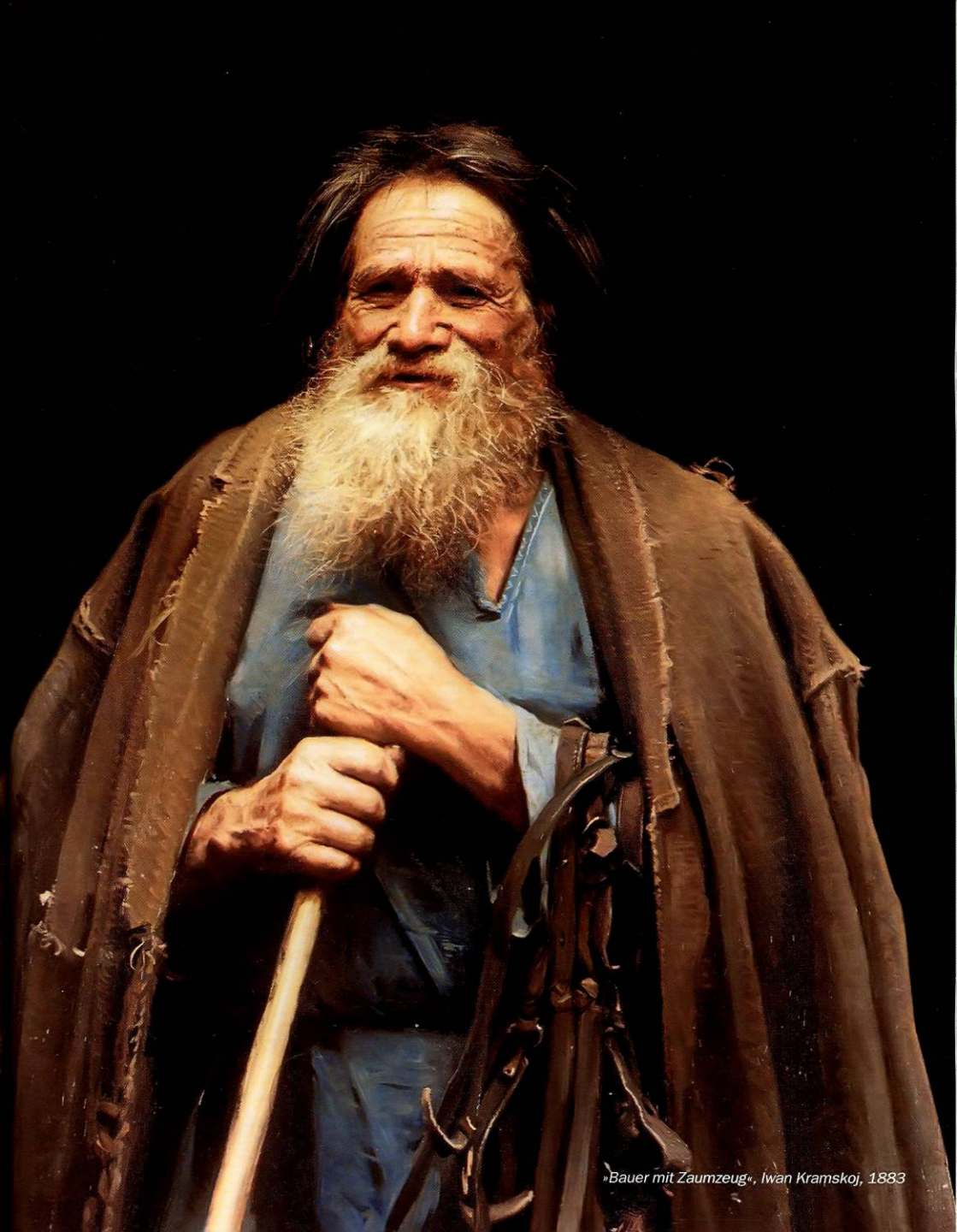
Es war der 4. Februar 1871 nach der Zeitrechnung der Christen und das Jahr 1287 der Muslime. Kurz vor dem *maghreb*, dem Gebet zum Sonnenuntergang, wachte Schamil noch einmal auf.

Vor dem Fenster flammte im Abendlicht der Steinwall, der die Grabmoschee des Propheten Mohammed umfasst. Sein Schatten aber war blau. Wie ein Schatten im Schnee des Kaukasus. Der Imam Schamil soll noch ein Wort gesagt haben: „Allah!" Die Rufe der Muezzins von Medina hat er nicht mehr gehört. □

Walter Saller, 45, Autor in Berlin, hat unter anderem in Kairo Religionswissenschaften und Philosophie studiert. Mitarbeit: Meike Schnitzler.

Der Traum von der Freiheit

Russland ist Bauernland: ein weites, ein wildes Reich mit kleinen Dörfern und ärmlichen Weilern. Maler wie Iwan Kramskoj (1837–1887), viele städtische Intellektuelle, selbst die Zaren idealisieren den Landmann als fromm, treu und weise. Doch von dessen hartem Leben, vom Aberglauben, von den Festen, von den aufrührerischen Liedern ahnen sie nichts. Und als Zar Alexander II. 1861 die jahrhundertealte Leibeigenschaft aufhebt, begeht er einen tödlichen Fehler. Denn er gibt den Bauern zwar die Freiheit. Aber kein Land



»Bauer mit Zaumzeug«, Iwan Kramskoj, 1883

VON KIRSTEN BERTRAND

Verlassen wir die Städte. Lassen wir Moskaus Exzerzierplätze hinter uns, St. Petersburgs Boulevards, Odessas Hafenpromenade. Folgen wir den staubigen Landstraßen, zerfurcht von Ochsenkarren und Pferdewagen. Nicht lange, und ein neues Reich wird sich auftun – eines, das dem Zaren und den Adeligen nahezu unbekannt ist, obwohl es noch Mitte des 19. Jahrhunderts über 80 Prozent Russlands ausmacht: das Reich der Bauern. Ein Kosmos mit ewigen Regeln und Ritualen, eine Schattenwelt des Aberglaubens, ein Universum der Tradition, in dem die Zeit in ewig gleichem Rhythmus dahinfließt.

An unbefestigten Wegen, die eher Pfaden gleichen als Straßen, an ungezähmten Flüssen sind ihre Dörfer angelegt, die Häuser gebaut nach uralter Vätersitte – Blockhütten aus grob behauenen Stämmen, mit kleinen Fenstern, an deren Rahmen geschnitzte Tierköpfe genagelt sind; mit spitzen Dächern aus Stroh, selten aus Schindeln. Jede Hütte liegt auf einer eigenen Parzelle; meist lehnen eine Scheune und ein Stall gegen das Wohngebäude, daneben dampft der Misthaufen, und hinter dem Holzzaun liegt ein kleiner Gemüsegarten.

Auf dem Land sind die Zyklen von Natur und Religion seit Menschengedenken miteinander verknüpft; die Namenstage der Heiligen bestimmen den Lauf der Arbeit. Der Winter ist am 23. April beendet, am Tag des heiligen Jegor, des Schutzheiligen des Viehs. Der Schnee ist geschmolzen, die Straßen sind wieder passierbar. In der kalten Frühlingssonne zieht der Dorfpfarrer feierlich durch die Ställe, um die Kühe, Pferde und Schafe zu segnen, ehe sie zum ersten Mal in diesem Jahr auf die Weide ziehen.

Danach weiht er die Äcker, und die Männer beginnen, die Felder zu bestellen. Mit eisenbeschlagenen Holzpflügen, meist von Ochsen gezogen, ritzen sie die Böden: das Korn wird in Bastkörben auf die Äcker getragen und ausgeworfen. Damit die Saat nicht verderbe, ziehen die Männer saubere Kleider an: grobe Leinenhemden mit Stehkrägen, die lang über die Hosen fallen; die Waden sind in warme Lappen gewickelt, die Füße stecken in Schuhen aus geflochtenem Bast.

Die Frauen bestellen die Gemüsegärten. Im Sommer werden hier Erbsen ranken, Bohnen an Stangen emporsprießen, werden die schweren, gelben Kürbisse auf dem Boden liegen, Linsen, Zwiebeln, Knoblauch und Gurken gedeihen. Manche Familien haben ein Extrafeld für eines der wichtigsten Gemüse angelegt: Kohl. Im Sommer und Herbst frisch gegessen, im Winter eingelegt als Sauerkraut; als Beilage oder zu *schtschi* gekocht, der berühmten russischen Krautsuppe. Das Vitamin C im Kohl schützt vor den ärgsten Mangelkrankheiten.

Nach dem 29. Juni, dem Peter- und Paulstag, mähen die Männer das Gras; eine gute Woche später, am Festtag der Gottesmutter-Ikone von Kasan, beginnt die Getreideernte. Die Frauen binden die Garben zusammen. Wenn der Sommer feucht ist, bleibt das Getreide wochenlang auf den Feldern, ehe es schließlich in die Häuser geholt und auf Trockenöfen gelegt wird. Dann kann man bis in den Herbst aus den Tennen das harte Schlagen der Dreschfle-

Der Maler sieht nur ein Idyll: »Mittag im Dorfe«, Pjotr Suchodolskij, 1864

Die Familien besitzen nur ihre
Hütten, das Land gehört dem Grundherrn.
Sie müssen es für ihn bestellen – und dürfen nur einen
kleinen Teil der Ernte behalten

gel hören. Oft bleibt nur so viel Getreide übrig, wie die Familien für ihr Brot und die Aussaat des nächsten Jahres brauchen.

Überflutungen, Dürren und Ungezieferplagen erschüttern regelmäßig diese Welt. Und: die Grundbesitzer. Denn in Russland sind um 1850 fast 50 Millionen Bauern unfrei.

Mehr als die Hälfte von ihnen gehören dem Staat und eine Million der Krone. 22 Millionen aber sind Leibeigene und damit Eigentum eines Grundbesitzers, der sie verkaufen darf, verschenken oder verpfänden. Dem es einfallen kann, Dutzende Mädchen und Burschen zur Ehe zu zwingen, wenn zu wenige Kinder geboren werden. Der ihr Gerichtsherr und Steuereintreiber ist. Der junge Männer aus ihrer Mitte reißt, um sie für 25 Jahre zum Militär zu geben – oft in Ketten, damit die Zwangsrekrutierten nicht desertieren.

Nicht alle Gutsherren sind grausam und nur wenige reich: Verarmte Junker gibt es zu Tausenden, die genau so elend in ihren Hütten leben wie der Rest des Dorfes. Unfassbarer, unverständlicher sind für die Bauern die Landbesitzer mit mehr als 1000 Leibeigenen, die meist in der Stadt leben, auf dem Land nur ihre luxuriösen Sommerhäuser unterhalten, oft mit weißen Säulen, englischem Garten und Alleen aus Linden und Akazien.

Nur selten mischen sich die adligen Grundherren ein bei Aussaat und Ernte. Aber sie verlangen ihren Anteil. Deshalb bestellen viele Leibeigene zweierlei Felder: jene, die ihnen der Gutsherr zur eigenen Versorgung überlässt, und jene, deren Ertrag er für sich beansprucht. Zwei, drei, vier Tage Frondienst leisten die Unfreien pro Woche ab.

Bringt der Boden aber nicht genug Ertrag, verlangt der Gutsherr einen jährlichen Leibzins: 80, 100, sogar 120 Rubel – genug, um davon vier Bauernmädchen zu kaufen (ein edler Windhund kostet so viel wie 120 Mädchen). Um das Geld aufzubringen, fertigen viele Familien in Heimarbeit Waren für die Märkte in den Städten: Körbe, Räder, Filz, Lederwaren, Seife, Scheren, Messer, Hängeschlösser. Manche verlassen mit Erlaubnis des Gutsherren die Dörfer und verdienen als Handwerker, Hausierer oder Flussschiffer ein paar Rubel dazu.

»Wir schlagen alle Herren tot«

Zur feierlich zelebrierten Ernte kehren sie häufig in ihre Dörfer zurück. Im August begehen sie die drei „Erlöser-Feste". Am Ersten, dem Fest des Leben spendenden Kreuzes, werden Honig und Bienenstöcke gesegnet. Fünf Tage später, am Tage von Christi Verklärung, bittet das Dorf um eine gute Obsternte. Und Mitte des Monats, am Fest des Erlösers-nicht-von-Menschenhand-gemacht, segnet der Pfarrer die Saat des Winterroggens. Kurz danach wird der Herbst begrüßt – mit eben jener geweihten Saat, die, mit Brotkrumen vermischt, über die Felder verstreut wird.

Doch es ist nicht nur die Schar der Heiligen, die den Bauern ihr Arbeits- und Lebensgerüst vorgibt. Es wird auch von der Dorfgemeinschaft bestimmt, von der *obschtschina*. Sie ist nicht nur eine bäuerliche Schicksalsgemeinde, sondern auch eine allumfassende Solidargemeinschaft der Bauern, die sich über die Jahrhunderte herausgebildet hat und jedem seinen Platz zuweist. Die Obschtschina sorgt unter anderem dafür, dass der Gutsherr die Steuern des Dorfes erhält. Kann ein Bauer seinen Anteil nicht leisten, gleichen andere Familien den Ausfall aus.

Das oberste Organ dieser Selbstverwaltung ist die Dorfversammlung, der *s'chod*, in der alle Haushaltsvorstände vertreten sind. Der S'chod bestimmt, wie Wege, Brücken, Kirchen oder Speicher instand gehalten werden; er beschließt die Fruchtfolge auf den Feldern; er beratschlagt, ob jemand ein neues Haus bauen darf. Und er legt fest, wie das bewirtschaftete Land verteilt wird. Denn kein Bauer ist Eigentümer von Grund und Boden. Das sind stets der Staat, die Krone oder der Gutsherr. Je nach Zahl der Arbeitskräfte bekommt eine Familie alle paar Jahre anderes Land zugewiesen. Dabei wird jedem ein ungefähr gleichmäßiger Anteil an nahen und weit entfernten Äckern zugewiesen, an trockenen Böden, sumpfigen Wiesen, fruchtbaren Weiden.

Der erste Mann im Dorf ist der *starosta*, der gewählte Älteste. Er muss das Dorf nach außen vertreten – insbesondere gegenüber dem Gutsherrn. Er leitet die Versammlungen des S'chod, die in einer großen Bauernhütte, im Vorbau der Dorfkirche oder auch unter freiem Himmel stattfinden. Nicht selten setzt sich dabei derjenige durch, der am lautesten schreit.

Im Herbst, nach der Ernte, sitzen die Familien abends beisammen. Lieder singen sie dann, auch solche, die der Gutsherr besser nie hören sollte: „Wir schlagen alle Herren tot, doch Mörder sind wird nicht. Wir sind keine Diebe, keine Verbrecher. Wir sind Stenka Rasins Freunde und Rächer."

Der Kosak Rasin versetzte Russland zwischen 1667 und

1671 in Aufruhr, fast 20 000 Mann folgten ihm auf seinen Raubzügen. Er versprach jedem Leibeigenen die Freiheit und teilte die Beute unter allen gleichmäßig auf; seine Leute erschlugen Adelige. Schließlich wurde Rasin gefangen und 1671 in Moskau gevierteilt. Aber noch zwei Jahrhunderte nach Rasins Tod besingen die Bauern ihn als Freiheitshelden.

Wenn der Winter kommt, werden Hochzeiten gefeiert. Die Paare heiraten jung, Frauen mit 17, Männer mit 19 Jah-

Tiefe Gläubigkeit: »Das öffentliche Ostergebet«, Wladimir Makowskij, 1888

Der Heiligenkalender bestimmt das Jahr, der Priester segnet das Korn – doch jeder Bauer glaubt auch an Hausgeister

ren: Unverheiratete gelten als suspekt. Meist zieht die junge Frau ins Elternhaus ihres Mannes, und sie muss arbeiten können wie ein Pferd. Holz hacken, Wasser schleppen, den Ofen feuern, kochen, das Vieh füttern und tränken, melken. Und Kinder gebären.

Die Frauen arbeiten, bis die Wehen einsetzen. Die meisten Babys kommen auf dem Acker zur Welt, im Stall, im Getreideschober. Nur zwei, drei Tage erholen sich die Mütter; dann müssen sie wieder auf das Feld.

Mit den Neugeborenen ist Gott nicht gnädig; kaum die Hälfte erreicht das fünfte Lebensjahr. Die Kinder sterben an Typhus, Diphtherie, Malaria, an Pocken oder Auszehrung. Die Eltern nehmen den Tod fatalistisch hin: Der Allmächtige straft uns für unsere Sünden, sagen sie, und gegen Seinen Willen darf sich keiner auflehnen. Niemand verhindert, dass die bakterienverseuchten Kleider der toten Babys an andere Familien verschenkt werden.

Wenn im Winter Schneestürme über das Land fegen, schrumpft die Welt der Bauern auf ihre Hütten zusammen. Nicht selten leben drei, vier Generationen miteinander: acht bis zehn Menschen in einem Raum von oft nicht mehr als 15, höchstens 30 Quadratmetern. Ein paar glimmende Holzspäne in eisernen Klemmen an den Wänden erhellen kaum die Düsternis. Es riecht nach Rauch, nassen Pelzen, Kohlsuppe und ungewaschenen Menschen.

Eine Bretterpritsche, über Kopfhöhe von einer Wand zur anderen gezogen, dient als Bett für all jene, die unten keinen Platz haben. In vielen Hütten hängen Körbchen von der Decke, in denen Säuglinge an einem mit Brei oder vorgekauten Brotkrumen gefüllten Stoffsäckchen nuckeln. Es ist die Zeit, in der die Frauen Flachs und Hanf spinnen und Leintücher weben und die Männer ihr Werkzeug richten.

Der Ofen ist das Zentrum jeder Hütte und nimmt rund ein Viertel des Platzes ein. Hier backt die Hausfrau täglich Sauerteigbrot und kocht Buchweizengrütze. Auf dem Ofen wird geschlafen, gewaschen, hier dampft nasse Kleidung, trocknet Getreide. Wer es sich leisten kann, hat einen Kamin gemauert; die anderen lassen den Ofenqualm durch ein Loch in der Wand abziehen.

Im oder hinter dem Ofen haust der *domowoj*, der Hausgeist. Von seinem Wohlwollen hängt das Glück aller ab. Wenn er gute Laune hat, hilft er, die Tiere zu füttern und zu striegeln; gerät er aber in Wut, wirft er die Handarbeiten der Hausfrau durcheinander, versteckt das Werkzeug der Männer oder streut Mist auf die Türschwelle. Ein Ei oder Brotstücke legen die Menschen dann zur Versöhnung auf den Herd. Und hoffen, dass der Geist sich wieder beruhigt und sie nicht durch Klopfen und Rascheln die ganze Nacht lang wach hält.

In den Großfamilien sind Gewalt und Trunksucht eben-

so verbreitet wie der Brauch, dass der Patriarch seine junge Schwiegertochter belästigt. Kommt es zu Konflikten, tragen die Bauern sie meist unter sich aus. Es schickt sich nicht, den Gutsherrn anzurufen und „den Schmutz aus der Hütte hinauszutragen".

Die Staatsgewalt lässt sich ohnehin oft jahrelang nicht sehen. Gibt es Streit, rufen die ältesten Männer eine Versammlung ein. Sie urteilen pragmatisch: Angesehene Familien können mit milderen Urteilen rechnen als Trunkenbolde und Drückeberger. Und nichts zählt mehr als der Kompromiss, damit der Dorffriede erhalten bleibt. Manchmal müssen die Kontrahenten sogar um das Urteil losen.

Unruhen in den Dörfern

Vergehen wie Diebstahl werden oft durch rituelle Demütigung gesühnt: Nackt wird der Täter durchs Dorf geführt oder mit einem Sack über dem Kopf auf einer Karre herumgefahren und von allen Seiten mit Schmutz beworfen oder mit Stöcken geschlagen, während die Zuschauer auf Töpfen und Pfannen trommeln. Zur Versöhnung muss der Delinquent anschließend dem ganzen Dorf Wodka spendieren. Erst dann ist die Gemeinschaft wieder hergestellt: Jeder ist gewarnt, niemand ernsthaft verletzt, die Gemeinschaft hat zusammen gehalten.

Gewaltverbrecher werden hingegen oft grausam hingerichtet, etwa indem man sie mit verbundenen Armen und Beinen so lange am Baum hochzieht und ruckartig fallen lässt, bis ihr Rückgrat bricht.

Frieden aber muss in den Hütten herrschen, wenn das letzte große Fest des Jahres beginnt: Weihnachten. Am 24. Dezember feiern die Familien zusammen. Ehe die Festtafel gedeckt ist, werden Getreidekörner in Form eines Kreuzes auf die Tischplatte gestreut; vorsichtig legt man das Tischtuch darüber. Bevor das Mahl beginnt, wirft der Hausherr eine Hand voll Körner in die Luft; Gesundheit für alle Menschen und Tiere sollen sie bringen.

Im neuen Jahr dann die Fastnachtswoche im Februar oder März: Der Winter wird ausgetrieben. Die Bauern entzünden riesige Kränze aus Stroh, die Jungen messen sich in Schlittenrennen. Anschließend beginnen die sieben Wochen des Großen Fastens bis Ostern, und die Kirchen sind immer voll in dieser Zeit. Weder Eier noch Butter kommen auf den Tisch, bei Strenggläubigen nicht einmal Fisch. Auf Fleisch zu verzichten fällt leicht – es kann sich ohnehin kaum jemand ein Huhn oder Schwein leisten.

Wenn endlich im März die ersten Zugvögel zurückkehren, backen die Frauen kleine Vogelfiguren aus Teig. Die Kinder tragen das Gebäck hinaus auf die Äcker, werfen es in die Luft und schreien: „Fliegt zu den Feldern! Bringt Gesundheit – erstens den Kühen, zweitens den Schafen, drittens den Menschen!"

Und der Jahreszyklus beginnt von Neuem.

DOCH DIESES scheinbar ewige Universum ändert sich am 19. Februar 1861 für immer. An diesem Tag gibt Zar Alexander II. den Bauern, was ihnen seit Jahrhunderten vorenthalten wird: die Freiheit. Das Manifest des Herrschers wird im ganzen Land angeschlagen, in Kirchen oder auf Marktplätzen verlesen: Der Zar schafft die Leibeigenschaft ab, macht nach 210 Jahren Schluss mit der menschenunwürdigen Unfreiheit in den Dörfern.

Alexander II. hat sich gegen den konservativen Adel durchgesetzt, gegen bürokratische Bedenkenträger, gegen die Tradition seines Reiches. Ausgerechnet jener Herrscher, der in jungen Jahren als zögerlich und unentschlossen galt, hat durchgesetzt, woran seine unmittelbaren Vorgänger Alexander I. und Nikolaus I. gescheitert sind.

Doch Alexander II. trifft diese Entscheidung nicht etwa aus Menschenfreundlichkeit, sondern damit, so glaubt er, sein Riesenreich Schritt halten kann mit dem wirtschaftlich starken Westeuropa. 50 Millionen Bauern sind nun frei von der Willkür der Grundherren und sollen zu Produktionsfaktoren einer neuen Wirtschaft werden. Eisenbahnen will der Zar bauen, das Militär reformieren, die Volksbildung verbessern. Alexander II. ist entschlossen, sein Reich aus der Rückständigkeit zu befreien.

In den großen Städten feiert die Bevölkerung den Kaiser und nennt ihn „Befreier-Zar". In St. Petersburg jubeln Bauern vor dem Winterpalast dem Herrscher zu. Liberale Adlige zelebrieren Freudenfeste; die Hymne „Gott erhalte den Zaren" schallt durch die Straßen.

Auf dem Lande aber verbreitet sich schon bald Enttäuschung. Die Bauern empfinden das Manifest als Hohn. Sie hatten erwartet, dass ihnen auch der Boden zugesprochen wird, den sie bisher bestellt haben. Doch um die Gutsherren nicht allzu sehr zu schädigen, lässt ihnen der Zar einen großen Teil ihres Besitzes. Für dessen Nutzung müssen die Bauern weiterhin Frondienst leisten. Oder Pacht zahlen.

Das aber widerspricht dem bäuerlichen Weltbild. „Wir gehören zwar dem Gutsherrn, aber das Land ist unser", haben die Bauern seit jeher gesagt. Sie waren zuerst da, waren immer da, waren an die Scholle gebunden – und jetzt heißt es, dass ihnen nur jene kleine Parzelle gehören soll, auf der ihr Haus steht.

Der Staat bietet Kredite zum Landkauf an, abzuzahlen über 49 Jahre – und das bei einer Lebenserwartung von etwa 32 Jahren. Aus Dörfern werden Unruhen gemeldet. In manchen Gouvernements werden die Soldaten alarmiert.

Wer als Frau nicht

Während der nun folgenden zweijährigen Übergangsfrist teilen die Gutsherren das Land neu auf zwischen sich und den Bauern – natürlich zu ihren Gunsten. Manchmal geben sie nur die kärgsten Böden her, keine Weiden fürs Vieh, keine Wälder für Feuerholz und Baumaterial.

Und selbst die persönliche Freiheit der Bauern reicht anfangs nicht viel weiter als bis an den eigenen Gartenzaun. Weil der Gutsherr nun nicht mehr Steuereintreiber und Gerichtsherr ist, beschließt die Regierung, die Obschtschina, die Dorfgemeinde, zu stärken. Vielerorts behalten die Dorfältesten die Pässe der Bauern ein, damit keiner ohne Erlaubnis abzieht.

Die Reform scheitert

Und dennoch wandelt sich langsam die Welt auf dem Lande. Manchen ehemals Unfreien mit vielen Söhnen gelingt es, neues Land zu kaufen und ärmere Nachbarn für sich arbeiten zu lassen. *Kulaken*, Fäuste, nennt man sie. Die Ungleichheit nimmt dramatisch zu.

17. Februar 1881. Es ist Sonntag. Alexander II. verlässt den Winterpalast in St. Petersburg. Am Vortag erst ist er informiert worden, dass die Polizei den einst leibeigenen Bauern Andrej Iwanowitsch Scheljabow verhaftet hat. Es gibt Hinweise, dass Scheljabow ein Attentat auf den Herrscher vorbereitet hat. Und dass er nicht allein ist.

Doch der Kaiser will unbedingt eine Militärparade in der Michail-Manege abnehmen. Kurz vor 13 Uhr fährt er dorthin – eskortiert von sieben Kosaken und drei Polizeioffizieren. Gegen 13.45 Uhr besteigt er die Kutsche, die ihn in den Winterpalast zurückbringen soll.

Fast auf den Tag genau vor 20 Jahren hat Alexander II. das Manifest zur Befreiung der Leibeigenen unterschrieben. 62 Jahre ist er nun alt. Und er ist müde, enttäuscht und verbittert. Denn sein Reformwerk hat Kräfte entfesselt, die ihm selbst unheimlich geworden sind. Der Mut von damals hat ihn längst verlassen. Am liebsten möchte er abdanken und sich ins Ausland zurückziehen.

Niemand ist mit Alexanders Reform zufrieden. Die Bauern sind aus der Knechtschaft nur halb befreit; die Adeligen pochen auf ihre Besitzansprüche; und in den Städten entwickeln sich die Universitäten zu Unruheherden. Schon bald nach der Befreiung der Leibeigenen wird unter den Intellektuellen der Ruf nach einer demokratischen Verfassung, ja nach dem Sturz der Regierung laut.

Im April 1866 versucht ein Student, Alexander II. im Petersburger Sommergarten zu erschießen – mit der Begründung, die Bauernbefreiung habe das Volk betrogen. Zum ersten Mal in der russischen Geschichte wagt es ein Mann aus dem Volk, die Hand gegen den Kaiser zu heben. Der Zar, erschrocken und zornig, verschärft daraufhin die Pressezensur, schränkt den Zugang zu den Universitäten ein und beruft konservative Männer in die Regierung.

Geheimbünde bilden sich; meist sind es Studenten, die die Autokratie für jegliche Missstände im Land verant-

mit 17 Jahren verheiratet ist, gilt im Dorf als suspekt: Nikolaj Kasatkin, »Rivalinnen«, 1890

Während der langen Winter verlassen die Bauern nur selten das Haus – viele verschneite Dörfer sind von der Außenwelt isoliert

Warten, bis sich die Obrigkeit herablässt: Grigorij Mjassojedow, »Mittagspause der Kreisverwaltung«, 1872

Sie sind den Gutsherren und
geringschätzigen Beamten ausgeliefert –
und singen heimlich Lieder von
Freiheit und Revolution

wortlich machen. *Narodniki*, „Volksfreunde", nennen sie sich, und sie sind überzeugt, dass die Macht einzig in die Hände des Volkes, der Bauern, gehört. Im Sommer 1874 ziehen mehr als 2000 Narodniki in die Dörfer, um die Bauern aufzurütteln. Aber die verstehen die Parolen der Fremden oft gar nicht und verraten viele „Volksfreunde" an die Polizei. Rund 700 Aufrührer kommen ins Gefängnis.

Nach diesem Fehlschlag planen einige Narodniki die Ermordung des Zaren. Sein Tod, so glauben sie, werde eine Volkserhebung auslösen. 28 Männer und Frauen schließen sich zur Organisation „Volkswille" zusammen. Die Adelige Sofja Perowskaja, die Studenten Ignatij Grinewizkij und Nikolaj Ryssakow sind dabei, dazu einige Arbeiter und Pfarrerssöhne. Kopf des Unternehmens ist der Bauer Scheljabow: Ein Befreiter holt aus zum Schlag gegen den Befreier-Zaren.

Eine Bombe für den Zaren

In den folgenden Monaten beobachten die Terroristen jeden Schritt des Herrschers. Sie kennen die Wege, auf denen er durch St. Petersburg fährt. Auch Scheljabows Verhaftung kann sie nicht aufhalten. Sofja Perowskaja übernimmt das Kommando.

An diesem 17. Februar 1881 erreicht die Kutsche des Zaren gegen 14 Uhr die Uferstraße am Katharinen-Kanal. Kaum jemand sieht die Perowskaja, die mit einem Taschentuch winkt, als sie die Kavalkade erspäht. Auf der Straße sind nur ein Kind und ein Mann zu sehen. Dieser Mann ist Ryssakow.

Als die Kutsche den Studenten erreicht, schleudert er eine mit Dynamit gefüllte Blechdose. Die Explosion zerreißt die Stille wie ein Kanonenschuss. Kosaken und Pferde liegen zerfetzt auf dem Asphalt. Alexander aber entsteigt seiner eisenbeschlagenen Kutsche unverletzt. Benommen geht er auf den Attentäter zu, der von unversehrten Kosaken festgehalten wird. Schaut nach den Verletzten.

Dann wendet der Herrscher sich ab. Schlägt den Weg zum Winterpalast ein. Ein junger Mann stellt sich ihm entgegen – Grinewizkij. Nur wenige Schritte trennen sie. Grinewizkij wirft eine zweite Bombe. Blutüberströmt brechen Zar und Attentäter zusammen. Beide Beine des Herrschers sind zerschmettert. Ein paar Kadetten heben den Zaren auf einen Schlitten, breiten einen Mantel über ihn und bringen ihn zum Winterpalast – wo Alexanders Enkel Nikolaus (der spätere Zar) seinen Großvater kaum eine Stunde später sterben sieht.

Auch Grinewizkij stirbt. Scheljabow, Perowskaja, Ryssakow und ihre Helfer werden am 3. April öffentlich gehenkt. Der erwartete Volksaufstand bleibt aus.

Die beiden Nachfolger Alexanders II. verteidigen ihr überkommenes Regime mit aller Macht. Allen hellsichtigen Beobachtern wird klar, dass notwendige Veränderungen nur noch gegen den Willen des Herrschers durchzusetzen sind. Die Befreiung der Bauern – mutig geplant, aber unvollständig und kläglich umgesetzt – bleibt die letzte große Reform des Zarenreiches.

Danach gibt es nur noch die Alternative: erstarrte Autokratie oder – Revolution. □

Kirsten Bertrand, 32, seit 1999 bei GEO, hat Osteuropäische Geschichte und Slawistik studiert.

IM TOTEN

Der Beruf des Dichters ist lebensgefährlich. Jeder Autor gilt der Macht als Unruhestifter. Ein falsches Wort, schon drohen Kerker und Deportation. Auch Fjodor Michailowitsch Dostojewskij verbringt an der Seite von Oppositionellen und Schwerverbrechern zehn Jahre in der Verbannung. Er überlebt – und berichtet von einer Strafe, die Hunderttausende zerbricht

Zwangsarbeiter erschließen Russlands riesige Wildnis – wie diese Häftlinge, die im Oktober 1895 in der Ussuri-Region Sibiriens ein

HAUS

Eisenbahntrasse anlegen

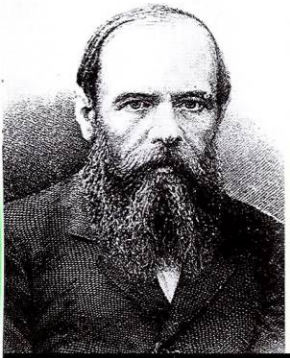
VON JÖRG-UWE ALBIG

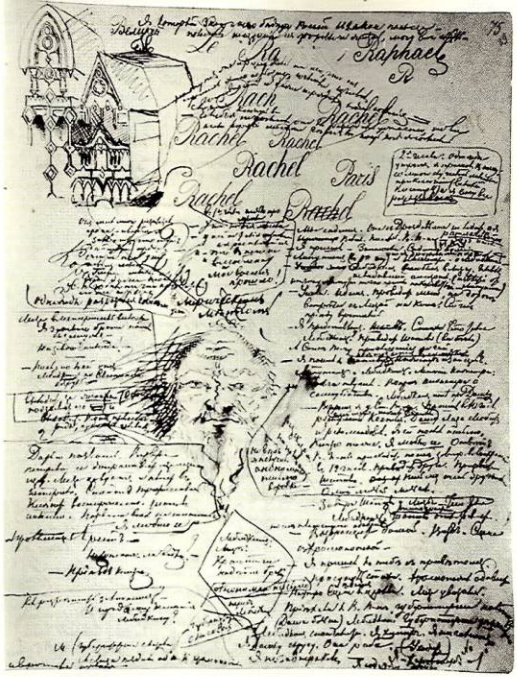
Die Freiheit ist eine Last. „Der Mensch", sagt der Großinquisitor in Dostojewskijs „Brüdern Karamasow", „kennt keine qualvollere Sorge, als jemanden zu finden, dem er möglichst bald jenes Geschenk der Freiheit übergeben könnte, mit dem er, dieses unglückselige Geschöpf, auf die Welt kommt."

Der Dichter Fjodor Michailowitsch Dostojewskij übergibt seine Freiheit am 23. April 1849 um fünf Uhr morgens den Behörden. Ferner: „1 Paar Stiefel, 1 Wattemantel, 1 Mantel, 1 Pelzhut, 28 Bücher". Er ist 27 Jahre alt – als er zehn Jahre später aus der Verbannung zurückkommt, ist er ein Greis. Doch die Freiheit hat er überwunden. „Das Zuchthaus und Sibirien waren ein großes Glück für mich", schreibt er. „Ich wurde ein vollkommen neuer Mensch."

Süße, böse Droge Freiheit! In den Petersburger Salons der vierziger Jahre geht ihr Ruf von Mund zu Mund. Dostojewskij, seit jeher Verehrer von *femmes fatales*, tuschelt mit. Zwar ist Napoleon geschlagen und auch schon gestorben, 1821, im Jahr von Dostojewskijs Geburt. Doch die Ideen der Französischen Revolution sind mit der heimkehrenden Zarenarmee ins Land gesickert.

Im Dezember 1825 haben Gardeoffiziere geputscht, die Dekabristen, die Dezembermänner. Sie wollten eine Verfassung und das Ende der Leibeigenschaft; sie bekamen ein Blutbad. Nikolaus I., der „Gendarm Europas", ließ fünf von ihnen hängen, die übrigen





Die Entbehrungen Sibiriens zeichnen die Züge Dostojewskijs – und sein Werk. Aus dem »Westler«, der die europäische Aufklärung verehrt, wird ein Reaktionär, der in seinen Romanen – etwa den »Dämonen« – Helden zeichnet, die sich an der Freiheit aufreiben

nach Sibirien schicken; doch das Land kam nicht zur Ruhe.

Eine Generation später ist die Freiheit nicht mehr Hobby des Adels allein. Eine neue, gebildete Mittelschicht, die Intelligenzija, beherrscht das geistige Leben. Sie saugt Gedanken aus Westeuropa auf, liest erst deutsche Idealisten, Schelling und Hegel, dann französische Utopisten, Charles Fourier und Saint-Simon. Man schreibt „Tendenzliteratur", wagt in verschwiegenen Zirkeln, so ein Ohrenzeuge, „edle Ausfälle gegen Unterdrückung und Ungerechtigkeit". Und als „Westler" bekämpft man die „Slawophilen", die sich in die Zeit vor den Reformen Peters des Großen zurückträumen und an die heilige Mission Russlands zur Genesung der Welt glauben.

Wenn ein bleicher, nervöser Eigenbrötler wie Dostojewskij überhaupt Partei sein kann, dann ist er ein „Westler", ein Mann der Aufklärung. Mit 25 preist der junge Adelige in der „St. Petersburger Zeitung" Europa als Vorbild, die Intelligenzija als Führer des ungebildeten Volkes und St. Petersburg gegenüber dem traditionstreuen Moskau als Hochburg des Fortschritts. Chronisch abgebrannt, doch in Frack und Zylinder, liest er vor Fürsten und Grafen aus seinem Sensations-Erstling „Arme Leute".

Im Haus des Beamten Michail Petraschewskij trinkt er mit schwärmerischen Herren auf Bauernbefreiung, Justizreform und Kampf gegen die Zensur. Verliest wohl auch eines Abends mit steifen Lippen einen Brief des Literaturkritikers Wissarion Belinskij: Russland, heißt es darin, sehe seine Rettung keineswegs in „Mystik, Askese und Frömmigkeit", wie die Slawophilen behaupten, sondern „im Fortschreiten der Zivilisation, der Aufklärung und der Menschlichkeit". Und um die Sache der Freiheit zu beschleunigen, erwägt Dostojewskij sogar, mit einigen Vertrauten eine geheime Druckerei einzurichten.

Doch Zar Nikolaus I., dem die Freiheit gehört, bewacht sie voll Eifersucht. In ganz Europa greifen ja die Völker nach ihr; in Frankreich, Großbritannien und Italien bröckeln die Ordnungen. Der Zar aber umklammert die Freiheit mit eisernem Griff. Er hält sie unter Verschluss, damit sie nicht verloren geht. Er tut seine Pflicht, und er leidet daran – „aber zum Leiden bin ich geschaffen", sagt er. Als 1831 seine Petersburger, verwildert und dezimiert von der Cholera, auf dem Heumarkt randalieren, zwingt der Zar sie in die Knie, ohne Armee, nur mit einem Blick. Dann bittet er Gott um Gnade für ihren Ungehorsam.

Nikolaus will seine Untertanen nicht quälen, er zeigt ihnen nur den rechten Weg: die Eintracht von Altar, Krone und Volk. Wer zweifelt, ist Feind. Auch das Vaterunser, sagt ein Zensurbeamter, kann man als Jakobinerrede deuten. Der Zar lässt Zeitschriften einstellen, den Denker Pjotr Tschaadajew entmündigen, der Russlands Glorie in Frage stellt, und Meinungsartikel zu Regierungsmaßnahmen verbieten, „gleichgültig ob sie dafür oder dagegen sind".

1848, als Revolutionen Europa erschüttern, brennen die Eingeweide des Alleinherrschers; er ist ein kranker Mann. Täglich sieht er dem Tod ins Auge, seinem eigenen und dem Russlands. Im Januar beginnt die Cholera sein

Mehr als eine Million Russen – Dissidenten, Unschuldige, aber auch Verbrecher – werden zwischen 1593 und 1917 in die sibirische Verbannung geschickt, zum Beispiel in das Alexandrowskij-Gefängnis auf der Insel Sachalin am Japanischen Meer. Viele kehren nie zurück

Reich zu mähen, tötet seinen Bruder und jeden siebzigsten Untertan. Hungersnöte wüten, Brände verwüsten die Städte Orjol und Kasan.

Die Nachricht von der Pariser Februarrevolution trifft den Zaren auf einem Hofball. Er schickt Truppen gegen die ungarischen Rebellen und in die russische Provinz Polen, verschärft die Zensur, erschwert Auslandsreisen. Er verbietet die Einfuhr von Büchern und das Studium von Jura und Philosophie. Vorlesungen über Logik und Psychologie halten jetzt Theologen. Die Universitätsabsolventen zwingt er geradewegs in den Staatsdienst, um zu verhindern, dass sie „die zweifelhafte Laufbahn von Journalisten" einschlagen.

Er verfolgt das Wort, denn das Wort ist die Tat. Und in diesem schrecklichen Jahr 1848 erfährt seine Geheimpolizei, die „III. Sektion", von den Treffen in der Wohnung des Beamten Petraschewskij. In der Nacht zum 23. April 1849, Dostojewskij kommt gerade nach Hause, verhaftet die Polizei den Dichter und die anderen „Petraschewzen".

Binnen weniger Tage finden sich mehr als 70 Schwärmer in den Kerkern wieder. „Nehmt ruhig die halbe Hauptstadt fest", hat der Zar befohlen, „wenn nur die Verschwörer überführt werden."

Nach sieben Monaten Untersuchungshaft verurteilt ein Militärgericht „den Ingenieur-Leutnant a. D. Dostojewskij" wegen Verlesung „eines verderblichen Briefes" sowie „Unterlassung einer Berichterstattung" über diesen Brief „unter Aberkennung des militärischen Ranges und aller Vermögensrechte zum Tode durch Erschießen".

An einem zähen Dezembermorgen fährt ihn die Kutsche zum Exekutionsplatz; gelegentlich fällt Schnee. An der Hinrichtungsstätte warten 3000 Zuschauer; die Stimmung ist gedrückt.

Ein Offizier verliest die Todesurteile; die Sonne geht auf und beglänzt die Kirchenkuppeln am Horizont. In weißen Leichenhemden mit Kapuzen hören die Delinquenten das Bibelwort, das der Priester ihnen auf den Weg gibt: „Der Tod ist der Sünde Sold." Die ersten drei Todgeweihten stehen an den Pfählen, die Soldaten legen an …

Es war nur ein Bluff. Ein kaiserlicher Scherz. „Plötzlich wurde zur Einstellung des Schießbefehls getrommelt. Man führte die an den

Der Dramatiker Anton Tschechow bereist zwischen April und November 1890 die Insel Sachalin. Im Duiskij-Gefängnis erlauben ihm die Wächter, zu fotografieren, wie Verbannten Ketten angelegt werden

Pfahl Gebundenen zurück, und uns wurde verlesen, dass seine Kaiserliche Hoheit geruht, uns das Leben zu schenken. Danach erfolgte dann die Verlesung der tatsächlichen Urteile."

So schreibt Dostojewskij am Abend seinem Bruder. Einer seiner Mitgefangenen hat über dem Schauspiel den Verstand verloren, zwei andere erhalten für die Inszenierungskosten eine Rechnung über 3000 Rubel. Dostojewskij geht zwei Tage später auf die Reise nach Sibirien. „Für vier Jahre. Danach gemeiner Soldat", hat der Zar bestimmt. „Ich werde zum Besseren wiedergeboren", versichert Dostojewskij seinem Bruder. „Das ist meine ganze Hoffnung, mein ganzer Trost."

Die Deportation nach Sibirien ist Dostojewskijs erste große Reise. Es ist eine Reise in den wilden Osten, in ein Dorado voller Gold, Platin und Diamanten. Seit Generationen haben die Zaren das Land den Hirtenvölkern abgejagt, haben versucht, es zu zähmen, urbar zu machen. Kosaken haben Festungen errichtet, Märchen von Pelzen und verborgenen Schätzen haben Abenteurer, Jäger und Kaufleute gelockt, Beamte, Geistliche und Soldaten ein koloniales Netz geknüpft. Doch die Bodenschätze bleiben im Boden, riesige Flächen unbestellt.

Nur wenige Bauern, die Permafrost, Gefahren und Entfernungen nicht scheuen, stellen ihre Hütte freiwillig in diese bodenlose Welt. Die meisten können sich ungewisse Vorstöße in Tundra und Taiga nicht leisten. Das Land bleibt leer; eine enorme, schlaffe Hülle für ein Weltreich, das noch zu schaffen ist.

Doch für das Imperium der Zaren ist Sibirien mehr als eine Schatzkammer. Es ist eine Mission. Asien muss unterworfen werden, erzogen, zivilisiert. Es ist ein Krieg gegen die träge, störrische Landschaft, den nur Soldaten führen können – und andere Menschen ohne freien Willen. So schicken die Zaren Sträflinge ins Land.

Wenigstens eine Million Russen, Verbrecher, Dissidenten und Unschuldige, treten im Laufe der Jahrhunderte unfreiwillig die Reise zu *katorga* und *ssylka* an. Katorga, die Zwangsarbeit, ist die härteste Strafe. An zehn Jahren Katorga kann man sterben. Die mildere Strafe ist Ssylka, die Verbannung unter Polizeiaufsicht. Jeder Katorga folgt auch die Ssylka – etappenweise

In der Amur-Region karren Häftlinge Steine zum Eisenbahnbau heran. Hier, wo es im Sommer bis zu 40 Grad heiß, im Winter bis zu minus 40 Grad kalt sein kann, müssen Zwangsarbeiter Gleise legen, Minen ausbeuten und Holz schlagen

kehrt der Verurteilte durch verschiedene Grade der Verbannung wieder in die Heimat zurück, Werst für Werst, Ort für Ort, vom Dorf in die Städte. Manche bleiben im Osten; einige Gebildete werden sogar Beamte – dort, wo sie dem Zaren nicht schaden können.

Wirtschaftlich zahlen sich Katorga und Ssylka kaum aus. Tausende sterben an Kälte und Hunger. Deportierte fliehen in den Tod oder zu Räuberbanden; Fabrikanten weigern sich, Sträflinge zu beschäftigen. Männer rauben einander die wenigen Frauen, bis die Behörden zwangsweise für Nachschub sorgen. So wird das weite Land nicht reich, aber voller. Und es wird ein Ventil. Ein Bollwerk der inneren Sicherheit.

Die erste Deportierte soll die Glocke des Klosters von Uglitsch gewesen sein, die 1593 angeblich zum Aufstand gegen den Zaren Boris Godunow geschlagen hat. Man verurteilte sie nach dem Gesetz, schnitt ihr die Henkel ab, als wären es Ohren, und verbannte sie nach Tobolsk.

Ihr folgten Mörder und Diebe, Aufrührer und Meuterer, Meineidige und Tabakraucher, Andersgläubige und „jeder, der seine Pferde gegen eine schwangere Frau jagte und eine Fehlgeburt auslöste", schließlich Kirchenschänder, Landstreicher, widerspenstige Leibeigene und Kriegsgefangene.

Im 18. Jahrhundert, als Peter der Große Arbeiter für den Bau von Festungen, Häfen und Straßen brauchte, für die Minen des Altai und das Silberbergwerk von Nertschinsk, reichte das Tragen eines Bartes oder der verbotenen altrussischen Tracht für die Deportation; unter Katharina der Großen drohte schon für einen verlorenen Ausweis lebenslange Zwangsarbeit. Und seit Ende des 18. Jahrhunderts ziehen auch politische Gefangene in die Verbannung.

Einer von ihnen ist Dostojewskij. Am Weihnachtsabend 1849 legen sie ihm die Ketten an, zehn Pfund schwer. Im offenen Schlitten gleitet er an den festlich erleuchteten Häusern St. Petersburgs vorbei, an der Wohnung des Bruders, am Christbaum seines Verlegers Krajewskij. Die frische Luft ist „belebend", Dostojewskij noch „guter Laune"; „traurig" erst der Abschied von Europa in den Schneestürmen des Ural.

Die Reise dauert fast einen Monat. Im Zuchthaus von Omsk rasiert man ihm den

Eines der wenigen Fotos aus dem Innern eines Straflagers im Osten Sibiriens: Gefangene hocken in Ketten auf einem Bettgestell aus nacktem Holz. Jedem Häftling steht nur rund ein Quadratmeter Platz zum Liegen zu

Kopf, aber nur zur Hälfte. Man steckt ihn in graue Kleidung, auf dem Rücken die gelbe Raute. Morgens, mittags und abends tritt er zum Namensappell an; der Hof ist 200 Schritte lang und 150 Schritte breit. Nur durch die Ritzen im Palisadenzaun sieht er manchmal einen Fetzen „des anderen, fernen, freien Himmels".

„Aufzeichnungen aus einem Totenhause" wird Dostojewskij später seine Erinnerungen nennen. Hier kommt sein aufrührerischer Sinn zur Ruhe: „An diesem Orte konnte man Ergebung lernen."

In den baufälligen Baracken glühen die Sommer und klirren die Winter. Es tropft durch die Decke und zieht durch die Ritzen. Der Ofen ist machtlos gegen die Eisschicht auf den Scheiben; dafür stößt er würgenden Qualm aus, der sich mit den Schwaden aus der Latrine mischt.

In fingerhohem Schmutz liegen die Häftlinge auf nackten Brettern „wie die Heringe in einem Fass". Die Zudecke, ein kurzer Halbpelz, lässt die Füße kalt. Stumm kämpft Dostojewskij gegen Flöhe und Läuse, gewöhnt sich nur langsam an die Schaben in der Kohlsuppe: „Der Tee bildete in dieser ersten Zeit fast meine einzige Nahrung."

Der Dichter hat etwas Geld – und dafür gibt es im Gefängnis Fleisch, Tabak, Wodka, sogar Frauen und leichtere Fesseln. „Geld ist geprägte Freiheit", erkennt Dostojewskij, „und hat daher für jemanden, der der Freiheit völlig beraubt ist, den zehnfachen Wert."

Mit Geld gelingt es ihm, sich Mitgefangene zu Dienern heranzuziehen, die ihn in der Badestube ausziehen, ihn waschen oder ihm Rindfleisch braten. Freundschaft kann er sich nicht kaufen: Seine adelige Abstammung steht zwischen ihnen wie eine Wand.

Das Schlimmste in Omsk ist nicht die Arbeit. Die Arbeit, spürt Dostojewskij, hält den Körper am Leben. Er büßt ja nicht unter Tage, in den Bleigruben am Baikalsee oder im Silberbergwerk von Akatui, wo Sträflinge zu Tode gequält oder an die Wände gekettet werden; nicht in den Goldwäschereien von Kara, wo man bis zu den Knien im Wasser steht, frierend im Winter, im Sommer von Mücken zerfleischt.

Dostojewskij dreht das Schleifrad, schaufelt Schnee, schlägt gebrannten Alabaster zu Staub. Im Sommer baut er die Festung aus; die Nächte

Wer gegen die rigide Kerkerordnung verstößt oder dem Lagerkommandanten missfällt, wird mit der Knute ausgepeitscht. Mancher Häftling, so berichtet Dostojewskij aus seiner Haft, wird mit 4000 Stockschlägen bestraft, mancher zu Tode geprügelt

sind kurz und schwül und voller gieriger Flöhe. Im Winter gefriert bei minus 40 Grad das Quecksilber und Dostojewskijs Fuß. Aber: „Der Sträfling macht Ziegel, gräbt Erde, mauert, baut", schreibt der Dichter, „diese Arbeit hat Sinn und Zweck."

Schlimmer ist die Langeweile, die die Arbeit umgibt. Die stockenden Tage und Jahre, die vergehen, „wie wenn Wasser nach dem Regen tropfenweis vom Dache herabfällt". Noch schlimmer die Mitgefangenen, Mörder und Räuber, „rohe, gereizte und erbitterte Menschen". Sie stinken „wie die Schweine" und hassen die Feudalherren. „Ihr Adelige habt eiserne Schnäbel", werfen sie Dostojewskij und seinesgleichen vor: „Ihr habt uns zerhackt."

Sie entwenden ihm das einzige erlaubte Buch – das Neue Testament. „Hundertfünfzig Feinde wurden nicht müde, uns zu verfolgen", schreibt Dostojewskij später seinem Bruder. „Dies war ihr Vergnügen, ihre Zerstreuung, ihr Zeitvertreib."

„Ich schwöre dir", wird der Großinquisitor sagen, „der Mensch ist schwächer und niedriger, als du gedacht hast!" Das Böse sitzt dem Menschen im Fleisch. Selbst das Gefängnis kann es nicht zerstören. Die Utopisten haben Unrecht: Der Mensch kann den Menschen weder bessern noch vernichten. „Es wäre wirklich endlich Zeit", notiert Dostojewskij im „Totenhaus", „mit den apathischen Klagen über das Milieu aufzuhören, durch das wir angeblich verdorben werden."

Doch was soll er tun? Vier Jahre lang kann man nicht hassen, schon gar nicht auf engstem Raum. So wirft er sich nieder vor den Verbrechern wie später Sosima, der heilige Starez, in den „Brüdern Karamasow". Und je tiefer er dabei den Menschen verachtet, desto inniger lernt er, den Russen zu lieben.

„Unter einer rohen Hülle" findet er jetzt „Gold", im Raubmörder den unverbildeten Bauern, der den Zaren als „Väterchen" verehrt und beim Anblick der Ikone zum Kind wird. „Als der Geistliche mit dem Kelch in den Händen die Worte sprach: ‚Herr, sei mir Sünder gnädig!', warfen sich fast alle mit klirrenden Ketten zu Boden, bezogen sie doch diese Worte buchstäblich auf sich selbst."

Zum ersten Mal begegnet er hier jenem „Volk", das er so eifrig bedichtet hat. In St. Petersburg hat er es bemitleidet

Gewissen der Nation, Lehrer des Lebens

VON VIKTOR JEROFEJEW

Jedes geschriebene Wort, jeder eigene Gedanke steht bei den Herrschern im Verdacht des Hochverrats. Gerade deshalb glauben viele Russen an die Allmacht der Literatur

In keinem anderen Land der Welt hatten die Machthaber solche Angst vor der Literatur wie im zaristischen Russland. Das staatliche Wortmonopol war so streng wie das Wodkamonopol. Folglich brannte sich das Volk seinen Wodka selber und ergab sich dem Suff, und die aufgeklärten Schichten, die heimlich das unzensierte Wort konsumierten, verwandelten sich in eine radikal denkende Intelligenzija.

Fjodor Dostojewskij kam für vier Jahre ins Straflager, nur weil er im Freundeskreis den persönlichen Brief eines Literaturkritikers an einen Schriftsteller vorgelesen hatte. Der beste philosophische Kopf Russlands, Pjotr Tschaadajew, wurde von Nikolaus I. für verrückt erklärt, weil er einen Essay über Russlands chronische Rückständigkeit veröffentlicht hatte. Leo Tolstoj wurde exkommuniziert, und einige der größten Schriftsteller des Landes – Alexander Puschkin, Michail Lermontow, Iwan Turgenjew – mussten zeitweise in der Verbannung leben.

Das zaristische Russland hat weder an seine ideologischen Traumbilder noch an seine historische Legitimität je wirklich geglaubt. Deshalb schottete es sich misstrauisch ab gegen jeden eigenständigen Gedanken, egal ob der in einheimischen oder ausländischen Köpfen entstanden war. An den Universitäten durfte keine Philosophie gelehrt werden, die Einfuhr von Büchern unterlag der striktesten Kontrolle, und die russischen Schriftsteller mussten ihre Anliegen oft genug hinter scheinbar harmlosen Naturbeschreibungen oder Liebesliteratur verstecken.

Die Zensur machte das Wort jedoch kostbar, ja geradezu allmächtig – und die Schriftsteller, die Herren des Wortes, wurden durch sie fast gottähnlich, panisch gefürchtet von der Staatsmacht und hingebungsvoll verehrt von den Lesern.

Bis zum heutigen Tag sind Russen davon überzeugt, dass das geschriebene Wort das Schicksal des Landes im Allgemeinen und ihr persönliches Leben im Besonderen in neue Bahnen lenken wird. Sie glaubten und glauben so fest an die Allmacht der Literatur wie einst die Zensoren. In Russland ersetzt das Wort die Zivilisation, es schnürt die ausufernde Wirklichkeit zu einem einzigen Bündel. Literatur ist traditionell Lebenshilfe auf allerhöchstem Niveau und der Schriftsteller von jeher Gewissen der Nation, Prophet, Lehrer des Lebens, Regulierer der Volksfantasien.

Erst neulich bekam ich einen Brief von einer Frau aus einer Kleinstadt im Norden. Auf sieben eng beschriebenen Seiten schilderte sie mir ihre Empfindungen bei der Lektüre eines meiner Texte. Sie habe ihn so aufregend gefunden, dass sie sogar eine Lupe zur Hand genommen habe, um ein daneben abgedrucktes Foto von mir zu studieren, und schließlich habe sie zur Beruhigung der Nerven eine Wechseldusche nehmen müssen, unter welcher sie „geseufzt, gelacht, geweint" habe eingedenk meines „empfindsamen Herzens".

Ein „empfindsames Herz" war immer eine der wichtigsten Qualifikationen für einen russischen Schriftsteller. Außerdem musste er die Menschen lieben. „Der Mensch ist gut, schlecht sind die Umstände" – diese Worte des revolutionären Helden Basarow in Iwan Turgenjews Roman „Väter und Söhne" von 1862 könnten das Motto sein für die gesamte russische Literatur des 19. Jahrhunderts. Je größer die Liebe zum Menschen, desto mehr war man russischer Schriftsteller.

Andrej Platonow (1899 bis 1951) entdeckte sehr richtig in der russischen Literatur eine „Orgie des Humanismus". Einzelne, konkrete Menschen durfte der Literat hassen, seine Frau konnte er verachten und sogar ein bisschen prügeln, seine Kinder mochte er Idioten nennen. Aber den Menschen an sich musste er für von Natur aus gut halten und dessen unglückliche Lebensumstände bewältigen helfen, indem er die Philosophie der Hoffnung in seinen Kopf pflanzte.

Die zweite große Liebe des russischen Schriftstellers galt konsequenterweise dem Volk. Wie der Mensch wurde auch das Volk zu einer idealen Größe überhöht, war es ebenfalls grundsätzlich gut, überdies unendlich weise – weiser als sämtliche intelligenten Wesen und als die Regierung sowieso (die ja tatsächlich stets dummdreist war und sowohl dem Volk als auch den Schriftstellern feindlich gesinnt).

Nichts schien russischen Schriftstellern anziehender zu sein als die Idee, dass *dem Volke* die Wahrheit gehöre. Schon Alexander Puschkin (1799–1837) hat diesen Glaubenssatz vertreten; Tolstojs geschichtsphilosophischer Roman „Krieg und Frieden" (geschrieben 1863–1869) und Dostojewskijs nach der Verbannung entstandenes Spätwerk sind völlig von diesem Gedanken durchdrungen. Nach und nach gelang es den Schriftstellern, die gesamte Intelligenzija mit dieser gefährlichen Illusion zu infizieren: Maxim Gorki (1868–1936), der mit seinen frühen Erzählungen über lebenslustige Vagabunden zum erfolgreichsten vorrevolutionären Schriftsteller geworden war, unterstützte mit großen Summen die Bolschewiki und stellte sein Haus Bombenbastlern zur Verfügung.

In der russischen Literaturgeschichte war der Inhalt stets wichtiger als die Form. Kaum ein Autor kümmerte sich darum, ob seine Sätze besonders wohlklingend waren – Hauptsache, sie kamen aus dem (empfindsamen) Herzen und trafen dann in das des Lesers. Jeder wollte als Lehrmeister Einfluss nehmen und den Lesern seine großen Ideen vom Elend Russlands vermitteln.

Nur Puschkin schilderte in seinen Werken stets reale Gefühle und schuf so An-

fang des 19. Jahrhunderts eine wunderbar leichte Literatur – und ganz nebenbei die moderne russische Sprache. Die anderen arbeiteten jedoch konsequent an einer „Literatur der großen Sorgen" – mit drei verschiedenen Strategien.

Die erste war das „Lachen unter Tränen": Die satirischen Werke Nikolaj Gogols aus der Mitte des 19. Jahrhunderts bis zu Michail Bulgakows „Der Meister und Margarita" aus der frühen Sowjetzeit verspotteten die Grausamkeit und Idiotie des Lebens, um das Böse zu bannen und Russland zur Besinnung zu bringen.

Die zweite war die psychologische Erforschung: Der späte Anton Tschechow etwa sezierte am Ende des 19. Jahrhunderts in seinen Dramen und Erzählungen Vereinsamung, Lebensangst und Lebensmüdigkeit, um durch die Erkenntnis der seelischen Mechanismen das Unglück zu überwinden und wieder Hoffnung zu gewinnen.

Die dritte Strategie begab sich auf die religiös-philosophische Ebene: Dostojewskij etwa fand in der Erschaffung des „Neuen Menschen", der die kleinbürgerlichen Werte des Lebens ablehnt, die Lösung allen Übels; andere, wie etwa Tolstoj, sahen das Heil in der Versöhnung mit der Vergangenheit.

Das Gefühl für die Wichtigkeit ihrer Mission verlieh den Schriftstellern besondere Physiognomien. Fotografien und Gemälde zeigen sie stets mit krummer Haltung und in tiefes Nachdenken versunken. Blättern Sie mal in einem russischen Literaturlexikon: kein einziges lächelndes Gesicht, keine einzige sportliche Figur. Auf dem Herzen eines Schriftstellers lastete eben das Schicksal des Landes.

Im Kampf gegen die Laster des zaristischen Russland erlaubten sich die Schriftsteller keinerlei Genuss: Vielmehr litten sie mit dem Volke. Tolstoj pflegte zwar hin und wieder seine Äcker zu pflügen, aber nicht, um sich körperlich zu fordern, sondern aus Liebe zum Volk – um „einfacher zu werden", den Bauern näher zu sein. Gogol ist offenbar sogar verhungert: Nicht weil er arm war, sondern weil er seinen Körper gehasst hat (und vor allem mit Nachdenken darüber beschäftigt war, wie das Vaterland zu retten sei).

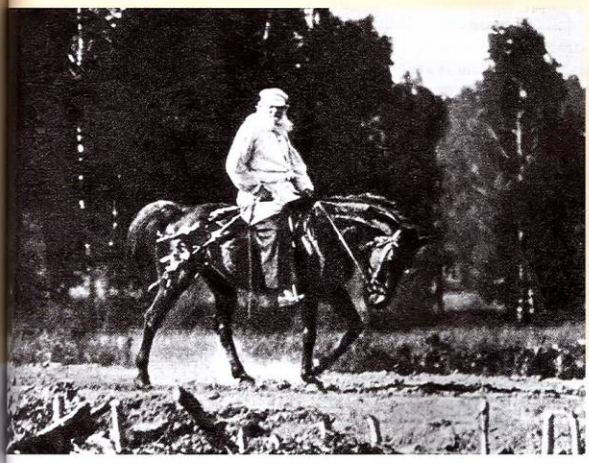
Mit weniger mochten sich die Schriftsteller des Heiligen Russland, in dem der Glaube an die Erlösung durch die Orthodoxie zutiefst verwurzelt war, nicht zufrieden geben. „Die Schönheit wird die Welt erretten", hatte Dostojewskij formuliert. Und tatsächlich nahmen die Leser das ästhetische Wort der Schriftsteller so ernst wie die Gläubigen das heilige Wort der Bibel.

Manchmal verlor sich sogar der Unterschied: Tolstojs späte Traktate über den Verzicht auf Eigentum, über das Leben von der eigenen Hände Arbeit und über die Hingabe an Glaube, Natur und selbstlose Liebe wurden – wenn auch gegen seinen Willen – zum Programm einer religiösen Sekte.

Und wovor haben die Dichter Russland bewahren wollen? Vor all dem, was die Menschen hinderte, glücklich und eigenständig zu sein: vor der niederträchtigen Staatsgewalt, dem Mangel der Russen an Zivilisiertheit und – je nach dem ob sie Slawophile oder Westler waren – vor zu viel oder zu wenig Einfluss des Westens.

Zu dumm, dass es dann doch nicht geklappt hat.

Viktor Jerofejew, 54, einer der bekanntesten russischen Schriftsteller der Gegenwart, hat 1975 über „Dostojewskij und der französische Existenzialismus" promoviert. Dieser Text ist in Zusammenarbeit mit **Gabriele Riedle** entstanden, mit der Jerofejew auch den Roman „Fluss" (1998) verfasst hat. Aus dem Russischen von Beate Rausch.



Leo Tolstoj 1908 bei einem Ausritt auf seinem Gut. Der wegen radikaler religiöser und politischer Ideen von der Kirche exkommunizierte Schriftsteller wird zur literarischen und moralischen Instanz seines Landes

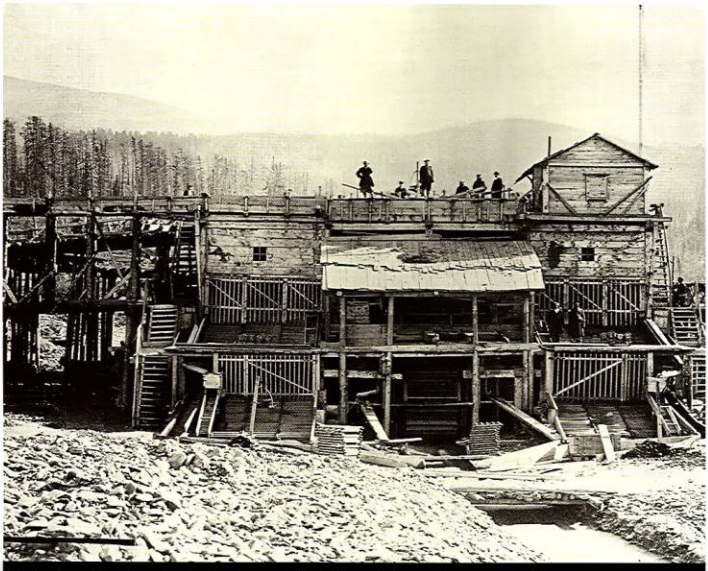
und sanft verachtet – erst die gebildeten Schichten, glaubte er damals, könnten es zum Licht emporheben. Jetzt muss er sich von ihm das Überleben beibringen lassen. „Unsere Philosophen haben unser Volk wenig zu lehren", ahnt er bald. „Sie könnten bei ihm in die Schule gehen."

Hier, in der Badestube von Omsk, lernt er nicht nur, „unter den Fußfesseln die Unterhosen geschickt auszuziehen", sondern auch die apokalyptische Lust der einfachen Leute. Diese „Hölle", dieser „Ruß, der Schmutz und eine solche Enge!" Dieser „Schwall von Flüchen, wenn welche hinfielen und andere, in deren Ketten sie sich verheddert hatten, mit zu Boden rissen"! Diese „rotgebrühten Körper" der Sträflinge – und doch, welches Gejohle und Gebrüll, welch „trunkene, aufgeregte Gemütsverfassung"!

„Meine Zeit", schreibt er später seinem Bruder, „habe ich überhaupt nicht unnütz verbracht. Ich habe ja das russische Volk so gut kennen gelernt, wie es nur wenige kennen."

Nie zuvor hat Dostojewskij solch schmerzlich-schöne Feiern erlebt, solch blitzartige Räusche. Nie sah er solche Lust im Leid wie bei den Gefangenen, die auf dem Weg zur Arbeit versuchen, sogar „zu tanzen, sodass bei jedem Sprunge die Fußfesseln klirrten", die lachend von 4000 Stockschlägen berichten, die ihnen den Rücken zerfetzt haben.

Er verliebt sich in dieses rauschfähige, leidenswillige Volk, denn er selbst leidet gern. Epileptische Anfälle schütteln ihn, es folgen



Verbannung in ihrer härtesten Form: Viele Verurteilte müssen unter Tage schuften, wie in dieser Goldmine im sibirischen Asriz. Der Terror wird ganze Generationen prägen – auch unter den kommunistischen Nachfolgern der Zaren, die Millionen Menschen in Straf- und Arbeitslagern verschwinden lassen

Schuldgefühle: Für Minuten ist Dostojewskij dann, so wird Sigmund Freud es später deuten, sein verstorbener Vater. Dem hat er so oft den Tod gewünscht, bis der Vater wahrhaftig starb, möglicherweise von seinen Leibeigenen ermordet. Dostojewskij spürt, wie er rein wird im Schmerz, und er schließt daraus, dass sein Leben unrein war.

Diese Seelenkraft im Feiern und Leiden! Sie beschämt den blassen Blick des Gebildeten, der das Volk vernünftig und human machen wollte. In der Baracke erinnert er sich, wie ein Leibeigener seines Vaters ihm einst die Angst vor den Wölfen genommen hat. „Mit wie tiefem und allwissendem Menschengefühl, mit wie spürsinniger, nahezu weiblicher Zärtlichkeit das Herz manch eines tierisch unwissenden leibeigenen russischen Bauern erfüllt sein kann!"

Die Vernunft, glaubt er jetzt, ist eine Falle. Eine Falle wie die Freiheit, für die er sich einst empört hat. „Nichts", wird sein Großinquisitor sagen, „ist jemals dem Menschen und der menschlichen Gesellschaft unerträglicher gewesen als die Freiheit."

In der Festung trifft Dostojewskij Unglückliche, die Verbrechen begangen haben, nur um diese Freiheit loszuwerden. Jeden Winter drängen sie ja hinter Gitter, die Armen, denen die Freiheit zu schwer wird. Nichts ist leichter, als ein paar Dokumente zu verlieren, um wegen Landstreicherei verhaftet zu werden.

Denn draußen ist nach wenigen Ernten der Boden tot; die Hälfte aller zwangsangesiedelten Verbannten muss hungern. Die Freiheit ist für die Starken. Der arme Mann aber ist schwach, das Verbrechen sein Fluch. „Keine Wissenschaft kann ihnen Brot geben, solange sie frei bleiben", wird der Großinquisitor sagen.

Freiheit ist Willkür, so muss es Dostojewskij im Totenhaus vorkommen: die Willkür, die der Mensch ausübt, und jene, die ihm widerfährt. Wie alle zittert er unter den Launen des Platzmajors Kriwzow, der im Rausch Häftlinge verprügelt, die auf der falschen Seite schlafen. Er zittert vor den „Gentlemen-Henkern", jenen gebildeten Herren, die beim artistischen Prügeln „eine süße und zugleich schmerzliche Herzbeklemmung" empfinden. Und er trifft die Opfer ihrer eigenen Willkür: Menschen, die rettungslos in den Abgrund taumeln, sobald sie einmal die Grenze der Moral überschritten haben, und Desperados, die sich nach Strafe sehnen, um nicht mehr Desperado sein zu müssen.

Diese Widersprüche werden ihn nicht mehr loslassen. In seinen großen Romanen, in denen Ideen und Welten aneinander zerren, gibt es keine eindeutigen Sieger. Doch immer wieder werden sich Dostojewskijs Helden an der Freiheit aufreiben: der Fürst Myschkin im „Idioten", der die reine russische Seele gegen die zersetzende Kraft von Sozialismus und Freigeisterei behauptet; Nikolaj Stawrogin in den „Dämonen", der entwurzelte Skeptiker, den seine Unfähigkeit, an irgendein höheres Ziel zu glauben, in verzweifelte Sünde und Selbstzerstörung treibt, bis er um Strafe bettelt; der Mörder Raskolnikow in „Schuld und Sühne", der sein eigenes Gesetz sein wollte. Ihm wird er die Kur verschreiben, die ihn selbst geheilt hat: Sibirien.

Dort, „im Gefängnis, in *Freiheit*", blickt Raskolnikow auf den Strom, sieht Zelte in

der Steppe, hört ein Lied vom anderen Ufer, ein Echo aus Abrahams Zeiten. Und abends liegt er auf der Pritsche, übermannt von Gefühlen: „An die Stelle der Dialektik war das Leben getreten."

Auch Dostojewskij presst mitunter voll Sehnsucht den Kopf gegen den Zaun und sieht durch die Spalten der Palisaden, wie das Gras auf dem Festungswall grün und der Himmel blauer und blauer wird. Und auch er bekehrt sich zur Erde, die hinter den Pfählen liegt.

Zur Erde, aus der er im Totenhaus die Ziegel brennt. Zur russischen Erde, die sich herb duftend bis zum Pazifik erstreckt. Ist es ein Zufall, dass er 1861 hoffnungslos einer Frau mit dem Namen Polina verfallen wird, in dem sich die Wörter *pola* (Schoß) und *polje* (Feld) so sinnreich verbinden? „Polja" wird er sie nennen.

Es dauert ein Jahr, bis Dostojewskij sich an das Gefängnis gewöhnt hat. Selbst die Einsamkeit, die unendliche Einsamkeit zwischen 400 Kameraden, gewinnt er lieb. Er akzeptiert die perfide Strafe, denn für den toten Vater hätte er Schlimmeres verdient. So landet er bei der „vollen Unterwerfung unter Väterchen Zar", wie Sigmund Freud schreiben wird, „der in der Wirklichkeit die Komödie der Tötung mit ihm einmal aufgeführt hatte, welche ihm sein Anfall so oft vorzuspielen pflegte".

Als der Winter naht, in dem er nach vier Jahren aus der Verbannung entlassen werden soll, sieht er das Laub welken und die Steppe gelb werden, begrüßt den Herbstwind und die ersten Schneeflocken. Und am letzten Tag, als ihm die Schmiede die Fußfesseln abschlagen, hebt er die Ketten noch einmal auf, als wollte er sie streicheln.

„Ich mag nicht einmal versuchen, Dir zu sagen, welche Veränderungen meine Seele, mein Glaube, mein Geist und mein Herz in diesen vier Jahren erfahren haben", schreibt er seinem Bruder. Noch vier Jahre im 7. Bataillon des Sibirischen Linienregiments in Semipalatinsk, dann zwei Jahre „überwachtes Exil" im Provinzstädtchen Twer – schließlich, nach zehn Jahren Verbannung, erlaubt ihm der neue Zar Alexander II. die Rückkehr in die Heimat.

Doch wozu Befreiung? Freiheit, wird Dostojewskij seinen Großinquisitor sagen lassen, führt in die Sklaverei. Wie einst Nikolaus I. sieht er das Heil der Welt jetzt in Altar, Krone und Volk. „Die Rettung Russlands ist im Volk zu suchen, in der Scholle", schreibt er, schleudert seinen „Hass" gegen „alles Westeuropäische", findet den Krieg „nützlich" und „unverzichtbar" und erklärt Zeitschriftenlesern, „weshalb Konstantinopel unser werden muss".

Dem großen Kollegen Iwan Turgenjew, der befremdet mit ansieht, wie die Intellektuellen seiner Heimat „mystisch vor dem russischen Schafspelz knien", schlägt er angeblich vor, öffentlich eines seiner Bücher verbrennen zu lassen. Aus dem Rebellen Dostojewskij ist ein Reaktionär geworden.

„Können denn Empörer glücklich sein?", lässt er ein Jahr vor seinem Tod, 1880, seinen Großinquisitor fragen. Nein, glücklich ist er noch immer nicht. Aber die Empörung, der Schmerz der Freiheit, ist vorbei. □

Verbannung in »milder« Form: Als weniger gefährlich geltende Gefangene, etwa Mitläufer in Oppositionsbewegungen, werden zur ssylka *verurteilt und in nordrussische oder sibirische Bauerndörfer wie dieses deportiert, wo sie sich als Tagelöhner durchschlagen müssen*

Jörg-Uwe Albig, 41, Autor in Berlin, schreibt regelmäßig für GEO.

1903

6. APRIL

Rund fünf Millionen Juden leben unter dem Zaren. Sie werden diskriminiert und dürfen nur in bestimmten Gebieten siedeln. Immer wieder kommt es zu Pogromen. Eines der schlimmsten beginnt am Ostersonntag 1903 in Kischinjow, der Hauptstadt des Gouvernements Bessarabien

Ostersonntag, der 6. April 1903: Die christliche Fastenzeit ist zu Ende, die Juden feiern den letzten Tag des Passah-Festes. Glocken läuten in Kischinjow, der Hauptstadt des russischen Gouvernements Bessarabien.

Gegen Mittag strömen Arbeiter, Tagelöhner und Handwerker, viele betrunken, auf den Platz im Zentrum der Stadt, auf dem Karussells und Kirmesbuden stehen.

Plötzlich werden Juden, die wie die anderen Bürger auf den Platz gekommen sind, von Jugendlichen umstellt. Zeugen werden später sagen, es habe wie ein Scherz geklungen, als die 10- bis 15-Jährigen auf einmal „Bejte Schidow!“ skandierten – „Schlagt die Juden!“

Niemand greift ein, als die Jugendlichen beginnen, Juden über den Platz zu jagen – ein jüdischer Karussellbesitzer habe Streit mit einer christlichen Mutter gehabt und ihr Kleinkind zu Boden geschlagen, steht später (eindeutig falsch) in einem Untersuchungsbericht. Dann machen sich rund 300 Männer in Gruppen auf, Häuser und Geschäfte der Juden zu stürmen, sie sind bewaffnet mit Brecheisen und Knüppeln.

Die Randalierer reißen Fenster und Türen aus den Angeln, plündern. Wer sich zur Wehr setzt, wird zusammengeschlagen. Der Mob zwingt die Opfer, Schmuck und Geld herauszugeben, wirft Möbel aus den Fenstern. Erst spätabends gegen elf Uhr ist endlich Ruhe in Kischinjow.

Am Morgen ziehen mehrere tausend Marodeure erneut durch die Straßen. Eine Gruppe bricht in die Synagoge ein, erschlägt den Tempeldiener, zerfetzt die Thora-Rollen. In der Gostinnaja-Straße 33 versucht die Familie Baranowitsch, sich zu verstecken. Der Sohn Benjamin kauert in einer Kammer, als er entdeckt wird. Mehrere Männer prügeln ihn zu Tode, ebenso eine alte Frau, die im Hof dem Mob in die Hände fällt.

Die Meute schleudert Säuglinge aus Fenstern, enthauptet Männer, vergewaltigt und verstümmelt Frauen – so recherchiert später der zionistische Hilfsfonds in London. Zwei jüdische Erwachsene und ein 13-jähriges Mädchen kauern auf dem Dach des Hauses Asiatskija-Gasse 13. Man stößt sie hinab auf die Straße, wo die Menschenmenge auf sie einprügelt und sie ermordet. Polizisten und Soldaten schauen tatenlos zu. Als am Abend endlich die Armee einschreitet, liegen 43 Tote in den Straßen und 495 Verletzte allein im jüdischen Krankenhaus (acht von ihnen werden später sterben). 700 Häuser und 600 Geschäfte sind zerstört und geplündert.

Schon seit Wochen hat es Gerüchte gegeben, ein Pogrom stehe bevor. Viele Christen haben mit Kreide Kreuze auf ihre Türen gemalt, um ihre Religion kenntlich zu machen. Im Nachbarort ist eine Kinderleiche gefunden worden, in einem Zeitungsartikel wird behauptet, Juden hätten den Kleinen zur Ader gelassen und gekreuzigt.

Später sind in der Stadt Flugblätter verteilt worden – mit dem Satz: „Aufgrund eines Ukas des Zaren ist es den Christen während der drei heiligen Ostertage erlaubt, mit den Juden ein blutiges Gericht zu halten.“ Der Text ist eine Fälschung, und stammt vermutlich von einem antisemitischen Zeitungsherausgeber. Die Flugblätter werden ernst genommen: Nikolaus II. ist bekannt für seinen Antisemitismus – ein Pogrom gilt also nicht als Verbrechen, sondern als eine vom Zaren erwünschte patriotische Tat.

Rund 50 000 Juden leben in Kischinjow: knapp die Hälfte der Einwohner. Die meisten sind innerhalb der letzten 40 Jahre hierher gezogen, weil Bessarabien prosperiert und die Stadtverwaltung es angeblich mit den antijüdischen Gesetzen des Zaren nicht so genau nimmt. Viele Juden ma-

Die Juden, überall im Reich angefeindet, leben in steter Sorge, vertrieben zu werden: Marc Chagall, »Erinnerung« (1914)

chen hier Karriere. 1903 gehören ihnen drei Viertel der Fabriken, zahlreiche Mühlen und Weinkeller; Schneider, Schuhmacher und Tischler machen den Christen erfolgreich Konkurrenz. Der größte Teil der jüdischen Bevölkerung aber ist nach wie vor arm.

Die Mitglieder der jüdischen Gemeinde leben zwar über die ganze Stadt verteilt, dennoch bleiben sie ihren Nachbarn fremd. Die Kinder besuchen jüdische Schulen, die Gemeinde unterhält ein Kinderheim, ein Krankenhaus, eine Apotheke.

Erst infolge der polnischen Teilungen Ende des 18. Jahrhunderts sind Hunderttausende Juden unter russische Herrschaft gekommen. Geprägt von ihrer historischen Rolle im christlichen Abendland, arbeiten sie als Handwerker und Händler – und leben meist in abgeschotteter Gemeinschaft, dem *schtetl*.

Und sie bringen noch etwas mit ins Russische Reich: ihre traditionelle, bis ins Mittelalter zurückreichende Rolle als Sündenbock. Die russischen Juden sind von Amts wegen Außenseiter. Der Zar behandelt sie nicht wie eine religiöse, sondern wie eine nationale Minderheit, für die Sondergesetze gelten.

Die rund fünf Millionen Juden, die 1903 im Reich des Zaren leben – vier Prozent der Bevölkerung – dürfen sich offiziell nur im Westen des Reiches niederlassen: im so genannten Ansiedlungs-Rayon – einem rund 500 Kilometer breiten Landstreifen, der sich von der Ostsee zum Schwarzen Meer zieht und an dessen südwestlichem Ende Kischinjow liegt. Nur reiche jüdische Kaufleute, Akademiker und hoch qualifizierte Handwerker dürfen den Rayon verlassen – der Zar will, dass sie sich assimilieren. Jedoch: Land zu pachten oder gar zu kaufen bleibt ihnen verboten; der Zugang zu Universitäten ist quotiert.

Von 1881 bis 1884 kommt es in Russland zu etlichen Pogromen. Das Volk macht die Juden für das Attentat auf Alexander II. im Jahre 1881 verantwortlich. Während das Land unter den Folgen einer Wirtschaftsdepression zu leiden hat, schlägt die Angst vieler Menschen im Zarenreich vor Hunger und Armut um in Aggressionen gegen die Juden.

Zu Beginn des Jahrhunderts verlassen jährlich rund 70 000 Juden das Land – insgesamt emigrieren zwischen 1881 und 1914 mehr als zwei Millionen in die USA, nach Argentinien, Kanada und Palästina. Nach 1884 aber kommt es für zwei Jahrzehnte zu keinen weiteren Pogromen. Bis zu den Morden von Kischinjow.

Schon sechs Tage nach dem Pogrom beginnt das russische Innenministerium, die Ausschreitungen zu untersuchen. Der städtische Polizeichef und der Gouverneur Bessarabiens werden entlassen und von 800 Festgenommenen 664 zu Geldstrafen und Gefängnis bis zu einem Jahr verurteilt. Zahlreiche Angeklagte, die Juden zu Tode geprügelt haben, müssen für vier, andere für sieben Jahre ins Gefängnis.

Doch selbst diese verhältnismäßig drakonische Reaktion der Behörden schreckt die Antisemiten im Reich des Zaren nicht ab. Bis 1906, in den drei Jahren nach dem Morden von Kischinjow, kommt es zu mehr als 600 Pogromen: 3300 Männer, Frauen und Kinder verlieren ihr Leben. □

York Pijahn, 28, ist GEO-Redakteur.

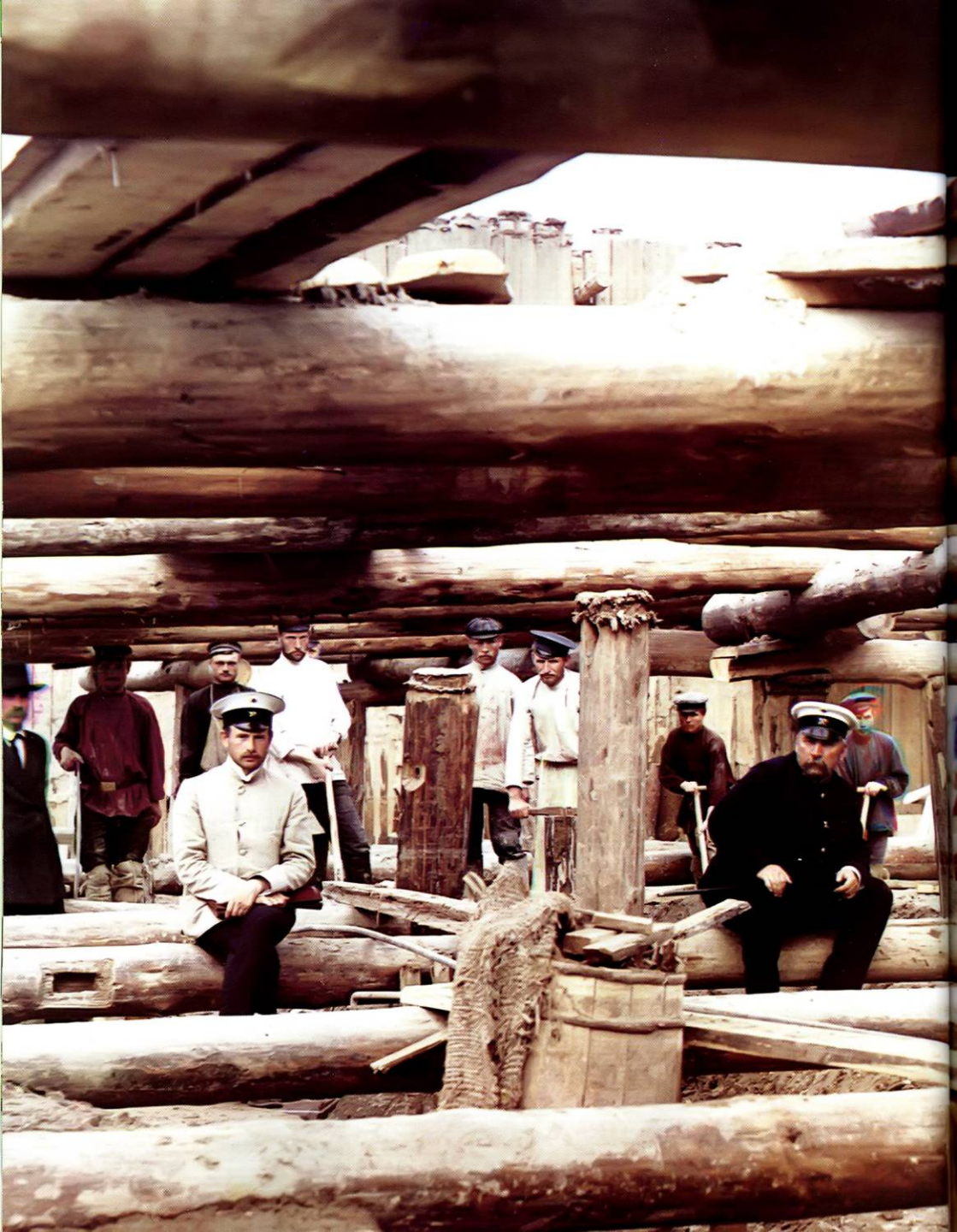
Russlands

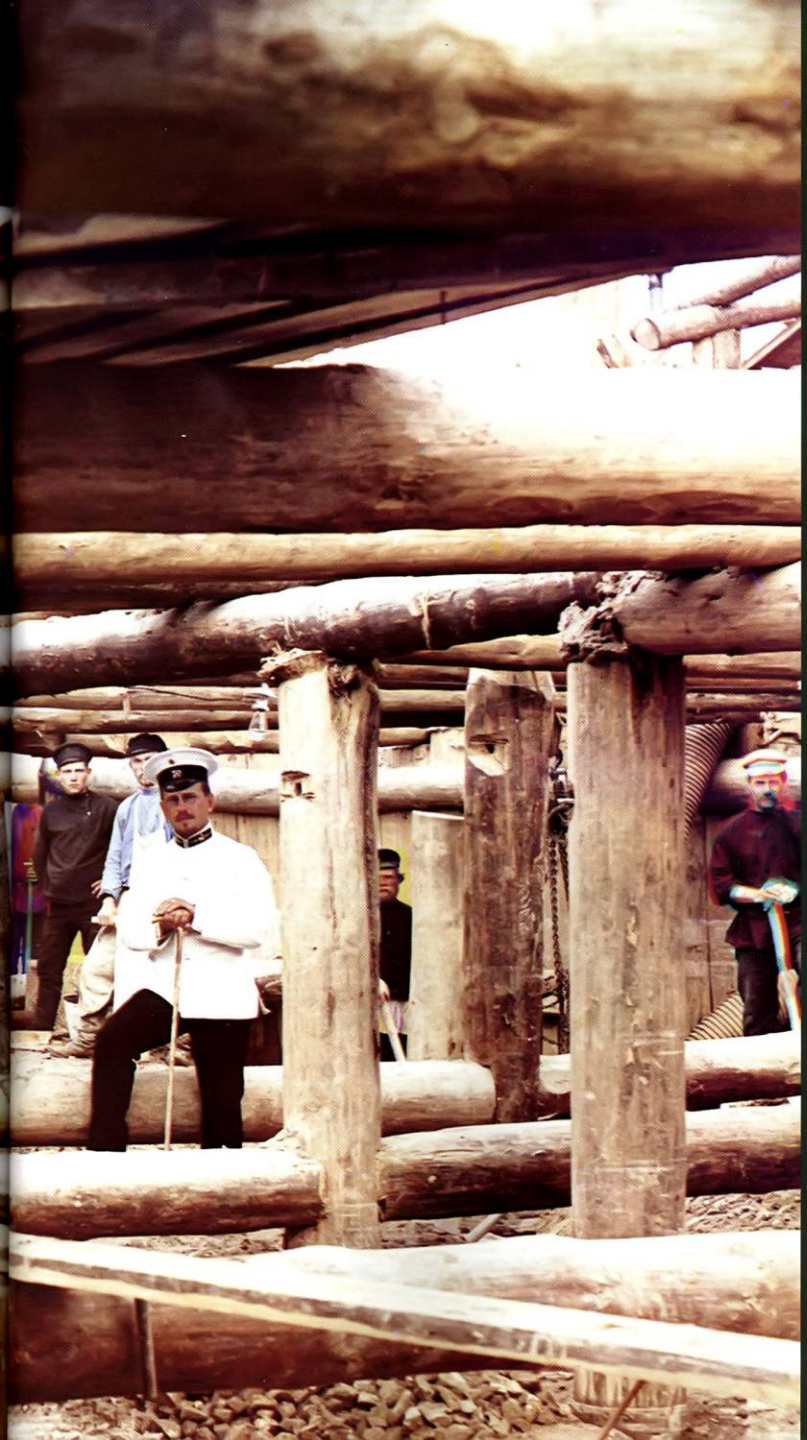
farbiges Vermächtnis

Eine neue Kunst bringt Sergej Prokudin-Gorskij im Jahre 1904 von seinem Studium in Deutschland mit nach St. Petersburg: das Fotografieren mit naturgetreuen Farben. Zar Nikolaus II. ist begeistert und ebnet dem Lichtbildner den Weg zu einem außergewöhnlichen Werk – einem Gesamtporträt des russischen Reiches. Es hat sich wie durch ein Wunder erhalten

Ernst, fromm und zarentreu: eine russische Siedlerfamilie in der Mugan-Steppe, nahe der Grenze zu Persien

Moschaisk, 1911: Die Nikolaus-Kathedrale ist für Prokudin-Gorskij ein Pflichtmotiv. In ihrem Schatten haben sich 1812 russische Truppen Napoleon entgegengeworfen. Aber der Fotograf gewährt auch farbige Einblicke in den Alltag der Russen, zeigt Flößer auf einem Kanal an der Newa, Bauerntöchter, die Beeren anbieten, oder ein Dorfidyll im Ural. Denn der Zar will alles sehen – nur keine Armut





Dedinowo an der Oka, 1912: Kurz bevor Beton in das bereits verschalte Fundament einer neuen Schleuse gegossen wird, posieren Arbeiter und Aufseher für den Fotografen des Zaren. Wer während der Belichtungszeit von drei Sekunden nicht stillhalten kann, erscheint der Nachwelt als buntes Gespenst – für Bewegung ist Prokudin-Gorskijs Technik noch nicht ausgelegt

Samarkand, 1911: Über mehr als 4000 Bahnkilometer reist Prokudin-Gorskijs rollendes Atelier von St. Petersburg in dieses alte Handelszentrum an der Seidenstraße. Der Lichtbildner fotografiert hier Motive im Reich des Zaren, die diesem völlig fremd sind: einen jüdischen Rabbi mit seinen Schülern, ein islamisches Mausoleum am Fuß des Pamirgebirges, einen Melonenverkäufer im Turban und zwei Sträflinge in Ketten

Buchara, 1911: Kurz nach seiner Inthronisierung lässt sich der 31-jährige Alim Khan von Prokudin-Gorskij porträtieren. Er ist der letzte Emir dieses Fürstentums in der zentralasiatischen Wüste Kysylkum. 1920 flieht er vor den Bolschewiki nach Afghanistan. 1944 stirbt er – wie sein Fotograf – im Exil

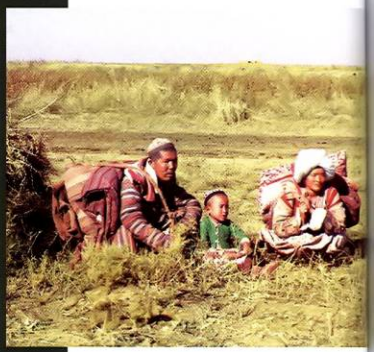
VON JENS SCHRÖDER;
FOTOS: SERGEJ PROKUDIN-GORSKIJ

Ein Sonderzug rumpelt am Morgen des 3. Mai 1909 in den Witebskbahnhof von St. Petersburg ein. Der Zar persönlich hat ihn geschickt, um den Fotografen Sergej Michailowitsch Prokudin-Gorskij abzuholen. Jahrelang hat der Meister schon auf diese Einladung nach Zarskoje Selo gewartet, in die Palastanlage, in die sich der Herrscher aller Russen 25 Kilometer außerhalb der Hauptstadt von der Außenwelt abschottet. Endlich ist der Tag gekommen, an dem sich Nikolaus II. ein paar Stunden Zeit für den Lichtbildner nehmen wird. Prokudin-Gorskij ist aufgeregt. Vielleicht lässt sich der Zar als Sponsor für eine Fotoreise gewinnen?

Abends um halb neun ist es so weit: Der Projektor mit den drei millimetergenau justierten Prismen ist im Auditorium des Zarenpalastes aufgebaut. Prokudin-Gorskij hat das Gerät nach eigenen Vorgaben in Deutschland anfertigen lassen. Die Leinwand ist noch hinter dem Vorhang verborgen, als der Zar, die Zarin und ihre ältesten Töchter den Saal durch die Flügeltür betreten.

Auf ein Zeichen des Meisters wird das Licht gelöscht.

Der Süden um 1908: Die Größe Russlands abzubilden ist der Auftrag des Zaren an Prokudin-Gorskij. Im fernen Süden manifestiert sich die russische Herrschaft aber oft nur in der Uniform eines Gendarmen. Der Rest bleibt exotisch: verschleierte Frauen in Samarkand, Nomaden in Kirgisien. Und in Dagestan posiert ein Paar stolz vor den Bergen seiner Heimat



Ein ferngesteuerter Elektromotor zieht den schwarzen Samtvorhang leise beiseite – und dann wirft der Projektor das erste atemraubend leuchtende Farbbild auf die weiße Fläche dahinter: ein Birkenhain, hell-weiße Ringelborke, strahlend grüne Blätter. Sinnbild der nord-russischen Natur. Ein Raunen geht durch die Zarenfamilie und die geladenen Gäste. So schön, so natürlich hatten sie sich diese neuartige Farbfotografie nicht vorgestellt.

Prokudin-Gorskij ist erleichtert. Auch die folgenden Motive sind genau auf seine aristokratischen Zuschauer abgestimmt: bunte Blumen-Aufnahmen, die die Zarin beeindrucken sollen; tiefrote Sonnenuntergänge. Prächtige Landschaften, deren Zauber sich auch dem trockensten Hofbürokraten erschließt. Und für den Zaren Porträts – Gesichter einfacher Russen, rechtschaffen, ernst und fromm. Treue Untertanen, die der Herrscher im wirklichen Leben nie zu sehen bekommt.

Der Plan des Fotografen geht auf. Nikolaus II. tritt an Prokudin-Gorskij heran, schüttelt ihm die Hand. Was der Meister mit seiner neuen Technik anfangen wolle? Alles im Zarenreich fotografieren, was wichtig und interessant ist: „Damit wir den Schulkindern die Großartigkeit unserer Heiligen Mutter Russland in Farbe zeigen können!"

Nikolaus ist begeistert. Noch bevor er gegen Mitternacht zu Bett geht, sagt er die entscheidenden Sätze. „Melden Sie sich bei Verkehrsminister Ruchlow. Geben Sie ihm eine Liste mit allem, was Sie benötigen." Das ist die Generalvollmacht, mit der sich Prokudin-Gorskij seinen Lebenstraum erfüllen kann – ein Porträt des russischen Reiches. Mithilfe einer neuen Fotografie, die „nicht nur die Umrisse, sondern auch die Seele der Motive erfasst": deren natürliche Farben.

Das technische Wissen für dieses Vorhaben hat sich Prokudin-Gorskij hart erarbeitet. Er hat bei dem berühmten Dimitrij Mendelejew, dem Erfinder des Periodensystems der Elemente, Chemie studiert und ist mit 26 Jahren nach Berlin gegangen, um an der Technischen Hochschule Charlottenburg eine Stellung als Lehrer für Spektralanalyse und Fotochemie anzunehmen. Während dieser Zeit lernte der junge Wissenschaftler den Foto-Pionier Adolf Miethe kennen – und dessen frühes Verfahren zur Herstellung farbiger Aufnahmen.

Mit einer Kamera werden innerhalb von drei Sekunden drei Schwarzweiß-Aufnahmen von einem bestimmten Motiv gemacht, das unbewegt sein muss. Bei jeder Aufnahme wird das Licht durch einen anderen Farbfilter gelenkt, durch einen roten, einen grünen und einen blauen. Das Ergebnis: eine Glasplatte mit drei nebeneinander angeordneten Schwarzweiß-Negativen, jedes ein Lichtauszug einer der drei Grundfarben.

Empfehlungsbrief des Zaren

Nach seiner Rückkehr aus Berlin hat Prokudin-Gorskij in Petersburg ein kleines Atelier am Podjatscheskij-Boulevard eröffnet. Dort stellt er seit 1904 aus den solcherart belichteten Glasplatten Diapositive her. Die projiziert er jeweils mit rotem, grünem und blauem Licht auf eine Leinwand, wo sich alle drei Farbauszüge so exakt decken, dass sie zu den Originalfarben des Motivs verschmelzen. Ein unglaublicher Effekt, der selbst den Fotografen immer wieder in Begeisterung versetzte. „Das Auge", schreibt er später, „empfindet beim Betrachten dieser Fotos nicht bloß ein Bild, sondern die Natur selbst."

Für Verkehrsminister Ruchlow ist die Poesie eher nebensächlich. Doch als Prokudin-Gorskij auf Geheiß des Zaren bei ihm vorspricht, erkennt der Politiker sofort, dass das Projekt seiner eigenen Karriere nützen könnte: Dann nämlich, wenn der Fotograf die Verdienste des Verkehrsministeriums gebührend dokumentiert und bei späteren Vorführungen möglichst viele Brücken, Kanäle, Dämme und Eisenbahnstrecken auf der Leinwand im Zarenpalast erstrahlen.

So sorgt Ruchlow dafür, dass Prokudin-Gorskij einen eigenen Pullman-Waggon an jeden Zug in Russland anhängen lassen darf – luxuriös ausgerüstet mit fließend warmem Wasser, Eisschrank, Schlafgelegenheiten, einem kompletten Fotolabor. Für Erkundungsfahrten auf Flüssen und Kanälen steht ein Dampfschiff samt Besatzung bereit. Und damit der Künstler selbst auf holprigen Gebirgspisten im Ural auf Motivsuche gehen kann, schickt ihm das Ministerium einen geländegängigen Ford T nach Jekaterinburg.

Wichtiger als alle Transportmittel aber sind zwei Dokumente, die Prokudin-Gorskij von nun an immer am Leib trägt: eine persönliche Erlaubnis des Zaren, „sich an jeden Ort des Reiches zu begeben – ob geheim oder nicht". Und einen vom Ministerium ausgestellten *prikaz*, der jede Behörde verpflichtet, den Inhaber bei seiner Arbeit zu unterstützen.

Für alles ist gesorgt – bloß ein Honorar wird nicht vereinbart. Prokudin-Gorskij hat das heikle Thema nicht anzusprechen gewagt. „Ich hatte Angst, die ganze Sache zu verderben", notiert er in seinen Erinnerungen.

Die „ganze Sache" nimmt 1909 ihren Lauf – und wird Prokudin-Gorskijs wichtigster Lebensinhalt für die nächsten fünf Jahre. Jeden Sommer lässt sich der Fotograf des Zaren monatelang in seinem Waggon durch das russische Reich transportieren: an die Quelle der Wolga und in die Dörfer des Kaukasus, zu den Stahlhütten des Ural und in die orientalische Welt von Samarkand.

Er macht Halt an entlegenen Provinzbahnhöfen, durchstreift für Tage zu Fuß mit seinen Helfern die Landschaft, schleppt die rund 15 Kilo-

gramm schwere Ausrüstung auf Hügel und durch Wälder, immer auf der Suche nach dem besten Blickwinkel, den schönsten Farben.

Oft steht er bis spät in die Nacht in seinem rollenden Labor und entwickelt die Ausbeute des Tages: Für Minister Ruchlow Bilder von Schleusen und Schienensträngen. Für Nikolaus Aufnahmen von Ikonen und Naturwundern.

Von Mahnmälern der großen Vaterländischen Schlacht von 1812, die der Herrscher zum hundertsten Jahrestag des russischen Sieges gegen Napoleon sehen möchte. Und von Denkmälern der Romanow-Dynastie – sie sollen im Jahre 1913 die Feiern zum 300. Thronjubiläum des Herrscherhauses illustrieren.

Und natürlich Fotos vom dörflichen Leben: Melonenverkäufer, Teebauern, Polizisten – Vertreter jenes „echten Russland", von dem der Zar so wenig weiß.

Ernst und würdevoll erwidern sie den Blick des Herrschers: Siedler aus der Muganesteppe, die an der persischen Grenze russische Traditionen hochhalten. Arbeiter an einem Staudamm bei Moskau, die dem Zaren selbstbewusst ihr Werk präsentieren. Und auch der Emir von Buchara, eines kleinen Vasallenstaates in der zentralasiatischen Wüste, der sich für das Foto extra in ein leuchtend blaues Blumengewand gekleidet hat.

Hauptsache, die Aufnahmen zeigen keine Armut, denn so etwas will der Zar nicht sehen. Auch dürfen es keine bewegten Motive sein, weil sonst die Farben bei der Projektion verschwimmen. Ist ein Bild gelungen, verstaut Prokudin-Gorskij vorsichtig die Glasplatte mit den drei Negativen, klebt eine schwarzweiße Kopie in sein Reise-Album und gibt das Zeichen zum Aufbruch.

Petrosawodsk, 1915: Bei seiner letzten Expedition porträtiert sich Prokudin-Gorskij (vorn rechts) samt Arbeitern an der neuen Bahnlinie zum Eismeerhafen Murmansk

Rund 1000 Bilder produziert der Fotograf in jedem Jahr. Aus den schönsten stellt er Diaschauen für den Zaren zusammen. Der erwähnt die alljährlichen Besuche Prokudin-Gorskijs wohlwollend in seinen Tagebüchern. Etwa am 7. April 1913: „Von neun Uhr an zeigte Prokudin-Gorskij heute neue, schöne, farbige Fotoaufnahmen."

Ein Foto ist so teuer wie 1000 Brote

Vermutlich hat Nikolaus II. keine Ahnung, dass der Künstler jede dieser Aufnahmen mit zehn Rubeln aus seiner eigenen Tasche finanziert. So viel kosten zwei Jahresabonnements der Zeitschrift „Der Amateurfotograf", deren Leitung Prokudin-Gorskij 1909 für den Zarenauftrag hat aufgeben müssen. So viel kosten auch 1000 Laib Schwarzbrot.

Bereits 1910 bittet der Foto-Pionier in einem Brief an den Finanzminister, die Regierung möge ihm zumindest einen Teil seiner Sammlung abkaufen. Doch das Gesuch bleibt in den Abgründen der Bürokratie stecken. Trotzdem gibt Prokudin-Gorskij nicht auf: 10 000 Bilder will er machen, „der Nachwelt den farbigen Charme, die subtile Individualität" des Zarenreiches und dessen vergängliche Kunstschätze erhalten. Seine Familie ernährt er unterdessen mit dem Verkauf von Fotopostkarten.

Als Prokudin-Gorskij 1913 eine Aktiengesellschaft gründet, um endlich Geld aus seinen fotografischen Erfindungen zu schlagen, ist es schon zu spät. Ein Jahr später stellt er seinen Waggon den russischen Streitkräften zur Verfügung. Vielleicht hat er geahnt, dass der Krieg sein Projekt ohnehin beenden würde.

Immerhin kann der Fotograf 1918 ungehindert das Land verlassen – keine Selbstverständlichkeit für einen ehemaligen Protegé des Zaren. Rund 2000 Glasplatten-Negative verpackt er in 22 Holzkisten und nimmt sie mit ins Exil nach Paris. Was er zurücklässt, beschlagnahmen die neuen Machthaber.

Als Prokudin-Gorskij 1944 stirbt, lagern die Glasplatten im Keller seines Sohnes Michail in Paris – scheinbar wertlose Relikte einer längst überholten Fototechnik. Sie beginnen zu schimmeln, die Chemikalienschichten blättern ab. Der Familie des Sohnes fehlt es an Geld für die Erhaltung des unscheinbaren Schatzes.

Dass die Kollektion dennoch gerettet wird, ist der Fürstin Marie Putjatin zu verdanken, der Schwiegertochter eines der begeisterten Zuschauer der Dia-Vorführungen im Zarenpalast, die inzwischen als Übersetzerin in den USA lebt. Als sie 1948 an einem Buch über die russische Kunstgeschichte mitarbeitet, erinnert sie sich der sensationellen farbigen Lichtbilder und schlägt sie als Illustrationen vor.

Die Rockefeller-Stiftung macht die Kinder Prokudin-Gorskijs in Paris ausfindig und ersteht für 5000 Dollar 1600 Negative. Heute gehören sie zur Sammlung der Library of Congress. Dank eines aufwendigen digitalen Verfahrens sind den grauen Glasscheiben inzwischen auch wieder die Farben des alten Russland entlockt worden.

1910 hatte Prokudin-Gorskij düster in einem Brief gedroht, sein Werk könnte in die Hände von Ausländern fallen, wenn der Staat es ihm nicht endlich abkaufe. Sein Glück, dass diese Befürchtung wahr geworden ist. □

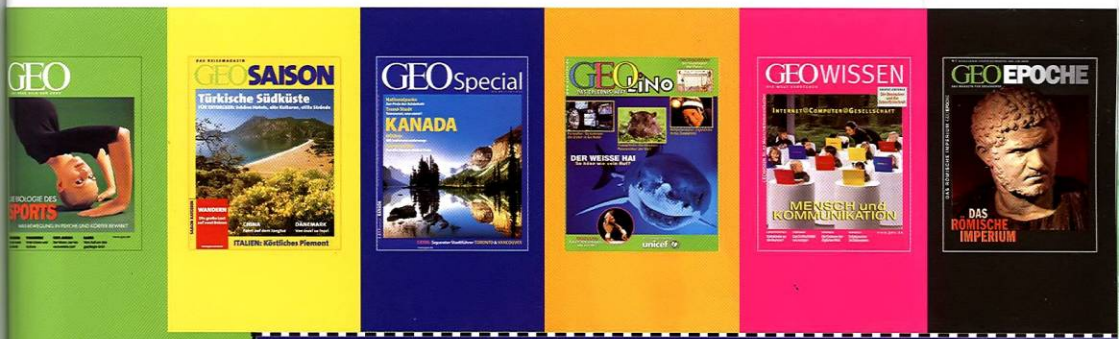
Jens Schröder, 28, ist GEO-Redakteur.

Exklusiv für die Leser von GEO EPOCHE

Gratis!

Multifunktions-Taschenmesser
Aus rostfreiem Edelstahl, mit 10 nützlichen Funktionen wie z. B. Säge, Schere, Dosenöffner, Schraubendreher, Korkenzieher, Flaschenöffner und Nagelfeile.

Die ganze Welt in GEO – auswählen, bestellen und Sie erhalten das Taschenmesser gratis!



Wählen Sie Ihren Wunschtitel aus der GEO-Familie. Zum Selbstlesen oder zum Verschenken.

Coupon ausfüllen und absenden!

Post: GEO-Kunden-Service
20080 Hamburg

Noch schneller geht es per:
Tel.: 040 / 37 03 38 03*
Fax.: 040 / 37 03 56 57*
E-Mail: Geo-Service@guj.de*
*Bitte die jeweilige Bestellnummer vom Coupon angeben!

Widerrufsrecht: Die Bestellung kann ich innerhalb der folgenden zwei Wochen ohne Begründung beim GEO Kunden-Service, 20080 Hamburg, schriftlich, per Datenträger oder durch Rücksendung der Zeitschrift widerrufen. Zur Fristwahrung genügt die rechtzeitige Absendung.

Das GEO-Familien-Angebot

Ja, ich bestelle die angekreuzten Zeitschriften. Als Dank für mein Interesse erhalte ich das Taschenmesser gratis. Leider können wir pro Besteller nur eine Zugabe verschenken. Ich kann das Taschenmesser in jedem Fall behalten.

Meine Adresse:

Name _____ Geburtsdatum 19__

Vorname _____

Straße/Nr. _____

PLZ _____ Wohnort _____

Ich wünsche folgende Zahlungsweise: ☐ Ich zahle bequem per Bankeinzug.

Bankleitzahl _____ Kontonummer _____

Geldinstitut _____ ☐ Ich zahle gegen Rechnung.

Anschrift des Geschenkempfängers:

Name, Vorname _____

Straße/Nr. _____

PLZ _____ Wohnort _____

GEO für mich Bestell-Nr. ☐ **213144**, als Geschenk ☐ **213143**
erscheint 12 x jährlich zum Preis von zzt. DM 9,50 / € 4,86 pro Heft.

GEO SAISON für mich Bestell-Nr. ☐ **213142**, als Geschenk ☐ **213141**
erscheint 10 x jährlich zum Preis von zzt. DM 7,80 / € 3,99 pro Heft.

GEO Special für mich Bestell-Nr. ☐ **213138**, als Geschenk ☐ **213137**
erscheint 6 x jährlich zum Preis von zzt. DM 13,- / € 6,65 pro Heft.

GEOlino für mich Bestell-Nr. ☐ **213140**, als Geschenk ☐ **213139**
erscheint 12 x jährlich zum Preis von zzt. DM 5,- / € 2,56 pro Heft.

GEO WISSEN für mich Bestell-Nr. ☐ **213146**, als Geschenk ☐ **213145**
erscheint 2 x jährlich zum Preis von zzt. DM 13,50 / € 6,90 pro Heft.

GEO EPOCHE für mich Bestell-Nr. ☐ **213148**, als Geschenk ☐ **213147**
erscheint 2 x jährlich zum Preis von zzt. DM 13,50 / € 6,90 pro Heft.

Datum _____ X _____ 1. Unterschrift

Widerrufsrecht: Die Bestellung kann ich innerhalb der folgenden zwei Wochen ohne Begründung beim GEO Kunden-Service, 20080 Hamburg, schriftlich, per Datenträger oder durch Rücksendung der Zeitschrift widerrufen. Zur Fristwahrung genügt die rechtzeitige Absendung. Dies bestätige ich mit meiner 2. Unterschrift.

Datum _____ X _____ 2. Unterschrift

858

ZAREN DÄMM

Nicht groß genug für seinen Platz in der Geschichte: Nikolaus II. will Autokrat sein. Doch die Macht, die er mit niemandem

1914: das Finale. Der Zar zeigt sich auf dem Balkon des Winterpalasts dem Volk. Stunden zuvor ist der Erste Weltkrieg ausgebrochen – der Anfang vom Ende der Herrscherdynastie

ERUNG

teilt, wird ihm entrissen – und er verliert Würde, Reich und Leben

VON CAY RADEMACHER

Gott selbst scheint den Zaren zu segnen: Aus dem Zwielicht in der Kuppel der Kasaner Kathedrale schweben zwei Tauben hinab und tänzeln über den Köpfen von Nikolaus II. und seinem Sohn Alexej. Die Elite Russlands kann dieses Zeichen SEINER Gunst bezeugen. Sie hat sich in St. Petersburg versammelt, weil dies kein gewöhnlicher Gottesdienst ist, sondern ein Dankesfest: 300 Jahre Romanow-Dynastie! So lange schon beherrscht diese Familie Russland.

Als Nikolaus II. nach der Messe aus der Kathedrale tritt, blickt er auf seine prachtvoll herausgeputzte Hauptstadt. Die großen Straßen sind in den Nationalfarben Weiß-Blau-Rot geflaggt, riesige Zarenporträts prangen an den Fassaden der luxuriösen Banken und Geschäftshäuser.

Kosaken und die kaiserliche Garde erwarten den Zaren – und vor allem erwartet ihn sein Volk. Zehntausende drängen sich auf dem Prachtboulevard Newskij-Prospekt, vor dem Winterpalast, in den Straßen und auf den Plätzen der Stadt. Wer den Zaren erblickt, sinkt ehrfurchtsvoll auf die Knie. Unzählig die Kreuze und Ikonen, die dem Herrscher entgegengereckt werden.

Nikolaus II. – ein schmächtiger Mann von 44 mit gepflegtem Vollbart und dunklen Augen – regiert, wie alle seine Vorgänger, als unumschränkter Alleinherrscher. Die größte Armee der Welt sichert sein Land, und seine Diplomaten haben neue Ziele ins Auge gefasst. Von Serbien bis Sachalin, von Konstantinopel bis Korea reichen die Ambitionen des russischen Kolosses. Das Zarenreich ist zum größten Weizenexporteur der Erde aufgestiegen, seine Bodenschätze sind reicher als die jeden anderen Staates, sein industrieller Aufschwung ist atemraubend. Russland bedeckt ein Sechstel der Landfläche der Erde, jeder zehnte Mensch – rund 175 Millionen – ist Untertan des Zaren. Nikolaus II. ist der mächtigste Mann der Welt.

Es ist der 19. Februar 1913, als der Zar aus der Kasaner Kathedrale tritt. Gut möglich, dass er in diesem Moment glaubt, dass seine Dynastie auch die nächsten 300 Jahre regieren wird.

Doch als 1465 Tage später in einer ärmlichen Straße rund zwei Kilometer von der Kathedrale entfernt einige Dutzend Arbeiterinnen vor einer Bäckerei zu lange

auf ihr Brot warten müssen, wird der Zar sein Reich und sein Leben verlieren.

Die Geschichte des letzten Zaren ist ein Drama aus persönlicher Tragik und politischer Idiotie, aus Pflichtbewusstsein und Inkompetenz, aus Religiosität und Brutalität. Vor allem aber markiert das Ende von Nikolaus II. eine der großen Epochenwenden der Geschichte. Denn erst durch sein Scheitern wurde ein neues Regime groß, an dessen Ideale mehr Menschen glaubten als je an das Zarentum, in dessen Lagern mehr Opfer für immer verschwanden als in den Kerkern aller Zaren zusammengenommen und das schließlich für ein halbes Jahrhundert lang direkt oder indirekt beinahe die Hälfte der Erde dominierte: der Bolschewismus.

„Der Herr hat unseren verehrten, lieben, tief geliebten Vater zu sich gerufen ... Gott helfe uns in diesen traurigen Tagen!", schreibt ein verzweifelter Nikolaus am 1. November 1894 in sein Tagebuch. Stunden zuvor ist Zar Alexander III. an einer Nierenerkrankung gestorben. Der 26 Jahre alte Zarewitsch Nikolaus wird Russlands neuer Herrscher. Und er ist absurd schlecht vorbereitet auf diese Bürde.

Alexander III. war das Musterbild eines reaktionären Autokraten: über 1,90 Meter groß, imposant, legendär kräftig, autoritär, loyal gegenüber seinen Untergebenen, ohne große intellektuelle Qualitäten, doch willensstark. Viele Reformen seines Vaters Alexander II. hatte er zurückgeschraubt, etwa die lokale Selbstverwaltung beschnitten oder die Redefreiheit in der Presse und den Universitäten eingeschränkt.

Doch seine Politik schien erfolgreich zu sein: Linksextreme Terrorgruppen wurden von seiner Geheimpolizei, der *ochrana*, nahezu vollständig zerschlagen. In vielen Bereichen – beispielsweise bei Stahl, Kohle, Eisenbahn und Fernhandel – holte Russland die Industrialisierung Westeuropas im Zeitraffer nach. Durch Sparsamkeit konnten die chronisch schwachen Staatsfinanzen stabilisiert werden. Durch ein Bündnis mit Frankreich stärkte das Zarenreich seine internationale Stellung.

Wenn Alexanders Anhänger ihm einen Fehler ankreiden, dann bei der Erziehung seines Sohnes. Auch wohlmeinende Höflinge halten Nikolaus für auffallend naiv. Noch Wochen vor seiner Thronbesteigung berichtet der 26-Jährige in seinem Tagebuch von einer Kastanienschlacht, die er sich mit Prinz Georg von Griechenland geliefert hat. „Er ist geradezu die Willensschwäche in Person", wird einer seiner Generäle später notieren. Und selbst Alexander III. nennt seinen Sohn einen „Dummkopf".

Juli 1896: ein neuer Monarch. Nikolaus II. ist beim Tod seines Vaters 1894 Zar geworden, doch die Krönung wird erst 19 Monate später in Moskau gefeiert: So lange hat die Vorbereitung der prunkvollen Inszenierung gedauert

Als der junge Zar den Thron besteigt, erscheint Russland mächtiger denn je

Als willensschwach und beschränkt wird Nikolaus II. in die Geschichtsbücher eingehen. Doch nichts davon ist wahr. Tatsächlich ist der neue Zar intelligent – intelligenter zumindest als sein Vater. Und es wird gerade seine unbeugsame Willensstärke sein, die ihn und Russland in Chaos und Verderben stürzen wird.

Nikolaus spricht Russisch, Französisch, Englisch und Deutsch. Er interessiert sich für Geschichte. Minister und Generäle führen ihn in Privatstunden in ihre jeweiligen Fachgebiete ein. Ein englischer Hauslehrer trainiert ihm eine für Russlands Gesellschaft untypische eiserne Selbstbeherrschung an.

Doch Nikolaus ist isoliert. Sein jüngerer Bruder und der Sohn seiner Gouvernante sind jahrelang seine einzigen jugendlichen Spielkameraden. Erst mit 19, als ihn sein Vater zur elitären Preobraschenskij-Garde schickt, kann er eine Zeit lang unter seinesgleichen leben. Für den Zarewitsch ist das Militär wie eine Befreiung: Sein Leben lang wird er den Glanz und die Kasinokameraderie der Adelsregimenter lieben, wird er sich nur unter Offizieren wirklich aufgehoben fühlen.

Als Nikolaus den Thron besteigt, übernimmt er die Minister und Berater seines Vorgängers. Im übrigen umgibt er sich mit ein paar ebenso eleganten wie engstirnigen Gardeoffizieren und der traditionellen Clique aus Großfürsten, Grafen und anderen Adeligen. Den Fabrikanten aus St. Petersburg und Moskau, den Minenbesitzern aus der Ukraine, den Händlern, Anwälten, Professoren, Technikern, Zeitungsmachern bleibt er immer fremd.

Vielleicht hat schon damals kein Mensch einen so großen Einfluss auf ihn wie seine Braut, die Prinzessin Alice von Hessen-Darmstadt, die er 25 Tage nach dem Tod seines Vaters heiraten wird. (Fortan wird sie sich Zarin Alexandra Fjodorowna nennen.) Die 22-Jährige ist mäßig intelligent, doch impulsiv, von schwärmerischer Frömmigkeit – und brennend ehrgeizig. „Sei stark und zwinge die Ärzte, allein zu Dir zu kommen und nur Dir zu sagen, was sie denken", schreibt sie ihrem Bräutigam, als Alexander III. noch im Todeskampf liegt. „Zeig Deinen eigenen Willen, und lass die anderen nicht vergessen, wer Du bist."

Von nun an wird sie in Hunderten von Briefen – und wahrscheinlich in unzähligen Gesprächen – ihren Mann bestärken, ermahnen, anfeuern: Du bist Zar! Lass dir von niemandem die Macht ankratzen! Jedem außerhalb ihres engen Zirkels begegnet sie mit Misstrauen, ist er doch ein potenzieller Neider, Unruhestifter, Rivale, der beherrscht, niedergedrückt, wenn nötig „aufgehängt" werden muss.

Mag Nikolaus 1894 auch naiv sein, mag er isoliert, verwirrt, von Trauer niedergedrückt sein – eines wird für ihn unverrückbar feststehen: Er ist Autokrat und will Autokrat bleiben. Er allein wird Russland regieren.

Es ist die *persönliche* Tragik Nikolaus' II., dass er weder physisch noch charakterlich die Statur seines Vaters hat. Die Höflinge, die Presse und seine Gegner werden ihn stets mit seinem Vorgänger vergleichen, und stets wird er dabei schlecht abschneiden. Und der Zar ist sensibel genug, dass er diese Meinung seiner Untertanen erkennt.

Und es ist die *politische* Tragik des letzten Zaren, dass er die Autokratie des 17. Jahrhunderts beibehalten will, während Russland mit Riesenschritten ins 20. Jahrhundert tritt* – in ein Jahrhundert, in dem Russland keineswegs so stark ist, wie es unter Alexander III. erscheinen mochte.

Es ist das Zeitalter des Imperialismus: Großbritannien, Frankreich, Deutschland, die USA und Japan – das sind die Nationen, die sich Einflusssphären sichern – auf ihren Kontinenten und weltweit.

China, Persien, das Osmanische Reich – das sind die Großmächte von einst, die zurückgefallen sind und nun politisch zerlegt werden wie Beutestücke. Wie kann Russland Sibirien und Zentralasien, wie kann es Polen und das Baltikum halten gegen hungrige internationale Rivalen? Das geht nur, wenn Nikolaus eine aggressive Außenpolitik verfolgt.

Doch um diese Politik durchzusetzen, muss der Zar über eine moderne Berufsarmee, eine moderne Flotte und ein modernes Eisenbahnnetz verfügen. Deren Ausrüstung wiederum verlangt eine moderne Industrie. Und genau damit schafft sich das Zarentum, um der Bedrohung von außen zu entkommen, eine Bedrohung im Innern. Denn mit einer solchen Modernisierung schwächt der Zar den Adel und die Bauern – seine sichersten Stützen. Der Adel wird wirtschaftlich von den Industriebaronen und der neuen Kaste

1903: im Glanz des Hauses Romanow. Das Zarenpaar posiert im Gewand der Vorfahren

*Einige Historiker sind von Russlands wirtschaftlichem Fortschritt um 1910 unbeeindruckt: Zwar habe das Zarenreich hohe Steigerungsraten, doch in Relation zu anderen, noch stärker wachsenden Industrienationen habe es seinen ökonomischen Rückstand nicht aufgeholt. Dagegen spricht: Im Ersten Weltkrieg kollabiert Russlands Wirtschaft nur ein Jahr vor der Deutschlands und Österreich-Ungarns; Frankreich und Großbritannien werden nur dank massiver Kredite und Lieferungen aus den USA vor einem ähnlichen Schicksal bewahrt – ein Indiz dafür, dass Russlands Wirtschaft den europäischen Rivalen keineswegs so weit hinterherhinkt, wie manche Statistiken über Wachstumsraten vermuten lassen. *Der Autor*

Arbeiter, Bauern, Soldaten – das unzufriedene Volk attackiert die Zarenmacht

bürgerlicher Berufsoffiziere bedrängt. Und die Bauern, die immer auch Kleinhandwerker waren, werden durch die Industrie und die industrialisierte Landwirtschaft bedroht.

Schlimmer noch für den Zaren: Er schafft in Russland neue Klassen, die wenig mit einem Autokraten anfangen können. Die Kapitalisten, die liberale städtische Mittelschicht aus Technikern, Lehrern, Anwälten und Berufsoffizieren sowie das rasch anschwellende Millionenheer der in Armut lebenden Industrieproletarier – sie alle fordern politische Mitbestimmungsrechte.

Wahrscheinlich hat Nikolaus dieses Dilemma als solches nicht klar erkannt, und ganz sicher hat er kein durchdachtes politisches Konzept, wie er es lösen könnte. Doch der Mann, der noch Wochen zuvor Kastanienschlachten schlug, ist fanatisch entschlossen, nun die Schlachten der politischen Arena zu bestehen.

Der Kabinettschef Graf Sergej Witte wird später über den Zaren schreiben: „Wir unterhielten uns geschlagene zwei Stunden. Er schüttelte meine Hand. Er umarmte mich. Er wünschte mir alles Glück der Welt. Ich kam ganz außer mir vor Glück nach Hause und fand eine schriftliche Anweisung für meine Entlassung auf meinem Schreibtisch vor. Unser Zar ist ein Orientale, ein hundertprozentiger Byzantiner."

Graf Witte, der 1906 so entlassen wird, ist nur einer von vielen Männern aus Russlands regierender Elite, die von Nikolaus II. zur Verzweiflung getrieben werden: fähige Experten, die von ihrem Herrscher kaltgestellt werden.

Russlands Minister sind nur dem Zaren verantwortlich. Nikolaus II. aber hasst Kabinettssitzungen, Versammlungen der kompletten Regierung. Stattdessen empfängt er zu genau vorgeschriebenen Stunden die Ressortchefs zu Einzelaudienzen. Er ist stets höflich – so höflich, dass er seinen Mitarbeitern im persönlichen Gespräch nie widerspricht, auch wenn er ganz andere Vorstellungen hat.

Das Resultat ist ein komplettes Chaos.

Jeder Minister erfährt in der Audienz Zustimmung – doch niemals kann er wissen, ob die herrscherliche Gunst echt oder nur vorgetäuscht ist. Schlimmer noch: Kein Minister weiß, was ein anderer Minister in seiner Audienz mit dem Zaren bespricht und ob dort nicht gerade die eigenen Vorhaben torpediert werden.

Jahrzehntelang etwa befehden sich der Kriegs- und der Finanzminister. Ersterer will mehr Gelder für die Armee haben; letzterer will weniger Geld ausgeben, um die Staatsfinanzen zu schonen. Stets gibt der Zar in seinen Audienzen beiden Recht. Seine Entscheidung aber trifft Nikolaus II. schließlich allein und verkündet sie in seinen bald berüchtigten schriftlichen Mitteilungen. Da er selten eine konsequente Linie verfolgt, werden auf Dauer alle Minister düpiert.

Dadurch, dass er seine Minister gegeneinander ausspielt, hofft der Zar, seine Macht ungeteilt zu erhalten. Tatsächlich aber paralysiert er die Regierungszentrale. Das Chaos wird noch dadurch vergrößert, dass neben Generälen, Spitzenbeamten und Ministern auch dubiose Gestalten in den engsten Führungszirkel aufsteigen können, wenn sie sich nur der Protektion des Kaisers oder der seiner Frau oder eines seiner zahlreichen Onkel und Neffen erfreuen.

Da kann der reaktionäre Zeitungsherausgeber Fürst Wladimir Meschtscherskij (dessen autokratiehörige Kolumnen Nikolaus schätzt) seine Liebhaber auf hohe Ämter bei Hof befördern. Und später wird der aus dem sibirischen Nirgendwo auftauchende „Heilige Mann" Rasputin Pos-

1905: die erste Revolution. Russlands Niederlage im Krieg gegen Japan offenbart die Inkompetenz der Regierung. Demonstranten marschieren daraufhin durch die Straßen Moskaus, Streikende legen das Land lahm

1905: Der Zar schlägt zurück. Mit Gewalt unterdrücken loyale Truppen den Protest, so am »Blutsonntag«, als Soldaten vor dem Winterpalast mehr als 100 Demonstranten erschießen

ten verteilen, vom Ministersessel bis zur Rolle der Primadonna an der kaiserlichen Oper.

Nikolaus hat nicht einmal einen Privatsekretär. Autokratie in absurdester Steigerung: Der Herrscher über 175 Millionen Menschen kuvertiert persönlich seine Briefe, ordnet seine Ablagen, bestellt sich selber Wagen und Chauffeur, wenn er eines seiner Schlösser zu verlassen wünscht. Nur damit niemand das in seinem Namen tun und dabei vielleicht eine Winzigkeit seiner Macht beanspruchen kann.

Tatsächlich treibt Russland ab 1894 steuerlos dahin. Zusammengehalten wird das Reich von seiner berüchtigt langsamen, aber immerhin noch arbeitenden Bürokratie, von einer noch einigermaßen loyalen Armee, von einer brutalen Geheimpolizei – und von den Schwierigkeiten der politischen Gegner, in einem so großen, rückständigen Staat eine nationale Organisation aufzubauen. Doch die Gegner der Autokratie werden täglich stärker.

Die Bauern verlangen ein halbes Jahrhundert nach ihrer Freilassung aus der Leibeigenschaft nun endlich auch eine Landreform, fordern die Adelsgüter für sich. Besonders die Sozialrevolutionäre versuchen, hier Anhänger zu gewinnen.

Die Arbeiter fordern höhere Löhne, kürzere Arbeitszeiten, überhaupt bessere Lebensbedingungen – sie vor allem sympathisieren mit den sozialistischen Gruppierungen, von denen die Bolschewiki zunächst nur eine kleine sind.

Die Bürger der Städte wünschen Meinungsfreiheit, Schutz des Eigentums, ein Parlament, eine Verfassung. Sie und viele fortschrittlich gesonnene Adelige unterstützen die Liberalen, die sich später in eine linksgerichtete Partei (die Kadetten) und einen konservativen Flügel (die Oktobristen) spalten werden.

Die Minderheiten – Balten, Polen, Finnen, Ukrainer, Juden – fordern Gleichberechtigung, politische Autonomie, einige gar die Unabhängigkeit von St. Petersburg.

Doch der Zar denkt nicht daran, ihnen Rechte zu gewähren. Sondern reagiert auf die wachsende Unzufriedenheit mit einem Krieg.

„Um die Revolution aufzuhalten, brauchen wir einen kleinen siegreichen Krieg", rät ihm 1903 Innenminister Wjatscheslaw Plewe. Ein außenpolitischer Konflikt einige die Gesellschaft hinter ihrem Herrscher. Da bietet sich Japan an. Seit seiner Jugend kennt Nikolaus den Fernen Osten. Hier sieht er Russlands Zukunft. Seit dieser Zeit auch verachtet er die Japaner, die Rivalen um die Aufteilung Chinas, Koreas und Sachalins als „gelbe Affen". Tokyo, das sich jahrelang vergebens um einen Kompromiss mit St. Petersburg bemüht hat, wird von der russischen Diplomatie ignoriert.

Schließlich haben die Japaner nur die Wahl, alle Ambitionen in China zugunsten Russlands aufzugeben oder aber das Zarenreich anzugreifen. Sie entscheiden sich im Februar 1904 für die Attacke.

Binnen 19 Monaten vernichten die Japaner zwei russische Flotten und die Fern-Ost-Armee. Bester Verbündeter der Angreifer ist die Inkompetenz ihrer Gegner. Russlands Soldaten und Matrosen erscheinen oft erst nach monatelangen Transporten auf dem Schlachtfeld – und werden mit ihren veralteten, schlecht munitionierten Waffen von der japanischen Militärmaschine überrollt. Russlands Generäle, Admiräle und Gouverneure kämpfen derweil lieber untereinander um Befehlsgewalten, Vorräte und Prestige.

Militärisch gesehen kommt Russland im Frieden von 1905 mit winzigen territorialen Zugeständnissen davon – doch die außenpolitische Schlappe wird zur innenpolitischen Katastrophe, denn die krass zutage getretene Inkompetenz vernichtet das Prestige des Zarentums.

Arbeiter in St. Petersburg und Moskau organisieren Streiks und Demonstrationen, bis im Oktober 1905 durch einen Generalstreik das öffentliche Leben in Russland zusammenbricht. Die Bauern begleichen alte Rechnungen mit den verhassten Adeligen: 1905 und 1906 verwüsten sie knapp 3000 Gutshäuser, rund 15 Prozent aller Adelssitze Russlands. Einfache Soldaten lehnen sich auf – berühmt wird die Meuterei vom 14. Juni 1905 auf dem im Schwarzen Meer stationierten Panzerkreuzer „Potjomkin".

Noch aber fehlt den Arbeitern, Bauern und Meuternden eine schlagkräftige Organisation und ein unumstrittener Führer, noch sind ihre Aktionen national unorganisiert. Das Regime des Zaren wankt, aber nirgendwo ist eine Alternative in Sicht.

Mit Gewalt und politischen Konzessionen rettet sich der Thron. Loyale Truppen brennen Dörfer nieder, töten nicht nur die Rädelsführer der Unruhen, sondern löschen ganze Familien aus. Wer in den Städten demonstriert, muss damit rechnen, von Infanterieeinheiten beschossen zu werden – so strecken am „Blutsonntag", dem 9. Januar 1905, Soldaten in St. Petersburg mehr als 100 demonstrierende Arbeiter nieder.

Am Ende des Jahres herrscht in Russland wieder Ruhe. Friedhofsruhe.

Zwar stimmt der Zar nach langem Zögern Wahlen zu einer Duma zu, zu Russlands erstem Parlament. Doch ein Zensus sorgt dafür, dass der Adel überproportional viele Sitze wählen kann. Die Minister sind weiterhin dem Herrscher und nicht

dem Parlament verpflichtet. Und die Verfassung, die erstmals in Russlands Geschichte Grundrechte „garantiert", enthält einen Paragrafen, der es gestattet, sie „im Notfall" wieder außer Kraft zu setzen. Wann ein Notfall eintritt – das entscheidet der Zar. Die Sozialisten boykottieren die Wahl.

Nikolaus II. verachtet das zahnlose Parlament, das sich im Taurischen Palais in St. Petersburg versammelt. Schon nach zehn Wochen löst er es wieder auf, lässt Neuwahlen abhalten und dann, im Juni 1907, weil ihm manche Forderungen der Duma missfallen, gleich noch einmal – diesmal mit einem verschärften Zensus, der Linke, Liberale und Vertreter von nationalen Minderheiten endgültig marginalisiert.

Das ist ein Bruch seiner eigenen Verfassung, aber das interessiert den Zaren nicht. Er glaubt, die Revolution besiegt zu haben, und macht sich nun daran, die wenigen Konzessionen, die ihm abgerungen worden waren, zurückzunehmen. Nikolaus II. träumt weiterhin von der Autokratie.

Dabei hat er 1905, ohne es zu wissen, eine entscheidende Schlacht verloren: die

Entschlossene Minister und Offiziere retten 1905 noch einmal den Thron

um die Herzen seiner Anhänger. Der Zar hat sich nicht vor der Revolution gerettet – er ist gerettet worden. Als ihm der Innenminister im Februar 1905 – einige Wochen nach dem „Blutsonntag" – Konzessionen nahe legt, ruft Nikolaus überrascht: „Man könnte meinen, Sie fürchten, es könnte eine Revolution geben."

„Eure Majestät", antwortet der Minister, „die Revolution hat bereits begonnen."

Es sind energische, zum Teil rücksichtslos brutale Minister (wie der für innere Sicherheit verantwortliche Pjotr Stolypin) und Generäle, die den Zarenthron retten. Doch genau jene Männer sind im Krieg mit Japan gedemütigt worden, sie fürchten eine soziale und politische Revolution, und sie fühlen sich von ihrem Herrscher getäuscht. In ihren Augen ist Nikolaus II. persönlich, für manche sogar das Zarentum insgesamt diskreditiert.

„Nikolaus II. ist lächerlich. Er beginnt alle zu verärgern. Es ist etwas Absurdes in absolut jeder Monarchie." Das schreibt kein Lenin oder Trotzkij, sondern der zaristische Offizier und Oberhofmarschall Graf Paul Benckendorff – und das nicht etwa in sein Tagebuch, sondern an seinen Bruder, den Botschafter in London.

Die Adeligen, die Minister, die Generäle, die mächtigsten Stützen des Zarentums – sie beginnen, sich nach einer Alternative umzusehen.

DONNERSTAG, 23. Februar 1917. Der dritte Kriegswinter in der Hauptstadt, deren „deutscher" Name zu Petrograd russifiziert worden ist. Im dritten Jahr kämpft Russland an der Seite der westlichen Alli-

1906: die Ruhe nach dem Sturm. Nikolaus promeniert mit Frau und Kindern im Schlosspark von Zarskoje Selo

ierten gegen Deutschland und Österreich-Ungarn. Drei Jahre, in denen von der anfänglichen patriotischen Begeisterung nichts mehr geblieben ist. Drei Jahre, in denen der Zar, die Zarin, Rasputin und andere Intriganten drei Regierungschefs eingesetzt haben, allesamt handzahme Männer jenseits der 60. Drei Jahre, in denen die russischen Truppen katastrophale Verluste verkraften mussten durch Tod, Verwundung, Gefangenschaft oder Massendesertationen. Drei Jahre, in denen die Arbeiter bei galoppierender Inflation und knappen Lebensmitteln vor dem Ruin stehen, während Petrograds Adelige Orgien feiern wie in einem Rausch.

Frost und Schnee haben die Versorgung der Stadt mit Mehl und Feuerholz mehrmals unterbrochen. Frauen, die schon nachts in der bittersten Kälte vor den Bäckereien anstehen, mussten in den letzten Tagen oft mit leeren Taschen zurückkehren. Heute endlich – es ist der Internationale Frauentag der sozialistischen Parteien – haben die Textilarbeiterinnen im Wyborg-Bezirk genug von der zermürbenden Warterei: Sie streiken. Und reißen mit dieser Aktion die Männer in den nahe gelegenen Fabriken mit.

Die Menschen verlassen die Werkhallen, schreien „Brot!" und manchmal auch schon „Nieder mit dem Zaren!" Der unorganisierte Zug bewegt sich Richtung Innenstadt und zieht weitere Arbeiter, aber auch viele Flaneure, Taxifahrer und andere Schaulustige an. Am Spätnachmittag sind es rund 100 000 Menschen. Die Polizei sperrt die Brücken und drängt die Mehrheit zurück, doch Tausende marschieren über die zugefrorene Newa und erreichen den Newskij-Prospekt. Hier treffen sie auf Kosaken – unerfahrene, schlecht ausgerüstete Rekruten auf untrainierten Pferden, die in der lärmenden Großstadt scheuen. Die Reiter weichen. Zwar zerstreut sich die Menge gegen Abend, doch die Angst der Kosaken wird zum Symbol für das morsche System.

Freitag, 24. Februar. 150 000 Menschen sind auf den Straßen. Neben den Arbeitern, von denen sich viele mit Messern, Hämmern und anderen Werkzeugen bewaffnet haben, marschieren Bankangestellte, Kinder, sogar elegant gekleidete Damen und Herren der besseren Gesellschaft. Die über Nacht in die Hauptstadt verlegten Kosaken- und Polizeieinheiten sind überfordert. Doch noch sind die Demonstranten nicht wirklich organisiert. Noch fordern sie hauptsächlich „Brot!" Noch hat es keinen Toten gegeben.

Samstag, 25. Februar. 200 000 Menschen. Petrograd ist lahm gelegt – keine Zeitung erscheint, die meisten Geschäfte sind geschlossen, kaum eine Straßenbahn oder ein Taxi fährt. Jetzt sind viele rote Banner zu sehen. „Nieder mit dem Zaren! Nieder mit dem Krieg!" skandiert die Menge. Die Bolschewiki und andere Linksparteien sind von den Massendemonstrationen überrascht worden. (Gegen Ende des 19. Jahrhunderts hatten sich Russlands marxistische Sozialdemokraten organisiert. Doch bereits 1903 haben sich die Sozialdemokraten in die vergleichsweise gemäßigten Menschewiki und die radikalen Bolschewiki geteilt, die im Namen des Marxismus die Einparteiendiktatur erstreben und von Lenin dominiert werden.)

Viele radikale Führer – auch Wladimir Iljitsch Lenin – leben 1917 im Exil oder in der Verbannung. Die wenig bekannten Funktionäre der zweiten Garde versuchen, den Zorn der ziellosen Menge für ihre Zwecke zu kanalisieren.

An der Litejnij-Brücke wird ein Polizeiführer von Arbeitern vom Pferd gerissen und umgebracht. Andernorts feuern Soldaten auf Demonstranten und töten einige Männer. Doch die meisten Soldaten weigern sich, auf die Menge zu schießen. Auf dem Snamenskaja-Platz greifen gar Kosaken ein, als berittene Polizisten auf Demonstranten losgehen.

Die Minister und der für die Hauptstadt verantwortliche General informieren endlich den Zaren, der im Hauptquartier der Armee in Mogiljow weilt, 650 Kilometer

1906: Russlands Bismarck, Ministerpräsident Pjotr Stolypin, regiert mit eiserner Hand – wofür ihn Oppositionelle und linke Terrorgruppen hassen.

1906 zerstört eine Bombe sein Haus, fünf Jahre danach wird er bei einem Opernbesuch erschossen

Acht Tage Aufstand beenden 370 Jahre Zarenherrschaft

südlich der Hauptstadt. Doch sie wollen nicht ihr Gesicht verlieren, weshalb sie das Ausmaß des Protestes herunterspielen.

Nikolaus II. telegrafiert zurück: „Wir befehlen, schon morgen die Unruhen in der Hauptstadt zu liquidieren."

Sonntag, 26. Februar. Über Nacht sind Truppen ins Stadtzentrum verlegt worden. Bewaffnete Posten kontrollieren Brücken und andere strategisch wichtigen Stellen; Kavallerietrupps patrouillieren durch die Straßen. Als sich gegen Mittag wieder Tausende Demonstranten auf dem Newskij-Prospekt versammeln, geben die nervösen Offiziere den Schießbefehl.

Ihre Soldaten, zumeist junge Rekruten, verwirrt und ängstlich, gehorchen. Unter den ersten Gewehrsalven fallen Dutzende, vielleicht Hunderte Demonstranten. Die übrigen gehen in Deckung, schleudern Steine und weichen schließlich vom Newskij-Prospekt.

Das Regime hat einen tödlichen Sieg errungen. Denn die Rekruten, die nach dem ersten Schrecken in ihre Kasernen zurückströmen, sind wütend und beschämt. Nie wieder auf das eigene Volk schießen! Das schwören sich in den nächsten Stunden viele Soldaten.

Noch immer hat die Revolution keinen Anführer – aber jetzt hat sie eine Armee.

„Um zehn Uhr ging ich zum Gottesdienst. Der Rapport wurde rechtzeitig beendet. Zum Frühstück waren viele Menschen und alle ausländischen Repräsentanten da. Schrieb an Alix und fuhr die Bobrujskoje-Chaussee zur Kapelle, wo ich spazieren ging. Es war klares Frostwetter. Nach dem Tee las ich und empfing vor dem Diner Senator Tregubow. Spielte abends Domino", trägt Nikolaus an diesem Abend in sein Tagebuch ein.

Montag, 27. Februar. Die 5000 Mann des Preobraschenskij-Regiments, das Wolynskij-, Pawlowskij-, das Litauische Regiment und das 6. Pionierbataillon meutern. Soldaten stürmen die Waffenkammern der Kasernen und stürzen hinaus auf die Straßen von Petrograd. Offiziere, die sich ihnen in den Weg stellen, werden niedergeschossen.

Meuternde Soldaten und Arbeiter besetzen Brücken und bemannen Barrikaden. „Requirierte", mit roten Fahnen geschmückte Autos voller Bewaffneter rasen durch die Straßen. Die Revolutionäre stürmen das Arsenal und mehrere Waffenfabriken, wo ihnen rund 140 000 Gewehre und 30 000 Revolver in die Hände fallen; kleine Trupps machen sich auf, ihre Kameraden in den noch ruhigen Kasernen zur Revolution anzustacheln. Andere besetzen die Telefonzentrale und einige Bahnhöfe.

Derweil haben sich die Polizisten, die anders als die Soldaten überwiegend loyal geblieben sind, in Wohnungen, auf Dächern und Kirchtürmen verschanzt, und feuern auf die Demonstranten in den Straßen. Die antworten mit wilden Schießereien, bei denen Dutzende sterben. Nach einigen Stunden sind der Justizpalast und viele Polizeiwachen erstürmt, sie gehen in Flammen auf. Auch die Gefängnisse werden erobert und rund 8000 Gefangene – zumeist gewöhnliche Kriminelle – befreit. Sie vor allem nutzen die nächste Nacht für Mord-, Vergewaltigungs- und Plünderungszüge in den reichen Vierteln Petrograds. Die Stadt versinkt in Anarchie.

Dienstag, 28. Februar. Russland hat drei Regierungen. Am Abend kommen

Februar 1917: Straßenkampf. Meuternde Soldaten beherrschen Petrograd

1917: das Jahr der Revolutionen. Im Februar stürzt ein Volksaufstand den Zaren, den selbst seine Generäle nicht mehr unterstützen. Doch die Sieger sind uneins. Im Juli putschen die kommunistischen Bolschewiki gegen die neue Regierung – und werden in Schießereien, etwa auf dem Petersburger Newskij-Prospekt, zurückgeschlagen. Drei Monate später aber erobern Lenins Anhänger endgültig die Macht

im verqualmten, stickigen, überfüllten Katharinensaal im linken Flügel des Taurischen Palais die 3000 Delegierten des Arbeiter- und Soldatenrates zusammen. Sie, die Mitglieder des Ersten Sowjets, sind nur Stunden zuvor unter chaotischen Bedingungen in ihren Fabriken und Kasernen gewählt worden.

Wenige Schritte entfernt, im rechten Flügel des Palastes, versammeln sich die verschreckten linksgerichteten und liberalen Duma-Mitglieder und wählen aus ihrer Mitte ein Provisorisches Duma-Komitee, das bis zu einer noch zu wählenden Konstituierenden Versammlung als Übergangsregierung fungieren soll.

Einige Hundert Meter weiter schließlich hält Großfürst Michail, der jüngere Bruder des Zaren, die Stellung im Winterpalast. Loyale Soldaten, die seine Position im Schloss verstärken sollen, schickt er wieder weg, weil er um seine kostbare Porzellansammlung fürchtet. (Die seit Tagen nicht verpflegten Soldaten zerstreuen sich daraufhin auf den Straßen und gehen zu den Revolutionären über.) Derweil ist der Zar im Zug unterwegs vom Hauptquartier nach Zarskoje Selo bei Petrograd.

In diesen Stunden hat nur der Sowjet so etwas wie Autorität bei den Revolutionären; doch keines der drei „Macht"-zentren ist wohlorganisiert, niemand weiß, was genau in Petrograd, was gar im Rest Russlands vor sich geht.

Das Riesenreich ist, mitten im Weltkrieg, gänzlich führungslos.

Mittwoch, 1. März. Emmissäre pendeln die ganze Nacht zwischen den beiden Flügeln des Taurischen Palais hin und her, während die Feuergefechte mit den Heckenschützen der Polizei langsam abflauen. Am frühen Morgen einigen sich Sowjet und Duma darauf, die Macht zu teilen: Aus der Duma soll eine Provisorische Regierung ernannt werden, die vom Sowjet überwacht wird.

Eine politische Totgeburt: Die Provisorische Regierung existiert nur so lange, wie sie dem Arbeiter- und Soldatenrat nicht missfällt; der Sowjet wiederum verzichtet darauf, die Macht, die er auf der Straße errungen hat, in Politik zu verwandeln.

Doch für die nächsten Wochen immerhin garantiert dieser Pakt von Duma und

Sowjet eine allgemein anerkannte Regierung. Für einen ist dort allerdings kein Platz mehr vorgesehen: den Zaren.

Nikolaus II. kann derweil Zarskoje Selo nicht mehr erreichen, denn die Revolutionäre haben die Bahnlinien nach Petrograd unter ihrer Kontrolle. Militärs leiten den Zug nach Pskow um, einer Provinzstadt 250 Kilometer südlich der Kapitale. Hier steht das Hauptquartier der russischen Nordfront.

Gegen 19 Uhr rumpelt der Salonwagen in den Bahnhof. Keine Fahnen, keine Musik, keine Paraden, keine Würdenträger erwarten den Zaren. General Nikolaj Russkij, der Kommandeur der Nordfront, der erst kurz zuvor erfahren hat, wer ihn besuchen wird, eilt zum Bahnhof, wo er verspätet eintrifft. Er trägt noch Gummistiefel. Nikolaus zieht sich allein in seinen Salonwagen zurück.

Donnerstag, 2. März, 9.00 Uhr. General Russkij erhält ein Telegramm von General Michail Alexejew, dem Oberkommandierenden aller russischen Streitkräfte: Russkij solle den Zaren wecken, sofort, „ohne Rücksicht auf Etikette".

Alexejew will um jeden Preis den Krieg gegen Deutschland weiterführen. Wenn dieser Preis die Opferung des 370-jährigen Zarentums ist – nun gut, dann soll es so sein. Der General will keine Fronttruppen gegen Petrograd marschieren lassen, weil er fürchtet, dass auch diese meutern werden. Außerdem traut er Nikolaus II. nicht zu, die Krise zu meistern.

Der 48-jährige Zar wirkt seit Monaten wie in eine Traumwelt entrückt, gealtert, fatalistisch, ja apathisch. Manche Beobachter fürchten, er stehe kurz vor einem Nervenzusammenbruch.

Alexejew wiederum glaubt, dass einige Duma-Politiker, zu denen er seit der Revolution von 1905 Kontakt hält, Russland aus der Krise führen werden. Der General sendet Telegramme an sämtliche Frontkommandeure und fordert deren positive Stellungnahmen zum neuen Regime.

10 Uhr. General Russkij betritt den Salonwagen des Zaren und unterbreitet ihm den ersten Vorschlag seines Oberkommandierenden und einiger führender Duma-Politiker: Der Herrscher möge zugunsten seines (unheilbar an der Bluterkrankheit leidenden) zwölfjährigen Sohnes zurücktreten. Nikolaus wahrt eiserne Selbstbeherrschung. Er schweigt lange, dann setzt er sich an den Schreibtisch.

„Wenn es nötig sein sollte, dass ich zum Wohle Russlands abdanke, dann bin ich bereit, es zu tun", verkündet er schließlich, um gleich darauf einen Satz hinterherzuschicken, der ebenso als endgültige Resignation wie als versteckte Drohung gegen die hohen Militärs aufgefasst werden kann: „Ich fürchte aber, das Volk wird es nicht verstehen."

Russkij gibt dem Zaren eine Gnadenfrist: Er solle abwarten, bis die Telegramme aller Frontkommandeure eingetroffen seien.

14.30 Uhr. Die Depeschen sind da. Russkij und zwei weitere Generäle stehen schweigend im Salonwagen, während Nikolaus, der pausenlos raucht, aber ansons-

ten unbewegt wirkt, die Texte liest. Die Botschaften sind eindeutig: Alle hohen Offiziere sind für seinen Rücktritt. Der Zar fragt schließlich Russkij und die anderen Generäle nach ihrer Meinung. Alle drei fordern die Abdankung.

„Ich habe meine Entscheidung getroffen", antwortet Nikolaus da. „Ich habe beschlossen, zugunsten meines Sohnes Alexej auf den Thron zu verzichten."

Die vier Männer bekreuzigen sich. Dann zieht sich Nikolaus zurück. Stunden später ändert er noch ein kleines und letztlich unwichtiges Detail: Er danke nicht zugunsten seines kranken Sohnes, sondern seines jüngeren Bruders ab.

Freitag, 3. März. Großfürst Michail Romanow, der Porzellanliebhaber im Winterpalast, ist entsetzt, als er erfährt, dass ihm sein Bruder mitten in einer Revolution die Bürde des Thrones auflegen will. Vor dem Taurischen Palais demonstriert derweil schon wieder eine aggressive Menge, der jeder Zar, wie er auch heißen mag, verhasst ist. Auch die Politiker der Duma und des Sowjets denken nicht daran, den einen Romanow durch einen anderen auszutauschen. So fällt es Abgesandten der Provisorischen Regierung nicht weiter schwer, den verängstigten Großfürsten zu überzeugen, auf den Zarenthron zu verzichten.

Was haben die Bolschewiki mit der Zarenfamilie vor?

370 Jahre nach der Krönungs Iwans des Schrecklichen, 304 Jahre nach dem ersten Romanow-Herrscher Michail, lenken die Zaren nicht mehr Russlands Geschicke.

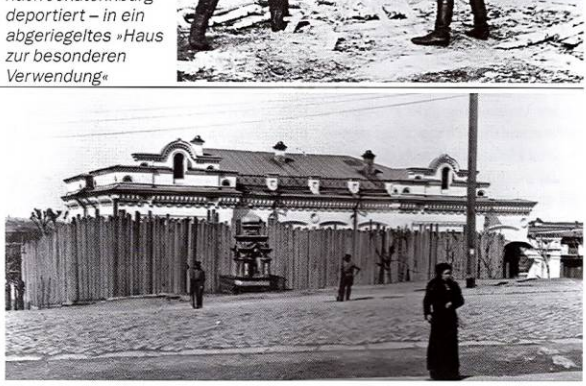
Währenddessen sitzt Nikolaus allein und schweigend in seinem düsteren Salonwagen, der durch die Nacht langsam wieder zum Hauptquartier nach Mogiljow rattert. Die einzige Lichtquelle ist eine kleine Lampe vor einer Ikone in der Ecke des Raumes. Doch auch das wundertätige Heiligenbild wird den Zaren nicht mehr retten können.

MAG SEIN, DASS an den Problemen, die Russland um 1900 erschütterten, auch der brillanteste Monarch gescheitert wäre. (Und in gewisser Weise sind früher oder später alle Regimes der letzten 100 Jahre daran gescheitert.) Doch viele Fehler liegen allein bei Nikolaus: der Starrsinn, mit dem er auch die schüchternsten Reformen vereitelte; das Misstrauen, das die Arbeit seiner Minister sabotierte; die Blindheit gegenüber dubiosen Beratern wie Rasputin; die Arroganz, die ihn zweimal in Kriege führte, die sein Regime in den Grundfesten erschüttern mussten.

Am Ende ist es nicht so sehr die spontane Revolution vom Februar 1917, die ihn den Thron kostet, sondern die Mutlosigkeit seiner Paladine und deren Verachtung des Herrschers. Die demonstrierenden Arbeiter konnten Petrograd nur erobern, weil sich ihnen niemand mehr ernsthaft in den Weg stellte. Am Ende sind es seine Offiziere – ausgerechnet die Kaste, in deren Beisein der Zar sich allein geborgen fühlte –, die ihn durch einen halben Putsch vom Thron drängen. Die Generäle griffen nicht selber nach der Macht, doch sie gingen am 2. März 1917 geschlossen zu den neuen Machthabern über.

Nikolaus II. hat Zehntausende von Hinrichtungen, Verbannungen und anderen Aktionen seiner Geheimpolizei und Justiz zu verantworten; Zehntausende Menschen sind während der Revolution 1905/06 zu Tode gekommen. Hunderte bei den letzten Kämpfen loyaler Zarentruppen 1917. Millionen russischer Gefallener im Ersten Weltkrieg und im Krieg gegen Japan sowie die Hunderttausende, die an Hunger und Seuchen starben, ohne dass die Regierung wirksam eingriff, sind im weiteren Sinn ebenfalls Opfer der Zarenherrschaft. Und doch ist dieser Blutzoll kaum mehr als ein Vorspiel zur Tragödie der Abermillionen Opfer, die der Bürgerkrieg und das Sowjetregime dem russischen Volk abverlangen werden. Das Schicksal des letzten Zaren und dessen Familie wird

1917: eine Dynastie in Haft. Die seit März arretierten Romanows, links Olga, Alexej, Anastasia und Tatjana, dürfen in Zarskoje Selo Spaziergänge machen. Dann werden die Gefangenen nach Tobolsk (rechts der Zar beim Holzsägen) und 1918 nach Jekaterinburg deportiert – in ein abgeriegeltes »Haus zur besonderen Verwendung«



1917: gestürzt. Nikolaus II. unter Hausarrest – eines der letzten Bilder des Zaren

zum Symbol für diesen Übergang von einem autoritären zum Terrorregime.

Das fragile Zweckbündnis von Sowjet und Duma hält nur bis zum 25. Oktober 1917. Es sind die Kardinalfehler der führenden Männer in beiden Gremien, dass sie das Land nicht schnell genug an die Bauern verteilen, dass sie den nationalen Minderheiten kein Gehör schenken und, vor allem, dass sie den verhassten Krieg nicht sofort beenden.

All das versprechen die Bolschewiki. Erst im Sommer 1917, nachdem Lenin, Trotzkij, Stalin und andere Führer aus dem Exil oder der Verbannung nach Petrograd geeilt sind, ist aus dieser zwar straff organisierten, aber kleinen linken Kaderpartei eine Massenbewegung geworden.

Die Provisorische Regierung hat nach acht Monaten im Volk ähnlich wenig Rückhalt wie die Romanows nach 300 Jahren. Als wenige hundert bolschewistische Rotgardisten am 25. Oktober 1917 den Regierungssitz stürmen und ihre Vertreter festsetzen, tritt kaum jemand diesem Putsch entgegen. Lenin entmachtet Duma und Sowjet.

Volkskommissare aus den Reihen der bolschewistischen Führungsriege (und einige mit ihr verbündete Sozialrevolutionäre) ersetzen die Minister. Kleine Parteikader verdrängen oder überwachen die Bürokraten des alten Regimes. Eine neue Geheimpolizei – die *tscheka* – verhaftet, foltert, ermordet Tausende Regimegegner, von alten Zarenanhängern bis zu Mitgliedern rivalisierender Linksparteien. Schon Wochen danach hat Lenin in Petrograd, Moskau und in vielen Provinzen die bolschewistische Diktatur etabliert.

Derweil sammeln sich an der Peripherie des Reiches – in Sibirien oder auf der Krim – die versprengten Gegner der Bolschewiki, vor allem zaristische Offiziere und Anhänger diverser bürgerlicher und bäuerlicher Parteien. Sie, die „Weißen", werden bis 1920 in einem mörderischen und vergeblichen Bürgerkrieg gegen die „Roten" marschieren. Sie kämpfen für ein nicht-bolschewistisches Russland, doch kaum einer will, dass der Zar zurückkehrt – zu diskreditiert sind die Romanows.

Nikolaus und seine Familie stehen schon seit der Februarrevolution unter Hausarrest – zuerst in Zarskoje Selo, wo der Gestürzte die vielleicht glücklichsten Tage seines Lebens verbringt. Der einstige Zar lebt, aller Bürden ledig, im Kreis seiner Familie, unternimmt ausgedehnte Spaziergänge im Park, widmet sich der Gartenarbeit und liest viel. Die Wachen sind respektvoll, die Verpflegung ist anständig. Nikolaus schläft so gut wie seit vielen Jahren nicht mehr.

Das kurze, letzte Glück der Romanows endet am 13. August 1917, einen Tag nach dem 13. Geburtstag von Alexej. Da wird die Zarenfamilie zunächst ins westsibirische Tobolsk, schließlich von den neuen bolschewistischen Machthabern in die Industriestadt Jekaterinburg deportiert. Dort hat der örtliche Sowjet ein „Haus zur besonderen Verwendung" für die Romanows hergerichtet, ein requiriertes, umzäuntes Wohnhaus, dessen Fenster im Erdgeschoss mit weißer Farbe blindgestrichen werden.

Nikolaus und seine Familie werden in einige Zimmer gesperrt, die sie nur zu den Mahlzeiten verlassen dürfen. Für den entmachteten Zaren, der seit seiner Jugend ausgedehnte Spaziergänge in Parks und Wäldern liebt, ist es eine Qual, nur noch wenige Schritte um das Haus gehen zu dürfen. Das Essen ist schlecht, die Wa-

Um zwei Uhr nachts werden die nichtsahnenden Opfer zur Hinrichtung geführt

chen sind rüde: einige Dutzend Tschekisten, ungebildete Arbeiter aus örtlichen Fabriken, die durch den doppelten Lohn (und die Aussicht, nicht in den Krieg gegen die Weißen ziehen zu müssen) zum Wachdienst angelockt worden sind.

Viele sind oft betrunken. Die Zarin und ihre Töchter müssen die Demütigung ertragen, von diesen Männern selbst auf dem Weg zur Toilette „bewacht" zu werden – wo obszöne Kritzeleien an den Wänden stehen. Nikolaus liest jetzt noch mehr als in den Wochen zuvor – unter anderem, zum ersten Mal in seinem Leben, Tolstojs „Krieg und Frieden".

Die Romanows erhalten keine Zeitungen, keine Briefe, keine Telegramme, keinen Besuch. Ihre einzigen Nachrichten von der Welt außerhalb des weiß gestrichenen Hauses – vom demütigenden Frieden mit dem Deutschen Reich, vom Bürgerkrieg in Russland, von den Befreiungskriegen der Polen, Ukrainer, Balten, Finnen gegen die Russen, vom Terror der neuen Machthaber – sind Gerüchte und kurze Bemerkungen ihrer Wächter.

Lenin steht derweil vor der Frage: Was tun mit den Romanows? Weiße Truppen rücken gegen Jekaterinburg vor. Er hat Wochen Zeit, um seine Gefangenen nach Moskau schaffen zu lassen. Aber ist das wünschenswert? In der Hauptstadt – die Bolschewiki sind von Petrograd nach Moskau umgezogen – könnte er den ehemaligen Zaren kaum unauffällig liquidieren. Er müsste ihm zumindest einen Schauprozess machen – was Nikolaus theoretisch die Möglichkeit für einen letzten großen Auftritt geben würde.

Es ist propagandistisch weitaus besser, dass die Romanows dort sterben, wo sie sind.

Der Befehl zur Ermordung der gesamten Familie kommt am 16. Juli 1918 direkt aus Moskau. Die Quellen sind nicht eindeutig, doch alle Indizien deuten darauf hin, dass Lenin persönlich die Exekutionsorder gegeben hat.

Am 17. Juli gegen zwei Uhr nachts schlagen Wachen gegen die Tür des ehemaligen Zaren: Er und seine Familie sollen aufstehen, sich ankleiden und in den Keller gehen. Es gebe in der Stadt Schießereien mit den Weißen, da sei es zu ihrer eigenen Sicherheit besser, aus den oberen Räumen zu verschwinden.

Die Romanows schöpfen keinen Verdacht. Nikolaus trägt seinen Sohn, der wieder einmal an den schmerzhaften Folgen seiner Krankheit leidet, die Treppe hinunter. Beide haben ihre Uniform angezogen. Ihnen folgen die ehemalige Zarin, auch sie kränklich und geschwächt, ihre Töchter Olga, Tatjana, Maria und Anastasia, alle inzwischen junge, schöne Frauen, ihr älterer Leibarzt und drei Bedienstete.

Die Gefangenen werden in einen niedrigen, nur 24 Quadrameter großen leeren Raum geschoben. Alexandra erbittet für sich und ihren Sohn Stühle. Es ist der letzte Wunsch, der ihr erfüllt wird. Draußen vor dem Haus rollt ein Lastwagen vor. Er soll die Leichen der Hinzurichtenden fortschaffen.

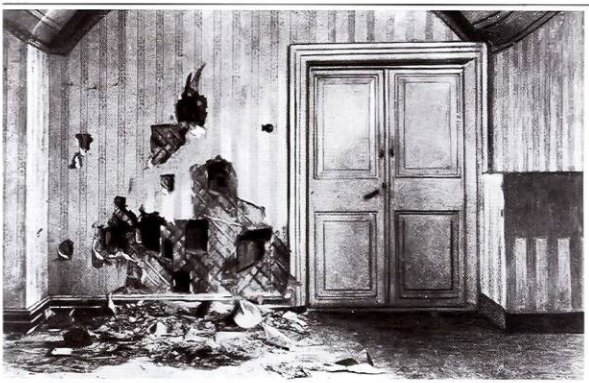
Plötzlich stürmen elf Bewaffnete in den Keller, wahrscheinlich sechs russische und fünf ungarische Tschekisten. Sie haben sich in den Stunden zuvor mit Wodka Mut angetrunken. In dem engen Raum drängen sie sich bis auf wenige Zentimeter an die Zarenfamilie heran. Draußen röhrt der Lastwagenmotor auf, um die Geräusche im Haus zu übertönen. Die Gefangenen sind noch immer ahnungslos.

Der Anführer der Tschekisten verliest eilig ein „Todesurteil". Nikolaus ist so überrascht, dass er nicht einmal dessen Inhalt versteht. „Was? Was?", ruft er.

Da eröffnen die Henker bereits das Feuer. Nach einem fürchterlichen Ausbruch der Gewalt, nach Schüssen, Bajonettstichen und Hieben mit den Gewehrkolben, liegen Nikolaus, seine Frau, seine jugendlichen Kinder und die drei anderen tot in ihrem Blut.

Die sterblichen Überreste der Romanows werden in einen nahe gelegenen Wäldchen gebracht, dort zunächst ausgeraubt und dann verscharrt.

„MAN MUSS für immer Schluss machen mit dem Popen- und Quäkergeschwätz über den heiligen Wert des menschlichen Lebens", sagt Leo Trotzkij, der Organisator der Roten Armee. Es ist diese Mentalität des Terrors, der die Romanows und Millionen andere Familien auslöschen wird. Und es ist nur eine bittere Gerechtigkeit, dass Trotzkij seiner eigenen Maxime zum Opfer fallen wird, mit einem Eispickel im Schädel. Aber das ist schon eine andere Geschichte. □



17. Juli 1918: das Ende. In einem Kellerraum wird die Zarenfamilie ermordet

Was mit den Leichen des Zaren und dessen Familie geschehen ist, lesen Sie auf der nächsten Seite.

Stumme Zeugen

VON ALIA BEGISHEVA

Nach 60 Jahren wurden die Überreste der ermordeten Zarenfamilie gefunden. Aber noch immer sind nicht alle Rätsel gelöst

Am 14. Juli 1918 ging Jakow Jurowskij, der Tscheka-Offizier, der die Zarenfamilie im Haus des Ingenieurs Ipatjew in Jekaterinburg gefangen hielt, mit einem seiner Leute in den Wald. Knapp 20 Kilometer nördlich der Stadt, in einem Gebiet voller Sümpfe, Torfmoore und verlassener Kohlenschächte, fand Jakow Jurowskij eine passende Grube – an einer Stelle, die wegen der vier riesigen Kiefern, die dort einmal gestanden hatten, im Volksmund „Vier Brüder" genannt wurde.

Zwei Tage später, in der Nacht auf den 17. Juli, massakrierten elf Bolschewiki ihre elf Opfer im Keller des Ipatjew-Hauses – den letzten russischen Zaren Nikolaus II., seine Frau Alexandra, den Zarewitsch Alexej, die vier Töchter Olga, Tatjana, Maria und Anastasia sowie den Hausarzt Jewgenij Botkin, den Kammerdiener Trupp, Alexandras Zofe Demidowa und den Koch Charitonow. 20 Minuten dauerte laut Jurowskij, der 1920 einen Bericht über die Mordnacht vorlegte, die „ganze Prozedur" – einschließlich der Feststellung des Todes aller Exekutierten und Verladen der Leichen auf einen Lastwagen.

Um sechs Uhr morgens erreichte der Lastwagen den abgelegenen Ort im Wald. Die Leichen wurden entkleidet, die etwa acht Kilogramm schweren Edelsteine, welche die Zarentöchter in ihre Korsetts eingenäht hatten, gesammelt, die Kleider verbrannt. Jurowskij ließ die Leichen in eine neun Meter tiefe Grube bei den „Vier Brüdern" werfen und schleuderte einige Handgranaten hinterher. Um zehn Uhr war die Aktion beendet.

Doch am Tag darauf kamen Jurowskij Bedenken: War das Versteck wirklich sicher genug? Also fuhr er mit einem Kommando in der folgenden Nacht wieder in den Wald. Die Lastwagen waren mit Benzin und einem Fass Schwefelsäure beladen. Die geschundenen Leichname wurden ausgegraben, auf die Lkws geworfen und noch tiefer in den Wald gefahren. Irgendwo luden sie die Leichname Alexejs und der Zarin (wie sie glaubten) aus, übergossen sie mit Benzin und zündeten sie an. Die Asche wurde anschließend vergraben.

Die übrigen neun Leichen wurden im Wald in einer Lehmgrube mit Schwefelsäure übergossen; anschließend schoben Jurowskij und seine Männer Erde darüber, fuhren mit einem Lkw die Stelle platt und legten Baumstämme darüber. Niemand würde dieses Grab je finden – meinte Jurowskij.

Seit Monaten tobte der Bürgerkrieg der Bolschewiki gegen ihre Gegner, die „Weißen", die acht Tage nach dem Mord Jekaterinburg einnahmen. Der Beamte Nikolaj Sokolow wurde beauftragt, die Zarenfamilie zu finden. Seine Ermittlungen führten ihn zu der Grube neben den „Vier Brüdern". Dort stieß Sokolow auf zahlreiche persönliche Gegenstände der kaiserlichen Familie sowie Revolverkugeln, 42 verkohlte und teilweise von Säure zerstörte Knochenstücke und einen manikürten weiblichen Finger.

Da er keine vollständigen Leichen finden konnte, dafür aber Asche, ging Sokolow davon aus, dass die Leichen verbrannt worden seien. Die Relikte packte er in eine Kiste und brachte sie ein Jahr später ins Ausland.

1924 veröffentlichte Sokolow in Paris die Ergebnisse seiner Untersuchung. Ein Foto in diesem Buch sollte Jahre später den ersten Hinweis auf jene Stelle liefern, an der die Romanows lagen. Es zeigt Sokolow auf einer Lichtung neben einem Steg aus frisch geschlagenen Baumstämmen, die er für eine Wegbefestigung hielt.

Den zweiten Hinweis auf das Massengrab gab ein anderes Buch. Sokolows Enthüllungen waren in der Sowjetunion verboten, und auch die Aufzeichnungen des Tschekisten Jurowskij blieben geheim. Doch die Gerüchte um das Ende der Zaren ließen sich nicht unterdrücken. Deshalb schrieb Pawel Bykow, Nachfolger Jurowskijs in Jekaterinburg, 1926 eine offizielle Version und gab darin erstmals zu, dass nicht nur der ehemalige Herrscher, sondern auch dessen gesamte Familie umgebracht worden sei. Und er schrieb, dass damals die Leichen „ziemlich weit von den Gruben entfernt in einem sumpfigen Gelände vergraben" worden seien.

Doch erst 1978 machte sich endlich jemand auf, das Schicksal der Romanows endgültig zu klären. Der Jekaterinburger Geologe Alexander Awdonin suchte das Grab der Romanows – und nutzte dabei die Hinweise aus den Büchern von Sokolow und Bykow. Er hatte Angst vor den Sowjetbehörden, wurde aber von dem einflussreichen Filmemacher Geli Rjabow ermuntert, der mithilfe seiner Kontakte unter anderem Sokolows verbotenes Buch besorgte.

Zehn Kilometer von den „Vier Brüdern" entfernt fand der Geologe schließlich die angebliche „Wegbefestigung" aus Baumstämmen, die inzwischen unter herangeschwemmter Erde verschwunden war. Und der Filmregisseur stieß etwa zur gleichen Zeit auf geheime Aufzeichnungen Jurowskijs. Dort las er: Die Leichen seien in der Nähe des Dorfes Koptjaki, zehn Kilometer nordwestlich von Jekaterinburg begraben worden, unweit der Stelle, wo „die Bahngleise die Straße kreuzen". Beide Hinweise führten zu exakt derselben Stelle im Wald.

Am 30. Mai 1979 entdeckte Awdonin, Rjabow, ihre Frauen und zwei Freunde dort drei Schädel mit Säurespuren. Einer wies links ein großes rundes Loch auf, der Unterkiefer eines anderen trug eine Goldbrücke, was vermuten ließ, dass er von Nikolaus stamme, weil der Zar schlechte Zähne hatte. Ihre Funde nahmen die Ausgräber mit nach Hause – Awdonin bewahrte ein Jahr lang den vermeintlichen Zarenschädel unter seinem Bett auf.

Doch alle Wissenschaftler, an die sich die Ausgräber mit der Bitte um Analysen wandten, verweigerten aus Angst, politisch in Misskredit zu geraten, die Zusammenarbeit. So brachten Awdonin und Rjabow die drei Köpfe heimlich wieder dorthin, wo sie sie gefunden hatten. Beim erneuten Aufgraben stießen sie aber auf einen weiteren Schädel, dessen Zähne, wie Rjabow schrieb, aus „billigem weißem Metall" waren. Tatsächlich war dieses Metall Platin – sie hatten den Kopf der Zarin Alexandra entdeckt.

Erst 1989, nachdem Michail Gorbatschow die Perestroika in Gang gesetzt

hatte, erzählte Rjabow der Zeitung „Moskowskie nowosti" zum ersten Mal von dem schrecklichen Fund. Von Awdonin sprach er nicht, angeblich, um ihn zu schützen. Zudem nannte er einen falschen Ort als Fundstelle des Grabes. Vermutlich eine richtige Entscheidung: Kurz danach sollen Unbekannte dort mit schwerem Gerät die Erde aufgewühlt haben.

Am 12. Juli 1991 begannen dann die offiziellen Ausgrabungen. Die Experten fanden neben der Kiste mit den drei Schädeln, die Awdonin und Rjabow vor elf Jahren wieder vergraben hatten, zahlreiche weitere Skeletteile. Nach dreitägiger Arbeit stand fest: In der Grube lagen, wie von Jurowskij einst behauptet, nur neun der elf Opfer – fünf weibliche und vier männliche.

Der Gerichtsanthropologe Sergej Abramow untersuchte sieben Monate lang insgesamt 950 Knochen und Knochensplitter. Dafür entwickelte er ein Computerprogramm, mit dem die Fotos der Opfer zu Lebzeiten und die Schädel Punkt für Punkt zu vergleichen waren. Für Gentests war kein Geld vorhanden.

Abramow bewies, dass es sich bei den Überresten um die Gebeine der kaiserlichen Familie und deren Diener handelte. Im Sommer 1992 war er sicher: Es waren die Schädel von Nikolaus II., seiner Frau Alexandra, der Zarentöchter Olga, Tatjana, Anastasia, sowie des Arztes und der Diener, die nun im Leichenschauhaus in Jekaterinburg aufbewahrt wurden. Nach Abramows Ansicht fehlten der Zarewitsch Alexej und die Großfürstin Maria.

Anders urteilte hingegen Abramows amerikanischer Kollege William Maples von der Universität Florida, den die Jekaterinburger Behörden mit einer zweiten Analye beauftragt hatten. Die Größe der Knochen und der Zustand der Wirbelsäulen ließ ihn zu dem Schluss kommen, dass keines der Skelette das einer 17-jährigen Frau gewesen sein kann. Danach muss also der Leichnam der damals 17 Jahre alten Anastasia außer dem ihres Bruders im Grab gefehlt haben.

Selbst heute weiß man noch nicht mit letzter Sicherheit, welcher der beiden Wissenschaftler recht hat. DNS-Tests, die 1993 im Zentrum für Molekularforschung des Gerichtsmedizinischen Dienstes des britischen Innenministeriums gemacht wurden, bewiesen zwar mit einer Wahrscheinlichkeit von 98,5 Prozent, dass es sich bei den Funden tatsächlich um die Gebeine der Romanows handelt. Doch die Frage nach der Identität der Töchter haben die DNS-Tests nicht beantwortet.

Unter dem provisorischen Scheiterhaufen im Wald bei Jekaterinburg wurde bis heute kein Grab gefunden. Möglicherweise würde die Kiste mit den schon 1918 im Wald entdeckten Überresten der Romanows, deren Inhalt der erste Ermittler Sokolow als „heilige Reliquien der Nation" bezeichnet hatte, die letzten Rätsel lösen helfen. Doch die Russisch-Orthodoxe Kirche im Ausland, der die Kiste zur Verwahrung übergeben worden ist, weigert sich, die Funde herauszugeben und hält sogar den Verwahrungsort geheim. Die russische Staatsanwaltschaft, die 1993 die Ermittlungen übernahm, schließt trotzdem aus, dass einer der Romanows in jener Nacht auf den 17. Juli 1918 entkommen sein könnte.

Ein Rätsel aber konnten die DNS-Untersuchungen eindeutig klären: Jene 24-jährige Frau, die sich Anna Anderson nannte und die 1920 nach einem Selbstmordversuch aus dem Berliner Landwehrkanal gezogen worden ist, war nicht – wie von ihr bis zu ihrem Tod 1984 behauptet – die vermisste Zarentochter Anastasia. Vermutlich war sie die aus Pommern stammende polnische Fabrikarbeiterin Franziska Schanzkowska.

Genau 80 Jahre nach der Ermordung der Zarenfamilie, am 17. Juli 1998, wurden die sterblichen Überreste des letzten russischen Zaren, seiner Frau Alexandra, drei ihrer fünf Kinder, ihres Hausarztes und der mit ihnen erschossenen Diener in der Peter-und-Pauls-Kathedrale in St. Petersburg, der Grabeskirche der Romanows, beigesetzt. Zwei Jahre später sprach die Russisch-Orthodoxe Kirche die ermordeten Mitglieder der Zarenfamilie heilig. □

Die Zarenfamilie 1917 in Zarskoje Selo (vorn von links): ein Offizier, Nikolaus, die Töchter Tatjana, Olga, Marie und Anastasia und der Sohn Alexej. Die vier anderen Jungen sind Kinder der Zarenschwester Xenia

Alia Begisheva, 26, in Moskau geboren, besucht die Hamburger Journalistenschule.

RASPUTIN

Der heilige Mann und die Frauen

Wenn Rasputin verführen wollte, dann ging er meist so vor: Er führte die betreffende Dame nach dem Essen in ein Zimmer seiner Wohnung, wo ein ziemlich verdrecktes Sofa mit zerbrochener Lehne stand. Es war in ganz Russland berühmt, dieses Sofa, vom emsigen Gebrauch schon ganz abgeschubbert. Rasputin setzte sich der Dame gegenüber, klemmte ihre Beine zwischen seinen Knien ein, damit sie nicht weglaufen konnte, und begann sie an verschiedenen Stellen zu streicheln. Vorher wischte er noch die Hände an seinem Kaftan ab, denn die waren oft fettig. Rasputin aß mit den Händen, er mochte das irgendwie. Jetzt sagte er: „Mein Honigbienchen. Willst du, dass ich dir die Sünde zeige?" Die Antwort lautete meist: „Nimm mich, Väterchen!"

So was mögen die Frauen? Bei Rasputin mochten sie es. Rasputin, der Bauer, der behauptete, ein heiliger Mann zu sein, einer der großen Liebhaber der Weltgeschichte. Er spielt in der gleichen Liga wie Casanova oder Don Juan. Seine Frauen lassen sich in drei Hauptgruppen aufteilen. Er war, erstens, stets umgeben von weiblichen Fans, meistens Damen der besten Gesellschaft, nicht wenige von ihnen verheiratet. Die Fans sammelten sogar seine schmutzigen Socken und bewahrten sie als heilige Reliquien auf. Mindestens eine von ihnen, die Staatsratsgattin Olga Lochtina, wurde aus Liebe zu ihm wahnsinnig. Außerdem ließ er sich Gefälligkeiten mit Sex bezahlen.

Rasputin konnte in Russland fast alles erreichen – die Zarenfamilie hörte auf ihn. Vor allem Alexandra, die Zarin. Wenn also eine Dame ihn anrief, und ihn um eine Beförderung für ihren Mann bat, fragte er am Telefon: „Wie alt bist du? Bist du hübsch?". Das war die zweite Gruppe.

Drittens ging Rasputin zu Prostituierten, manchmal mehrmals täglich, diese Angelegenheiten wickelte er in 20 Minuten ab. Wenn alles getan war, spät in der Nacht, ging er in eine Kneipe, trank reichlich Wein, feierte und ging dem Personal an die Wäsche. Einmal holte er seinen Penis heraus, den weltberühmten Rasputinpenis, der rein äußerlich eher unspektakulär war, und unterhielt sich seelenruhig mit den Sängerinnen.

Ein anderes Mal besuchte ihn sein Verleger, wieder befand sich das meistdiskutierte Körperteil des russischen Reiches im Freien: Olga Lochtina hielt es fest in den Händen und sprach mit ihm. „Du bist Gott! Ich bin dein Lamm, und du bist Christus!" Rasputin wollte nicht, bloß nicht schon wieder die verrückte Olga, er wehrte sich, er schimpfte und zappelte. Zweifellos ein Mann, wie es ihn nicht alle Tage gibt.

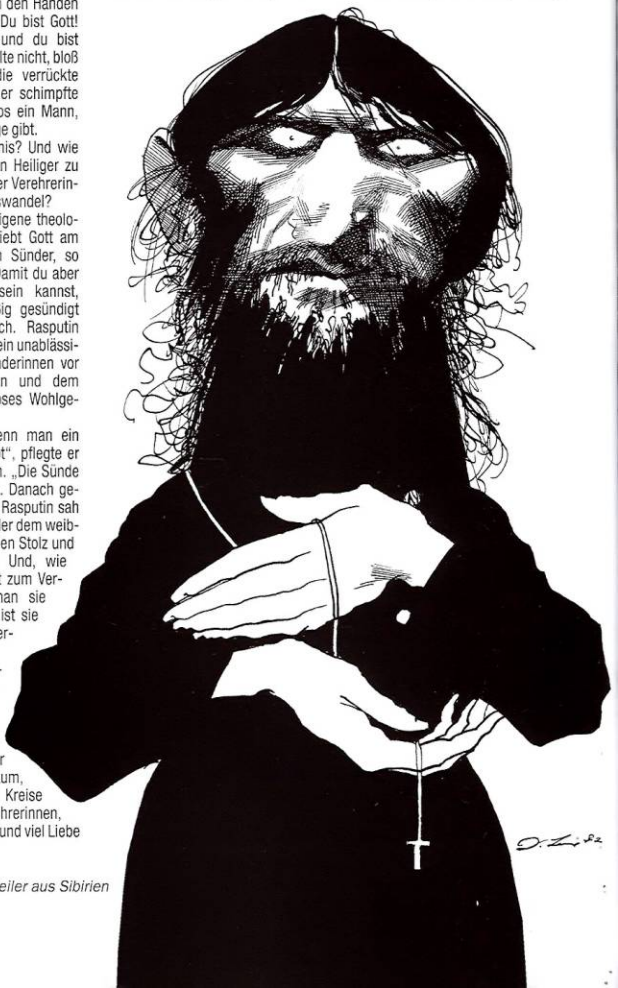
Was war sein Geheimnis? Und wie hat er es geschafft, ein Heiliger zu sein in den Augen seiner Verehrerinnen, bei diesem Lebenswandel?

Rasputin hatte seine eigene theologische Theorie. Wen liebt Gott am meisten? Den reuigen Sünder, so steht es in der Bibel. Damit du aber ein reuiger Sünder sein kannst, musst du vorher fleißig gesündigt haben. Das ist logisch. Rasputin sorgte also dafür, dass ein unablässiger Strom reuiger Sünderinnen vor Gottes Thron erschien und dem Schöpfer ein pausenloses Wohlgefallen bereitete.

„Es macht nichts, wenn man ein bisschen Unzucht treibt", pflegte er den Damen zu erklären. „Die Sünde ist ein Gottesgeschenk. Danach gehen wir in die Kirche." Rasputin sah sich als großen Heiler, der dem weiblichen Teil des Volkes den Stolz und die Wollust austreibt. Und, wie bringt man die Wollust zum Verschwinden? Indem man sie ausübt. Denn danach ist sie weg, zumindest vorübergehend.

Rasputin war als Mitdreißiger aus einem sibirischen Dorf nach St. Petersburg gekommen; in Sibirien hatte er Frau und Kinder und einen Schwitzraum, wo er sich, nackt im Kreise seiner dortigen Verehrerinnen, mit Tanzen und Singen und viel Liebe auf die Freuden der Kommunion vorzubereiten pflegte. Rasputin rief dann in seinem Schwitzraum dreimal den magischen Satz: „Teufel der Unzucht, hebe dich hinweg!". Danach wurde der Teufel der Unzucht so lange ausgetrieben, bis alle Teilnehmerinnen vom Austreiben völlig erschöpft waren.

Rasputins Einfluss auf die Gemahlin des Zaren war unter anderem deshalb so groß, weil er den schwer kranken Thronfolger Alexej, einen Bluter, mehrfach vom Rand des Todes ins Leben zurückgeholt hatte – einfach so, durch seine Gegenwart und ein paar Worte. Nie berührte er den Kranken, nie gab er ihm irgendein Heilmittel. Rasputin konnte sogar per Telegrafenleitung Wunder wirken. 1912 lag der Zarewitsch schon auf dem Totenbett. Eine innere Blutung hatte zu einem Tumor in der Leiste geführt, die Ärzte hatten den Jungen bereits aufgegeben, die Priester ihm gar die heilige Ölung



Vertrauter der Zarin: Rasputin, der Wunderheiler aus Sibirien

verabreicht. Die Zarin war verzweifelt. Die Romanows weilten auf ihrem Jagdschloss in Polen, Rasputin war im sibirischen Pokrowskoje, Tausende von Kilometern entfernt. Die Herrscherin schickte ihrem Heiligen eine Depesche. Rasputin telegrafierte zurück: „Gott hat Deine Tränen gesehen und Deine Gebete erhört – stopp – Gräme Dich nicht – stopp – Der Kleine wird nicht sterben."
Stunden später war Alexej vollständig genesen. Die Leibärzte des Zaren waren düpiert (und bis heute ist es keinem Mediziner gelungen, die Wunderheilungen zu erklären), und die Zarin sah in dem wilden Prediger fortan den einzigen Retter ihres Sohnes. Dafür verehrte sie ihn, und Nikolaus II., ihr Mann, nahm es hin, aus Liebe zu ihr und zu Alexej. Rasputin nannte die Zarin „Mama", ihren Gatten sprach er mit „Papa" an.
Sie nähte ihm Hemden, sie schrieb ihm verfängliche Telegramme. „Ich sehne mich furchtbar nach Dir", gezeichnet: „Liebling". Nur seinen Namen fand sie unangenehm – „Rasputstwo" heißt „Unzucht". Ein neidischer Höfling schrie Rasputin an: „Du Gottloser, du hast dich an vielen Mütterchen vergangen! Du vögelst die Zarin, du Schuft, du!" Aber das wird wohl auf ewig unbewiesen bleiben. Vielleicht war Rasputin zu schlau, um mit der Zarin etwas anzufangen, das Risiko war allzu groß.
Ohne Rasputin hätte Lenin vielleicht nicht gesiegt – so verhasst war der Mann aus Sibirien, so sehr hat er den Zaren zum Hampelmann gemacht. So zumindest sehen es viele Historiker. Getötet hat ihn ein Konservativer, ein junger Mann aus dem Hochadel, mit seinem Kumpel. Erst bot er ihm Sahnetörtchen an, gefüllt mit Zyankali – angeblich genug, um einen Ochsen zu töten. Rasputin aß sie und zeigte keinerlei Wirkung. Dann gab man ihm vergifteten Wein. Rasputin klagte über Kopfschmerzen und Bauchzwicken, mehr nicht.
Schließlich schoss der Attentäter ihn nieder. Rasputin war tot. Nein, nach ein paar Stunden stand er wieder auf, torkelte, lallte und wollte nach Haus. Da schossen die beiden ihm in den Kopf, traten ihn blutig und warfen ihn durch ein Eisloch in die Newa. Rasputin wachte auf, unter dem Eis,

DER RUSSISCHE ADEL

Der Adel in Russland war eine Welt für sich: eine Elite, streng abgeschottet vom Rest der Gesellschaft – und in eine verwirrende Vielzahl von Klassen unterteilt

Russlands Adel war nie eine einheitliche Kaste. Die Elite teilte sich, vereinfacht formuliert, vor Peter dem Großen in Hoch- und Kleinadel ein. So gab es schon seit dem 11. Jahrhundert in der Gefolgschaft (*druschina*) des Kiewer Fürsten „ältere" und „jüngere" Gefolgsleute. Den Titel „Fürst" führten die Rjurikiden – Abkömmlinge des Warägerfürsten Rjurik, der als Begründer des russischen Staates gilt (siehe Zeittafel Seite 168).
Die Fürstengefolgschaft war kein abgeschotteter erblicher Stand: Für herausragende Fähigkeiten konnten die „Jungen" vom Herrscher in die „ältere" Gruppe befördert werden. Die Beziehung zwischen Herrscher und Gefolgschaft glich einem Arbeitsverhältnis und war von beiden Seiten jederzeit kündbar. Ein Gefolgsmann war also Adeliger von Beruf – und nicht, wie in Westeuropa, aufgrund seiner vornehmen Abstammung. Die Titel, die diese Berufsadeligen führten, waren eigentlich ihre Ämter.
Erst langsam bildete sich eine Art Erbadel heraus. Für die Existenz der Hofleute, des niederen Adels, waren zwar nach wie vor die persönlichen Verdienste ausschlaggebend. So mussten sich die Hofleute ihren Landbesitz erst verdienen. Und sobald sie aus dem Dienst schieden, mussten sie ihn dem Fürsten oder später dem Zaren zurückgeben.
Beim Hochadel sah es aber seit dem 15. Jahrhundert anders aus. An dessen Spitze standen die Bojaren (vermutlich aus dem alttürkischen „bai" und „är", „vornehmer Mann"). Sie waren Mitglieder des Beratergremiums des Zaren – der Duma. Ihre Ämter waren zwar nicht direkt erblich, die Bojarenwürde verlieh der Herrscher jedoch aufgrund der vornehmen Abstammung. Dieses „Gewohnheitsrecht" wurde als *mestnitschestwo* (Rangplatzordnung) bezeichnet.
Iwan IV. entmachtete um 1570 die Bojaren; weder ihre Ämter noch ihr Besitz waren zur Zeit seiner Herrschaft gesichert. Seine Nachfolger versuchten dann, die verwirrende Vielfalt von Ämtern und Ansprüchen zu vereinheitlichen. Dies gelang erst Peter dem Großen.
Als Angehöriger der Romanow-Dynastie, die selbst einem Bojarengeschlecht entstammte, reformierte Peter die Adelsordnung radikal. Er verpflichtete ausnahmslos alle Adeligen zum Staatsdienst und systematisierte die verschiedenen Dienstgrade 1722 in einer Rangtabelle.
Die Grundidee war revolutionär: Jedem freien Bürger sollte, unabhängig von seiner Abstammung, gemäß seiner Fähigkeiten der Zugang selbst zu den höchsten Ämtern offen stehen. Von nun an führte der Stand die einheitliche Bezeichnung *dworjanstwo* (Hofleute).
Die Rangtabelle teilte den Staatsdienst in militärische, zivile und

Einsatz des russischen Adels beim Kartenspiel: die Leibeigenen. Stich von Gustave Doré, 1854

Hofämter, die jeweils aus 14 Rängen bestanden. Dem Militär verlieh Peter besondere Privilegien: Alle 14 militärischen Ränge waren erblich. Im Zivildienst wurde das gleiche Recht erst mit dem achten Rang erlangt.
Alte Titel wurden zwar nicht abgeschafft, aber auch nicht mehr verliehen: Mit dem Tod des letzten Bojaren Iwan Trubezkoj starb 1750 auch die Bojarenwürde.
Peter der Große unterschied damit zwischen den Erbtiteln und den an bestimmte Personen gebundenen Titeln. Dieser persönliche Adel durfte keine Leibeigenen besitzen und nicht an Adelsversammlungen teilnehmen, genoss jedoch eine Reihe von Privilegien: die Befreiung von Körperstrafen und von der Kopfsteuer etwa. Diese Rechte waren ebenfalls nicht erblich.
Zarin Anna lockerte später die bis dahin lebenslange Dienstpflicht des Adels: Sie wurde auf 25 Jahre reduziert. Eine vollkommene Dienstbefreiung garantierte dann erst knapp 30 Jahre später Zar Peter III. in einem Manifest. Dessen Nachfolgerin, Katharina die Große, ging noch weiter und sicherte allen Adeligen in der „Gnadenurkunde" von 1785 auch deren Besitz.
Diese Entwicklung führte dazu, dass Adelige sich nicht mehr als Staatsdiener empfanden und frei wirtschaften konnten. Und obwohl nur wenige Adelige so reich waren, dass sie auf ein Staatsamt verzichten konnten, war das der Anfang eines politisch orientierten, vom Herrscher losgelösten Adels. Die Vorläufer der Bildungselite Russlands, der *intelligenzija*, waren ausschließlich Adelige. So auch die Dekabristen, die Ideologen der 1790 einsetzenden revolutionären Bewegung.
Am 10. November 1917 beendete Lenin, der selbst dem Beamtenadel entstammte, mit seinem Dekret „Über die Abschaffung der Stände und bürgerlichen Ränge" die Geschichte des russischen Adels.

Alia Begisheva

kämpfte immer noch, dann erst starb der große Verführer. Das war 1916, kurz vor Weihnachten.
Was also war sein Geheimnis? Schön war er nicht, gebildet war er nicht, auch nicht übermäßig charmant. Dafür hatte Rasputin unheimliche, leuchtende Augen. Eine animalische Aura. Die Biografen preisen sein Einfühlungsvermögen. Er spürte genau, was die Frauen hören wollten, und dann sagte er es ihnen einfach. Einer der größten Frauenversteher der Geschichte, ja, genau das war er. Sobald es aber geklappt hatte, auf seinem alten, verrotteten Sofa, verlor er meist das Interesse an den „dummen Frauenzimmern". Russland war so groß. Es gab so unendlich viel Sünde. Und seine Berufung bestand nun einmal darin, sie unermüdlich auszutreiben. *Harald Martenstein*

POTJOMKINS DÖRFER

Was war hinter den Fassaden?

Wohl kaum ein Begriff aus der Zarenzeit ist so berühmt geworden wie die „Potemkinschen Dörfer" – Kulissenstädte inmitten der Wildnis, Synonym für eine glänzende Fassade und nichts dahinter. Diese Dörfer habe es in Russland gegeben, irgendwo und irgendwann. Doch wo und wann – falls überhaupt?
Häuser aus Pappmaché und Palastfassaden aus Gips hätten der Zarin Katharina II., „der Großen", (1729–1796) schmucke Orte am Wege vorgetäuscht, als sie 1787 „Neu-Russland" besuchte – die südliche Ukraine und die Krim. Inszeniert habe dies Fürst Potjomkin, der Generalgouverneur „Neu-Russlands". So berichtete ein sächsischer Gesandter seinerzeit nach Dresden – und erfand damit eine Legende.
Anlass der herrscherlichen Reise war die Besichtigung der südlichen Region, die der Kaiserin nach ihrem Sieg über die Türken zugefallen war. 25 Jahre zuvor hatte die deutsche Fürstentochter Sophie Friederike Auguste ihren Mann Peter III. gestürzt und als Katharina II. den Thron bestiegen. Getreu ihrer Absicht, „meine eigenen Vorstellungen hinsichtlich des russischen Volkes zu verfolgen, damit es mich gegebenen Falles als den Retter der Nation betrachte", hatte sie Verwaltung und Gesetzgebung reformiert. 1767 berief sie gar ein gesetzgebendes Gremium mit gewählten Repräsentanten ein. Als dieses sich dann aber mit der Leibeigenschaft und den Privilegien einzelner Stände zu beschäftigen begann, machte sie einen Rückzieher.
So blieben ihre Reformen in Ansätzen stecken. Ihr Privatleben allerdings gestaltet Katharina ziemlich revolutionär für ein weibliches Oberhaupt von Staat und russischer Kirche. Im Laufe ihrer 34 Kaiserjahre schenkte sie mindestens 17 Liebhabern ihre Gunst und belohnte sie mit Juwelen, Schlössern und Macht.
Berühmtester Bettgenosse wurde Grigorij Alexandrowitsch Potjomkin (1739–1791). Der Fürst war von 1774 bis 1776 Favorit der Kaiserin und avancierte zum Hofkämmerer, Mitglied der Gesetzgebungskommission und Generalgouverneur der eroberten Gebiete im Süden – zum einflussreichsten Staatsmann Russlands. Auch nach dem Ende ihrer Liaison blieb ihm die Zarin gewogen. Dass der Fürst der Nachwelt indes als der sprichwörtliche Meister im Täuschen gilt, ist eine Verleumdung. In Wirklichkeit hatte Potjomkin vor

Liebhaber Katharinas der Großen: Fürst Grigorij Alexandrowitsch Potjomkin (1739–1791)

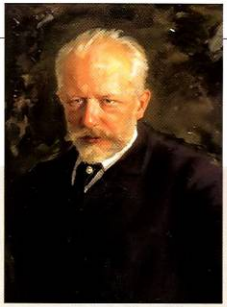
SECHS RUSSEN VON WELTRANG

MICHAIL LOMONOSOW
1711 – 1765

Seinen Namen tragen in Russland Straßen, Städte und die berühmte Moskauer Universität, nach ihm benannt sind aber auch zwei Mineralien und ein untermeerisches Gebirge. Denn Michail Wassiljewitsch Lomonosow war Physiker, Chemiker, Geograf, Kartograph, Geologe, Mineraloge, Meteorologe, Metallurg und Astronom und außerdem Künstler, Philologe und Dichter.
Am 18. November 1711 als Kind einer Fischerfamilie geboren, verließ Lomonosow 1730 sein Heimatdorf am Weißen Meer und ging nach Moskau, um an der slawisch-griechisch-lateinischen Akademie zu studieren. Später wurde der hochbegabte Student an die Universitäten von St. Petersburg, Marburg und Freiberg/Sachsen geschickt. 1745 wurde er Professor der Chemie an der Petersburger Akademie der Wissenschaften, wo er es als einer der wenigen Russen gegen die vielen Deutschen und Franzosen nicht leicht hatte. Dort formulierte Lomonosow das Gesetz von der Erhaltung der Stoffmenge bei chemischen Reaktionen und erklärte, weshalb bei der Bewegung und Reibung von Stoffteilchen Wärme entsteht.
Aber Lomonosow setzte sich auch leidenschaftlich für die Prinzipien der Aufklärung ein und widmete sich im Auftrag von Kaiserin Elisabeth der Bildungsreform. 1755 verfasste er auf Russisch – und nicht wie damals üblich auf Kirchenslawisch – eine „Russische Grammatik", gleichzeitig Russlands erste Stiltheorie. Dieses Werk gilt als Beginn der russischen Literatursprache. Michail Wassiljewitsch Lomonosow starb am 4. April 1765 in St. Petersburg. Puschkin würdigte ihn mit den Worten: „Er schuf die erste Universität, besser gesagt, er war selbst unsere erste Universität."

ALEXANDER PUSCHKIN
1799 – 1837

Vor Puschkin wussten die Russen nicht, wie schön ihre Sprache ist. Er schenkte der russischen Literatur eine bislang unbekannte Eleganz und Leichtigkeit des Erzählens, fast einen Plauderton. Puschkins Verse sind voll verschmitzter Fröhlichkeit – für den Dichter ein typischer Wesenszug des russischen Volkes.
Geboren wurde Alexander Sergejewitsch Puschkin am 26. Mai 1799 in Moskau als Spross einer verarmten Adelsfamilie; seine Mutter war die Enkelin eines Afrikaners in Diensten Peters des Großen. Nach Abschluss seines Studiums wurde Puschkin zum Lebemann: Er verpasste keinen Ball, griff oft zum Glas und führte eine Liste mit seinen amourösen Eroberungen. Gleichzeitig aber war er Mitglied im literarischen Salon „Grüne Lampe", einer Keimzelle der revolutionären Dekabristenbewegung.
Puschkin war nicht nur Autor romantischer Erzählungen und Gedichte, sondern verfasste auch bissige Epigramme, mit denen er sich viele Feinde machte. So wurde er 1820 verbannt, seine Werke wurden zensiert. Er litt unter chronischem Geldmangel, und Gerüchte über die Affären seiner Frau stürzten ihn in tiefe Depressionen. Am 27. Januar 1837 forderte Puschkin, der viel von Ehre hielt, einen vermeintlichen Liebhaber seiner Frau zum Duell – und starb an einer Kugel.
Alexander Puschkin wird auch heute wie kein anderer russischer Literat verehrt. Denn mit der schlichten Eleganz seiner Verse erreichte er nicht nur die Literaturliebhaber, sondern auch die Herzen seiner Landsleute: Sie reden von ihm wie von einem alten Freund.

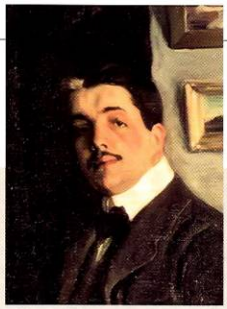


PETER TSCHAIKOWSKIJ
1840 – 1893

Er war Peter der Große unter den russischen Komponisten: Seine Symphonien, Opern, Ballette, Sonaten und Lieder wurden in den Salons, in den Opernhäusern Europas und Amerikas aufgeführt. Die russischen Bauern kannten seine Melodien ebenso wie Zar Alexander III., auf dessen Bitte er einen Krönungsmarsch komponierte. Ein Nationalheld.
Peter Tschaikowskij wurde als Sohn eines Bergwerksingenieurs am 25. April 1840 in Wotkinsk im West-Ural geboren. Nach dem Jurastudium und vier Jahren im Justizministerium besuchte er das Petersburger Konservatorium und ging als Dozent nach Moskau, wo er einen einzigartigen Stil entwickelte. Auf dem Notenblatt ließ Tschaikowskij den Osten mit dem Westen verschmelzen: Märchen, russische Geschichten und Volkslieder verband er mit Formen europäischer Romantik und schuf in 28 Jahren über 160 Werke – Traumwelten, Hymnen an die Liebe. Als Leo Tolstoj eine Aufführung des 1. Streichquartetts hörte, liefen ihm Tränen der Rührung über die Wangen. Trotz des Erfolges sollte Tschaikowskij ein Leben lang an seinem Talent zweifeln: Die Noten zur Oper „Der Wojewode" vernichtete er, nach der missglückten „Schwanensee"-Premiere schrieb er das Ballett um.
Um seine Homosexualität zu verdecken, heiratete Tschaikowskij, doch die Ehe hielt nicht. „Glück, das exisitiert für mich nicht", schrieb er später in einem Brief und erklärte seine schwermütige sechste Symphonie, die „Pathétique", zu seinem „aufrichtigsten Werk". Neun Tage nach der Premiere 1893 starb der Komponist – ob an Cholera oder durch eigene Hand, ist ungeklärt. Zwei Tage lang zogen Tausende an dem Leichnam vorbei. Und küssten dem Komponisten die Hände.

ANTON TSCHECHOW
1860 –1904

Anton Pawlowitsch Tschechow war Arzt von Beruf, seine Berufung aber war die Literatur. Und ganz besonders ist ihm eine völlig neue Spielart des Dramas zu verdanken – nicht nur in der russischen, sondern in der Weltliteratur. Das Neue bestand zum einen in der Aussparung damals noch üblicher Exklamationen und großer Gebärden; zum anderen kulminieren seine Stücke wie „Die Möwe", „Onkel Wanja", „Drei Schwestern" oder „Der Kirschgarten" nicht wie Dramen sonst in einer Krise, sondern die Handlung fließt in gleichmäßigem Andante dahin.
Tschechows Figuren agieren moralisch wertfrei, sie sind weder gut noch böse. Vor allem aber leben sie an der Realität vorbei – oder haben zu ihr ein gestörtes Verhältnis. Denn die Entstellung der Realität, die Verdrehung der Wirklichkeit war Tschechows großes Thema. Damit wollte er das Missverhältnis zwischen der Wirklichkeit und denjenigen aufdecken, die sie verkennen.
Das Leben des Schriftstellers war von einer schweren Krankheit umschattet, der Tuberkulose. 1884, er war gerade 24 Jahre alt, kündigte sie sich mit einem Blutsturz an; doch wie ernst es um ihn stand, verriet er niemandem; denn so wie er vermied, seine Figuren zu werten, so hasste er persönliche Bekenntnisse. Deshalb vielleicht nannte er seine Dramen auch Komödien: Er verlieh seinen Figuren komische Züge, indem er durchblicken ließ, wie wenig die Realität für sie bedeutet.
Im Juli 1904 starb Anton Tschechow. Das Moskauer „Künstlertheater" machte seine Stücke weltberühmt. Sie gehören noch heute zu den meistgespielten der Theaterliteratur.



SERGEJ DJAGILEW
1872 – 1929

Seinen Weltruhm verdankt das russische Ballett keinem Künstler, sondern einem Geschäftsmann: 1909 brachte der Impresario Sergej Djagilew die besten Tänzer des Petersburger Mariinskij-Theaters und des Moskauer Bolschoj-Theaters nach Paris, darunter die Primaballerinen Tamara Karsawina, Anna Pawlowa und den „Gott des Tanzes" Vaclav Nijinskij.
Während das Ballett in Westeuropa in der letzten Hälfte des 19. Jahrhunderts in den Schatten der Oper geraten war, hatten sich in Russland neue abendfüllende Aufführungsformen herausgebildet – vor allem durch die Arbeit des frankorussischen Choreographen Marius Iwanowitsch Petipa und die romantischen Handlungsballette Peter Tschaikowskijs.
Das Gastspiel in Paris wurde ein Riesenerfolg. Dabei hatte Sergej Pawlowitsch Djagilew eigentlich von einer Komponistenkarriere geträumt. Doch nach ersten Rückschlägen beschloss er, Kunst zu fördern, statt sie zu machen. 1897 organisierte er eine Ausstellung englischer und französischer Maler. Ein Jahr später gründete er die Zeitschrift „Die Welt der Kunst", zu deren Mitarbeitern Leo Tolstoj und Anton Tschechow gehörten.
1906 ging Djagilew nach Frankreich, widmete sich dem Kulturaustausch mit Russland und präsentierte 1908 in Paris Mussorgskijs Oper „Boris Godunow" mit dem Bassbariton Fjodor Schaljapin. Nach dem Pariser Erfolg von 1909 konzentrierte er sich aufs Ballett und gründete 1911 eine eigene Truppe – die schon bald weltberühmten „Ballets Russes". 1929 starb Sergej Djagilew in Venedig. An sein Grab auf der Friedhofsinsel San Michele bringen Verehrer noch heute ihre abgetanzten Ballettschuhe.

MARC CHAGALL
1887 –1985

Seine Pferde waren blau oder rot, seine Spaziergänger größer als Kirchtürme, und auf einem Selbstbildnis schauen Paris und seine Heimatstadt Witebsk zugleich zum Fenster herein: Marc Chagall schwang den Pinsel mit Leichtigkeit über die Realität hinweg und eroberte mit seiner märchenhaft-grotesken Kunst die angesehensten Museen der Welt.
Mit 20 Jahren begann der Sohn eines jüdischen Heringverkäufers und einer Gewürzladenbesitzerin sein Kunststudium in St. Petersburg. Drei Jahre später finanzierte ihm ein Mäzen den Sprung in die Kunstmetropole Paris, wo er seine Erinnerungen an das alte Russland aus sich herausmalte: Dorfszenen, Liebespaare, Gaukler, Fische – Motive, zu denen ihn die jüdisch-russische Gefühls- und Phantasiewelt inspirierte, die Geschichten seiner Heimat, ihre Legenden, ihre Märchen. Chagalls erste große Ausstellung fand 1914 in der Berliner Galerie „Der Sturm" statt, bald darauf kehrte er nach Russland zurück. Nach der Oktoberrevolution organisierte er als „Kunstkommissar" zwei Jahre lang das kulturelle Leben in Witebsk; später arbeitete er in Moskau als Kulissenmaler für das jüdische Theater. 1923 aber verließ Marc Chagall seine Heimat für immer und zog mit seiner Familie nach Frankreich. Dort illustrierte der tief religiöse Künstler Bibelszenen und Fabeln von La Fontaine und ließ sich nach dem Krieg in dem provenzalischen Künstlerdorf St.-Paul-de-Vence nieder, wo er mit 98 Jahren starb.
Seine Erinnerungen an das Russland der Jahrhundertwende aber leben weiter – in Bildern, in denen Pferde rot sind oder blau und Spaziergänger größer als Kirchtürme.

Verhinderte Reformerin: Katharina II.

jener Reise der Kaiserin lediglich dafür gesorgt, dass die Städte und Dörfer am Wege geputzt und geschmückt waren.

Der sächsische Gesandte hatte die begeisterten Erzählungen seiner europäischen Kollegen, die den Triumphzug der Kaiserin begleitet hatten, in seinem Bericht nach Hause nur ein wenig frisiert – aus Rache dafür, dass er in St. Petersburg hatte bleiben müssen. *Nora Luttmer*

STAATSFINANZEN

Die Zaren und der Wodka

Bis zur russischen Revolution kannten im westlichen Europa nur Spezialisten den Wodka. Wodka war exotisch. Dann, nach 1917, kamen Tausende von Exilrussen in den Westen. Das Auffälligste an vielen von ihnen war diese sonderbare Angewohnheit. Offen gefragt – trinkt nicht fast jeder hin und wieder mal ein Gläschen? Viele Russen aber tranken irgendwie anders. Radikaler. Heute würde es heißen: nachhaltiger.

Schon in den Reiseberichten aus dem alten Russland steht geschrieben: Die Russen trinken viel. Vor dem Essen, während des Essens, als Nachtisch, beim kleinen Imbiss zwischendurch, immerzu Wodka. Am meisten hat manche Beobachter erschüttert, dass sogar bei Beerdigungen Wodka getrunken wurde. Die Russen hielten den Wodka offenbar für eine gottgefällige Flüssigkeit.

Wahrscheinlich hat schon Iwan der Schreckliche in Russland das staatliche Wodka-Monopol eingeführt. Katharina I. perfektionierte das System: Die Wirte bekamen den Schnaps vom Staat zugeteilt und hatten ihn im Auftrag des Herrscherhauses für mindestens den doppelten Preis zu verkaufen. Seit jenen Tagen stammen bis zu 40 Prozent der Staatseinnahmen aus dem Wodkaverkauf.

Ohne Wodka konnte Russland also nicht funktionieren. Hätten die Russen plötzlich aufgehört zu trinken, wären ihre Staatsfinanzen zusammengebrochen. Russland war das einzige Land der Welt, in dem das Trinken eine so staatstragende Tätigkeit war. Die Leidenschaft für den Wodka war außerdem so ziemlich das Einzige, was die Aristokratie und der einfache Bauer gemein hatten. In dieser Hinsicht war das ganze russische Volk, wie heutige Psychologen vielleicht sagen würden, eine Erlebnisgemeinschaft. Und wenn schon der Zar für den Wodka war, warum sollte dann der liebe Gott etwas gegen das Saufen haben?

Vielleicht ist Saufen aber auch das falsche Wort. Es klingt so unzivilisiert. Wodka entsteht durch sorgfältiges Filtern des Brandes, am besten durch Holzkohle, eine knifflige Sache. Der Sprit, gemacht aus Getreide, Kartoffeln oder Zuckerrüben, wird so lange gefiltert, bis eine klare, milde, geradezu süffige Flüssigkeit übrig ist. Das Zeug lässt sich sofort trinken, es muss nicht erst langwierig reifen. Nebenwirkungen, wie Kopfschmerz oder Übelkeit: kaum. Bis auf den Alkoholismus, selbstverständlich. Wodka ist schon im Mittelalter erfunden worden, im 14. Jahrhundert wahrscheinlich, in Polen oder in Russland.

Peter der Große hat sich im Dienste der Nation restlos aufgezehrt. Die Leber hat es einfach nicht mehr gepackt, mein Gott, der Mann war doch erst 52. In seinen letzten Jahren packten es auch die Niere und die Blase nicht mehr, Peter musste andauernd aufs Klo. Die meisten russischen Toiletten sind so, dass du hinterher sofort den nächsten Wodka brauchst. Dass Peters Politik auf die Historiker manchmal ein bisschen sprunghaft oder widersprüchlich wirkt, hängt auch mit seinen Trinkgewohnheiten zusammen.

Der berühmteste Wodkamacher wurde Pjotr Smirnoff, 1886. Smirnoff stellte ein Trinkzelt auf, die Kellner mussten sich als Bären verkleiden. An der Bar aber bediente ein echter Bär. Der Bär hatte gelernt, ein Tablett mit Wodkagläsern zu balancieren. Wenn der Abend ein wenig fortgeschritten war, wussten die Trinker nie ganz genau, ob sie jetzt von einem Menschen im Bärenkostüm oder von einem echten Bären bedient werden. Der Zar war begeistert. Er machte Smirnoff zu seinem Hoflieferanten.

Im Ersten Weltkrieg aber geriet auch das Trinken in ein Gestrüpp unlösbarer Widersprüche. Nikolaus II. war anders als Peter kein Freund alkoholischer Exzesse. Zu Beginn des Krieges ließ er das private Brennen und den Vertrieb von Wodka verbieten. Er dachte: Nüchtern kämpft es sich besser. Das war eine ganz schlechte Idee. Erstens ruinierte er die Staatsfinanzen, ausgerechnet im Krieg. Zweitens blühte jetzt die Schwarzbrennerei. Geldgierige Menschen pantschten aus Eau de Cologne, Möbelpolitur und anderen Bestandteilen einen Fusel, der die Kampfkraft der russischen Truppen nicht wenig beeinträchtigte. Normalen Wodka hätten sie wahrscheinlich vertragen, aber der Fusel haute sie um. So verloren die Soldaten des Zaren manche Schlacht. Aber viele von ihnen haben das gar nicht so richtig mitbekommen. *Harald Martenstein*

KUNST

Der große Raubzug

Am 25. Oktober 1917 plünderten Bolschewiki beim Sturm auf das Winterpalais die dort lagernden Kunstschätze des Zarenhauses. Nach der Revolution enteigneten sowjetische Behörden die Sammlungen der Adeligen, rissen Kirchen ab und schmolzen sakrale Silberobjekte ein.

Mit dem ersten Fünfjahresplan 1928 forcierte Stalin den Verkauf russischer Kunst und Antiquitäten, um Devisen für die Industrialisierung der UdSSR zu gewinnen. Zu Spottpreisen konnten westliche Händler enteignete Kunst erwerben. Allein 1930 verkaufte die sowjetische Regierung rund 1680 Tonnen Kunst, Schmuck und Antiquitäten ins Ausland – sogar klassische Gemälde aus der Eremitage. Erst 1938 stoppten neue Ausfuhrbestimmungen den Ausverkauf.

Mit dem deutschen Angriff auf die Sowjetunion im Juni 1941 begann ein Vernichtungsfeldzug gegen Russlands Schätze. Am 14. Oktober rollte ein Zug nach Königsberg, beladen mit Kunstgegenständen aus mehreren Zarenschlössern. Ernst-Otto Graf zu Solms zu Laubach, Kunstschutzoffizier der Heeresgruppe Nord, hatte 400 Gemälde, Ikonen, Möbel und Skulpturen aus den

Von Deutschen geplündert, von Russen restauriert: der Große Saal im Katharinenpalast von Zarskoje Selo

Zarenpalästen von Gatschina und Pawlowsk in fünf Eisenbahnwaggons verladen lassen – und auch das Bernsteinzimmer aus dem Katharinenpalast von Zarskoje Selo.

Vor allem drei Organisationen durchkämmten systematisch die kulturellen Einrichtungen der besetzten Gebiete: Heinrich Himmlers „Ahnenerbe" der SS, das „Sonderkommando des Auswärtigen Amtes Gruppe Künsberg", das im Auftrag von Reichsaußenminister Ribbentrop operierte, und allen voran der „Einsatzstab Reichsleiter Rosenberg" (ERR), dessen Namensgeber der Reichsminister für die besetzten Ostgebiete war.

Waggonweise transportierten die ERR-Sonderstäbe Tonnen an Archivalien ins Reichsarchiv nach Troppau sowie Bücher, Thora-Rollen, andere Judaica und Hebraica zum „Institut zur Erforschung der Judenfrage" nach Frankfurt/Main oder an die „Ostbücherei" in Berlin und deren Außenstelle in Ratibor. Der „Sonderstab" Bildende Kunst beschlagnahmte in Nowgorod und Pskow 900 Ikonen. Sie gelangten zusammen mit Gemälden, Barockmöbeln und Skulpturen 1944 in das Schloss Colmberg bei Rothenburg ob der Tauber.

Wie viel die Deutschen insgesamt requiriert haben, ist unbekannt. Seit der Kriegswende 1943 und dem Rückzug deutscher Truppen wurde nicht mehr exakt Buch geführt, vielmehr finden sich nur noch Notizen wie „einige hundert Ikonen" oder „Millionen an Büchermassen". Durch Bombardements und unzulängliche Transporte in offenen Waggons wurden zudem viele Werke beschädigt oder zerstört.

Sowjetische Behörden schätzten 1946 die eigenen Verluste auf 564 723 Objekte aus 73 Museen. Außerdem werden bis zu 76 Millionen Bücher als vermisst angegeben sowie 87 Millionen Akten.

Heute gehen Wissenschaftler allerdings davon aus, dass diese Zahlen äußerst vage Schätzungen sind. Denn vielfach sind die Inventarverzeichnisse verschollen und Eigentümerwechsel in der Vorkriegszeit nicht mehr rekonstruierbar. Auch sind Bestände, die noch rechtzeitig vor dem Heranrücken der Wehrmacht nach Sibirien ausgelagert werden konnten, erst in den fünfziger Jahren aus der Evakuierung zurückgekommen – nicht immer vollständig und oft falsch adressiert.

Mit Sicherheit aber haben die Deutschen mehr Objekte verschleppt, als die Alliierten nach dem Krieg in die Sowjetunion zurückgeführt haben. Die Kunstschutzsektion der amerikanischen Besatzungsmacht, die Monuments, Fine Arts & Archives Section (MFA&A), entdeckte etwa im Frühjahr 1945 in Süddeutschland vier bedeutende Depots mit russischem Kulturgut: die Schlösser Höchstädt an der Donau und Colmberg sowie die Klöster Buxheim bei Memmingen und Banz in Franken. Für Höchstädt notierte der MFA&A-Offizier Charles Parkhust am 12. Juni: „Der größere Teil der Schätze war in Hunderten von Kisten untergebracht, wenngleich viele von ihnen aufgebrochen waren, ihr Inhalt über die Räume verstreut herumlag, nicht wenige Gegenstände zerbrochen oder beschädigt waren."

Nach amerikanischen Akten erhielt die Sowjetunion bis 1948 534 120 Objekte zurück, darunter waren etwa 236 000 Bücher – und nur etwa 2000 Ikonen und Gemälde.

Im September 1948 entdeckte die Leningrader Kunsthistorikerin Xenia Agonow in Weimar Restbestände einer wertvollen Gemäldesammlung, die vermutlich aus der Ukraine stammte und im Jahr 1943 im Auftrag Erich Kochs, des Reichskommissars für die Ukraine, in zwei ostpreußischen Herrenhäusern eingelagert worden war: alte Ikonen, deutsche, niederländische und italienische Meisterwerke aus dem 16., 17. und 18. Jahrhundert, Arbeiten russischer Künstler aus dem 18. und 19. Jahrhundert. Dabei handelte es sich um „insgesamt die wertvollsten Stücke aus öffentlichem ukrainischen Kunstbesitz, die selbst nach oberflächlicher Schätzung Werte von vielen Millionen darstellen".

Im Februar 1945 ließ Koch im Weimarer Landesmuseum Kunstwerke unterbringen, wahrscheinlich aus der genannten Sammlung. Am 9. April 1945 transportierte ein Lkw vermutlich mit Schweizer Flagge etwa zwei Drittel der Kunstwerke aus diesem Museum ab – wohin, weiß niemand. Das verbliebene Drittel ließ Xenia Agonow zum sowjetischen Hauptquartier nach Berlin-Karlshorst überführen.

Napoleon

war die prägende Persönlichkeit einer ganzen Epoche.
Der Verlag Roger Zörb ist der Fachverlag für das napoleonische Zeitalter und bietet farbenprächtige Kalender, detaillierte Fachbücher und wertvolle Reprints zu diesem Thema.
Kostenlosen Katalog anfordern:

Verlag Roger Zörb GmbH
Bauerheide 5 · 44536 Lünen
Tel. 0 23 06/25 80 13
Fax 0 23 06/20 67 61

CVJM HAMBURG RUSSLANDREISEN

Der erfahrene Spezialveranstalter für St. Petersburg und Russland seit über 20 Jahren

Wir bieten:

- Pauschalreisen
- Einzelreisen
- Flüge
- Hotels
- Visa
- Kontakte
- Sprachkurse
- Transsib-Reisen
- Gruppenreisen nach Maß
- Flusskreuzfahrten uvm.

CVJM Hamburg
Reisedienst GmbH
An der Alster 40 · 20099 Hamburg
Tel. 0 40 / 28 40 95 70 · Fax 0 40 / 2 80 20 11
www.cvjm-russlandreisen.de

Der Russland-Spezialist!

Städtereisen · Rundreisen · Flusskreuzfahrten »Transsib« · individuelle Reisen »nach Maß« · günstige Flüge u.v.a.

OLYMPIA REISEN
Kurt Steinhausen GmbH
Siegburger Str. 49, 53229 Bonn
Tel. 02 28/400 03-0, Fax 02 28/46 69 32,
info@olympia-reisen.com, www.olympia-reisen.com

OLYMPIA REISEN ...fly east!

IHR OSTEUROPA-SPEZIALIST

RUSSLAND · UKRAINE · BALTIKUM
POLEN · TSCHECHIEN · USBEKISTAN
TRANSSIB · BAIKALSEE-PROGRAMME

Flüge · Hotels
Gästezimmer · Sprachkurse
Visaservice · Firmenservice
Individuelle Reisearrangements

GO EAST Telefon 0 40/8 96 90 90
Bahrenfelder Chaussee 53 · 22761 Hamburg · Fax 89 49 40
www.go-east.de · info@go-east.de

SPUTNIK TRAVEL GmbH
Friedrichstr. 176-179, 10117 Berlin
Tel 030-20454581 Fax 030-20455998

Spezialreisebüro für Rußland/GUS/Baltikum
eigenständige Deutschland-Vertretung des seit 1958 in der UdSSR existierenden (Jugend-)Reisebüros „SPUTNIK" mit ca. 100 Filialen in Rußland/GUS

Einreisevisa
Hotels, Transfers
Pauschalreisen
Individualreisen

Sputnik

Flugtickets
Zugfahrkarten
Reiseversicherungen
Zusatzleistungen

Firmendienst, Geschäfts- und Privatreise-Service
e-mail: Sputnik-Berlin@t-online.de
http://www.Sputnik-Travel-Berlin.de

Teilweise wiederhergestellt: das 1945 verschwundene Bernsteinzimmer

Doch selbst die zurückgegebenen Sammlungen sind nicht alle in ihren Heimatmuseen angekommen. So fordert die Ukraine heute von Russland 800 Jahre alte Mosaike und Fresken aus der Kiewer Michajlowskij-Kathedrale zurück, die die Deutschen 1943 demontiert hatten und die jetzt in Museen von Moskau, St. Petersburg und Nowgorod verschlossen sind.

Und auch die Russen selbst tragen nicht viel zur Aufklärung über den Verbleib der Kunstwerke bei. Ein großer Teil der NS-Beute war in Kunstdepots in Riga, rund um Königsberg und Zwischenlagern auf heute polnischem und tschechischem Gebiet beim Abzug der deutschen Truppen liegen geblieben. Was Stalins Truppen und Trophäenkommissionen dort wieder gefunden haben, wird in russischen Militärarchiven geheimgehalten.

Ulrike Hartung

FABERGE-EIER

Krönchen im Bauch

Die Mächtigen dieser Welt haben ein problematisches Verhältnis zum Ei. Wenn sie öffentlich auftreten und es gibt eine Demonstration, dann werden sie ja fast immer von irgendwelchen Flegeln mit Eiern beworfen. Wenn also in der Umgebung eines Präsidenten oder eines Königs jemand ruft: „Schauen Sie mal, da, Eier!“, dann ducken sich der König oder der Präsident. Instinktiv.

Das ist bei den Zaren anders gewesen. Einerseits waren die Demonstranten härter drauf, sie warfen manchmal sogar Bomben. Andererseits hatten die Eier ihre Unschuld noch nicht verloren.

1885 schuf der Hofjuwelier Alexanders III., Carl Fabergé, ein besonders prächtiges Osterei. Es sollte das Geschenk des Zaren an dessen Gemahlin sein. Der Zar fand die Idee süß, und er bestellte in Zukunft jedes Jahr zu Ostern ein Fabergé-Ei. Sein Sohn Nikolaus behielt den Brauch bei und orderte sogar zwei Eier pro Jahr. Eines für seine Mutter und eines für seine Ehefrau.

Die Eier waren gefüllt. Was drin steckte, erfuhr sogar der Zar erst zu Ostern. Echte Überraschungseier – mal verbarg sich ein Miniaturmodell des Zarenpalastes oder der Zarenkutsche darin, mal ein goldenes Huhn zum Aufklappen, mit einem Krönchen im Bauch, mal ein Pfau, der Rad schlagen konnte, oder sogar eine kleine transsibirische Eisenbahn zum Aufziehen, mit einer putzigen Lok aus Platin. Fabergé nahm eben nur das beste Baumaterial. Für das besonders berühmte Winterei – gefüllt mit einem Blumenbouquet – verwendete er 2678 Diamanten und 360 Brillanten. Es sollte ja schließlich nach was aussehen.

Den Zaren war das ein bisschen peinlich. Nicht weil jemand die Eier für kitschig halten könnte. So was ist einem echten Herrscher egal. Nein, das Volk hätte glauben können, dass die Romanows Verschwender sind, und auf rebellische Gedanken kommen. Also versteckten die Zaren ihre Eier. Sie wurden nur ein einziges Mal öffentlich gezeigt, 1900, bei der Pariser Weltausstellung. Im Krieg allerdings verhielt sich Fabergé politisch korrekt. 1915 baute er das „Rot-Kreuz-Ei“, gefüllt mit Bildern der Zarengattin und der Zarentöchter in Krankenschwestertracht.

Carl Fabergé war trotz seines französisch klingenden Namens ein Russe. Er schuf auch Eier für andere Kunden, für den Unternehmer Alexander Kelch zum Beispiel, mit einem Elefanten, auf dem ein Inder saß. Der Elefant konnte mit dem Schwanz wackeln. Fabergé war sich auch nicht zu fein, Tabakdosen, Muffklammern, Manschettenknöpfe oder Zahnstocherdosen herzustellen.

Das letzte echte Fabergé-Ei war 1916 ein Militärei aus Stahl. Seinen Juwelierladen, ein Unternehmen mit über 500 Beschäftigten, hatte Fabergé da bereits auf Kriegsproduktion umgestellt, etwa auf die Herstellung von Eierhandgranaten.

Lenin hat die teuren Ostereier in ihrem Versteck dann doch gefunden. Fabergé musste in die Schweiz fliehen. Die Bolschewiki, immer in Geldnot, verkauften die Eier, bis auf zehn. Mehr als 50 gab es, und wer wollte sie haben? Meistens amerikanische Multimillionäre. So ein Ei kann heute ohne weiteres sieben bis zehn Millionen Mark kosten.

Ein Pforzheimer Juwelier sieht sich als legitimen Erben von Fabergé. Die Firma Victor Mayer, einst Zulieferer von Fabergé, hat das Recht gekauft, moderne Prachteier herzustellen, in Auflagen von zwölf bis 100 Stück und zu populären Preisen von 14 000 bis 276 000 Mark. So billig? Ganz das Wahre kann das nicht sein.

Zu besonderen Anlässen produziert die Firma Mayer auch Jubel-Eier von politischer Bedeutung – beim Regierungsumzug nach Berlin ein Bundes-Ei mit goldenem Brandenburger Tor darauf, ein Mandela-Ei, ein Friedens-Ei für Michail Gorbatschow. Wenn die Balkan-Kriege vorbei sind, machen die Pforzheimer bestimmt ein Balkan-Ei mit einer Paprikaschote aus Rubinen darin. Und zum Sieg über die Drogenmafia ein Koks-Ei aus schneeweißem Porzellan.

Dreimaster im Ei: eine Fabergé-Kreation von 1891

Aus dem Geist Fabergés schöpft auch das Unternehmen Ferrero, das die beliebten Kinder-Überraschungseier herstellt. Die kosten sogar nur 99 Pfennig. Seit es die Überraschungseier gibt, hat das Ei wenigstens einen Teil seiner verlorenen Unschuld zurückgewonnen.

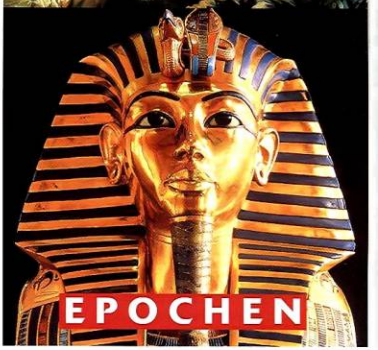
Harald Martenstein

GESCHICHTE hat viele Gesichter.

Entdecken Sie jetzt, was dahinter steckt:

Das neue G/GESCHICHTE – jeden Monat so spannend und farbig, dass Geschichte für Sie lebendig wird. Entdecken Sie jetzt jeden Monat ein neues, spannendes Kapitel der Weltgeschichte, das wir Ihnen **AUSFÜHRLICH** in packenden Berichten mit zeitgenössischen Bilddokumenten präsentieren.

Darüber hinaus finden Sie jetzt in G/GESCHICHTE zwei weitere attraktive Themenbereiche: Verblüffende Parallelen zwischen Vergangenheit und Gegenwart eröffnet Ihnen zum einen das Monatsthema **AKTUELL** mit historischen Hintergründen zu den Schlagzeilen von heute. Zum anderen stellen wir Ihnen unter dem Thema **PORTRÄT** große historische Persönlichkeiten der Weltgeschichte in ausführlichen Biografien vor.



Wenn Sie jetzt drei Monate lang das neue Magazin G/GESCHICHTE kennen lernen möchten, ...

... dann machen wir Ihnen ein interessantes Angebot: Testen Sie **drei Ausgaben von G/GESCHICHTE – zum günstigen Vorzugspreis mit 37% Ersparnis** (14,70 DM statt 23,40 DM), Ihr Dankeschön, das exklusive Schreib-Set, inklusive.

Ihr DANKESCHÖN

Das exklusive G/GESCHICHTE Schreib-Set, bestehend aus Füllfederhalter, Kugelschreiber und formschönem Etui, dürfen Sie in jedem Fall behalten.

Coupon ausfüllen, abtrennen, auf eine Postkarte kleben oder im Kuvert einsenden an: Weltbild Verlag GmbH, G/GESCHICHTE, Steinerne Furt, 86128 Augsburg

KENNENLERN-TICKET

JA bitte, Ihre Einladung 3 x das neue G/GESCHICHTE kennen und schätzen zu lernen, nehme ich gerne wahr.

Im Vorzugspreis von nur 14,70 DM (statt 23,40 DM) ist mein Dankeschön inbegriffen. Wenn mir G/GESCHICHTE gefällt und ich Ihnen nicht bis spätestens 10 Tage nach Eintreffen des 3. Heftes schriftlich absage, setzen Sie die regelmäßige monatliche Lieferung von G/GESCHICHTE fort – frei Haus zum günstigen Abo-Preis von nur DM 6,80 pro Heft statt DM 7,80 im Einzelkauf (12 Ausgaben im Jahr). Ich habe das Recht, den Bezug jederzeit zu beenden. Mein Dankeschön, das exklusive Schreib-Set, darf ich in jedem Fall behalten.

Name/Vorname

Straße/Haus-Nr.

PLZ/Ort

Datum ✗ Unterschrift 01 00033

Weltbild Verlag GmbH, G/GESCHICHTE, Steinerne Furt, 86128 Augsburg

RUSSLAND VON RJURIK BIS NIKOLAUS II.

VORGESCHICHTE

ab 800 Slawische und finnische Stämme holen schwedische Wikinger, die Waräger, als Führungselite in ihr Land. Nach dieser so genannten „Berufung" errichten die Waräger Herrschaften im slawischen Siedlungsgebiet. Einer von ihnen, Fürst Rjurik, einigt von Nowgorod aus die nördlichen Slawenstämme. Russland beginnt zu entstehen
882 Fürst Oleg vereinigt die warägischen Fürstentümer im Norden und Süden; Kiew wird Hauptstadt des neuen Reiches
907–911 Kriegszüge Olegs gegen Konstantinopel; Handelsvertrag mit Byzanz
980–1015 Wladimir der Heilige
988 Wladimir heiratet eine Schwester des byzantinischen Kaisers und führt das Christentum in Russland ein
1036–1054 Alleinherrschaft Jaroslaws des Weisen
nach 1054 Russland zerfällt in Teilfürstentümer
1113–1125 Wladimir Monomach Alleinherrscher in Kiew
1136 Die Bürger von Nowgorod erzwingen die freie Wahl ihrer Fürsten
1147 Erste Erwähnung Moskaus
1223 Die Mongolen, von den Russen Tataren genannt, besiegen russische und kumanische Heere an der Kalka
1227 Tod des Dschingis-Khan
1240 Eroberung und Zerstörung Kiews durch die Mongolen
15. 7. 1240 Fürst Alexander Newskij wehrt einen schwedischen Angriff auf Nowgorod ab
5. 4. 1242 Alexander Newskij besiegt den Deutschen Ritterorden auf dem Eis des Peipus-Sees
ab 1245 Die Mongolen herrschen in ganz Russland, dessen Fürstentümer tributpflichtig sind
1251 Khan Batü begründet in Seraj die Herrschaft der „Goldenen Horde"
um 1280 Gründung des Fürstentums Moskau
1300 Die Expansion des Moskauer Fürstentums beginnt
ca. 1320 Übersiedlung des Metropoliten von Kiew, des obersten Bischofs in Russland, nach Moskau
1328–1341 Iwan I. Kalita, erster Großfürst von Moskau, erweitert sein Herrschaftsgebiet um mehrere Teilfürstentümer
um 1337 Gründung des Troize-Sergijew-Klosters nahe Moskau
1367 Ersatz des hölzernen Moskauer Kreml durch einen steinernen
1380 Sieg des Großfürsten Dimitrij Donskoj über die Tataren auf dem „Schnepfenfeld" am Don
1392 Moskau gewinnt in der Wolgaregion Nischnij-Nowgorod, Gorodez, Meschtscherien und Tarusa
1448 Faktische Trennung der Russisch-Orthodoxen Kirche von Konstantinopel
1453 Konstantinopel wird von den Osmanen erobert
1462 Beginn des „Moskauer Reiches" (bis zum Ende des 17. Jh.)
1463–1471 Moskau gewinnt das Fürstentum Jaroslawl
1472 Hochzeit Iwans III. mit der byzantinischen Prinzessin Zoë (Sofja)
1478 Nowgorod wird dem Moskauer Reich zugeschlagen
1480 Formale Beendigung der tatarischen Herrschaft
1485 Das Fürstentum Twer wird dem Moskauer Reich einverleibt
1492–1494 Erster russisch-litauischer Krieg
1494 Der Peterhof, die Handelsniederlassung der Deutschen in Nowgorod, wird geschlossen
1497 Erlass eines Gesetzbuches für ganz Russland
1500–1503 Zweiter russisch-litauischer Krieg
1510 Pskow fällt an Moskau
nach 1510 Der Mönch Filofej von Pskow formuliert die These von Moskau als dem „Dritten Rom"
1514 Moskauer Truppen erobern Smolensk
1521 Rjasan wird als letztes russisches Teilfürstentum in das Moskauer Reich integriert

DAS ZARENREICH

1547–1584 Iwan IV., „der Schreckliche"
16. 1. 1547 Krönung Iwans IV. zum Zaren
1547 Brand Moskaus
1551 Kirchenreform durch die „Hundertkapitel-Synode"
1552 Eroberung des Tataren-Khanats Kasan
1555/1556 Verwaltungs- und Heeresreform
1556 Eroberung des Tataren-Khanats Astrachan
1557 Die Hafenstadt Iwangorod am Finnischen Meerbusen wird gegründet
1558–1582/83 Livländischer Krieg; Machtverlust im Westen
1565–1572 Schreckensherrschaft der *opritschnina*, der Schutztruppe Iwans IV.
1569/70 Plünderung Nowgorods durch die Opritschnina
24. 5. 1571 Krimtataren plündern Moskau und zünden es an
1581 Beginn der Eroberung Sibiriens; Russland verliert seinen Zugang zur Ostsee an Schweden
9. 11. 1581 Iwan IV. erschlägt seinen Sohn Iwan
1584 Gründung des Nordmeerhafens Archangelsk
1584–1598 Fjodor Iwanowitsch
Mit Fjodor endet die Rjurikiden-Dynastie
1584/1598–1605 Boris Godunow
1584–1598 Regentschaft Boris Godunows für seinen debilen Schwager Fjodor
1589 Errichtung des Moskauer Patriarchats
1591 Dimitrij, der letzte Sohn Iwans IV., stirbt, wahrscheinlich ermordet
1598 Wahl Boris Godunows zum Zaren
1601–1606 Der „falsche Dimitrij" gibt sich als Sohn Iwans IV. aus
1605–1613 Zeit der Wirren
21. 7. 1605 Zarenkrönung des „falschen Dimitrij"
1605 Polen gewinnen Einfluss in Moskau
19. 5. 1606 Wassilij Schujskij wird zum Zaren gekrönt
1610 Kosaken erreichen die Mündung des Jenissej
17. 7. 1610 Schujskij wird als Zar abgesetzt und in ein Kloster verbannt
1612 Ein Landwehraufgebot vertreibt die Polen aus Moskau
1613 Eine Landesversammlung (*semskij sobor*) wählt Michail Fjodorowitsch Romanow zum Zaren. Beginn der Romanow-Dynastie
1613–1645 Michail Fjodorowitsch
1639 Die ersten Kosaken erreichen die Pazifikküste
1645–1676 Alexej Michailowitsch
1649 Der Semskij Sobor beschließt das *uloschenije*, die vollständige Sammlung der damals existierenden Gesetze;
Beginn der Leibeigenschaft in Russland
1653 Der Patriarch Nikon spaltet durch eine Liturgiereform die Russisch-Orthodoxe Kirche; fortan Verfolgung der „Altgläubigen"
1654–1667 Krieg mit Polen; im Frieden von Andrussowo erhält das Moskauer Reich die Ostukraine, Kiew und Smolensk
1676–1682 Fjodor Alexejewitsch
12. 1. 1682 Abschaffung der „Rangplatzordnung" des Adels – des *mestnitschestwo* – im Zuge einer Heeresreform
1682–1725 Peter I. (der Große) (bis 1696 gemeinsam mit Iwan V.)
1682–1689 Regentin Sofja Alexejewna
1686 Ewiger Friede zu Moskau; Russland verbündet sich mit Polen zur „Heiligen Liga" gegen das Osmanische Reich und die Tataren-Khanate
27. 8. 1689 Der Vertrag von Nertschinsk legt die Grenze zwischen Russland und China fest
1689 Peter stürzt die Regentin Sofja und übernimmt die Herrschaft
1697–1698 Europareise Peters I.
1698 Aufstand der Strelitzen, der Zaren-Leibgarde
1. 1. 1700 Der Julianische löst den Byzantinischen Kalender ab
1700–1721 Nordischer Krieg gegen Schweden
1700 Russische Niederlage an der Narwa
16. 5. 1703 Gründung von St. Petersburg
27. 6. 1709 Sieg bei Poltawa über die Schweden
1711 Einrichtung eines Senats als oberste Rechtsbehörde
1712 St. Petersburg wird Hauptstadt
1718 Schaffung von elf Kollegien (Fachministerien), die dem Senat unterstehen
1719 Einteilung des Reiches in elf Provinzen (und Distrikte)
1721 Das Patriarchat wird ersetzt durch den Heiligen Synod, dem ein vom Zaren bestimmter Oberprokuror vorsteht
30. 8. 1721 Friede von Nystad; Russland fallen die baltischen Staaten zu; es löst Schweden als Ostsee-Großmacht ab
20. 10. 1721 Peter der Große nimmt den Titel „Imperator" an
24. 1. 1722 Einführung der Dienstrangtabelle
19. 5. 1724 Einführung der Kopfsteuer
1725–1727 Katharina I.
1725 Eröffnung der Akademie der Wissenschaften in St. Petersburg
6. 8. 1726 Russisch-österreichischer Bündnisvertrag
1727–1730 Peter II.
18. 1. 1730 Mit dem Tod Peters II. erlischt die Dynastie der Romanows in männlicher Linie
1730–1740 Anna
1732–1741 Große Nordische Expedition Berings
1735–1739 Russisch-türkischer Krieg; Russland erreicht das Schwarze Meer; die Rivalität zwischen Österreich und Russland auf dem Balkan beginnt
1741 Vitus Bering erreicht die Westküste Alaskas
1740/41 Iwan VI. (1764 ermordet)
25.11. 1741 Iwan wird durch einen Putsch Elisabeth Petrownas gestürzt
1741–1761 Elisabeth
25.4. 1742 Krönung Elisabeths in Moskau
1753 Aufhebung der Binnenzölle
1754 Leibeigenenbesitz wird zum adligen Standesmonopol
1755 Gründung der ersten russischen Universität in Moskau
1756 Gründung des ersten ständigen Schauspieltheaters bei Hofe
1757 Russland tritt in den Siebenjährigen Krieg Preußens gegen Europas Großmächte auf deren Seite ein
1757 Gründung der Akademie der Künste in St. Petersburg
1761/62 Peter III.
1. 1. 1762 Abschaffung von Gesetzen zur Diskriminierung nichtorthodoxer Christen und der „Altgläubigen"
18. 2. 1762 Befreiung des Adels von der Pflicht zum Staatsdienst
28. 6. 1762 Peter wird durch eine Palastrevolte seiner Frau gestürzt, die sich selbst zur Kaiserin Katharina II. ausrufen lässt
1762–1796 Katharina II., die Große
5. 7. 1762 Ermordung Peters III.
1763 Der Große Sibirische Postweg wird gebaut
1767–1769 Große Gesetzgebungskommission
1768–1774 Russisch-türkischer Krieg, der mit dem Gewinn der südlichen Ukraine und der Krim endet
1772 Erste Teilung Polens unter Russland, Österreich und Preußen
1773–1775 Bauernaufstand unter dem Kosakenführer Pugatschow
1776 Gründung des Bolschoj-Theaters in Moskau

1783 Erschließung „Neu-Russlands" durch Fürst Potjomkin; das Staatsmonopol auf Druckerzeugnisse wird abgeschafft
1785 Adel und Städte erhalten erstmals verbriefte Rechte („Gnadenurkunden")
1786 Gesetz über die Schaffung von Volksschulen
1787–1792 Russisch-türkischer Krieg; die russischen Grenzen werden bis zum Dnjestr ausgedehnt
1792 Gründung der Stadt Odessa
1796–1801 Paul I.
1800 Russland annektiert Ostgeorgien, seit 1783 russisches Protektorat
11./12. 3. 1801 Zar Paul wird ermordet
1801–1825 Alexander I.
1802 Fachministerien lösen die Kollegialbehörden ab
1803 Reglement für die Volksbildung
1804–1813 Russisch-persischer Krieg; Bestätigung der Annexion Georgiens und Erwerb weiterer Gebiete in Transkaukasien
1805–1807 Krieg gegen Napoleon; im Friedensvertrag von Tilsit verbünden sich Russland und Frankreich
1806–1812 Russisch-türkischer Krieg; Russland erhält Bessarabien
1808/09 Russisch-schwedischer Krieg; Angliederung Finnlands. Schaffung des Staatsrates und der Ministerien
1810 Islamische Sekte der Muriden breitet sich in Dagestan und Tschetschenien aus
1812 Einfall der Grande Armée Napoleons in Russland
1812 Russen errichten Fort Ross in Kalifornien
14.–17. 11. 1812 Niederlage der Grande Armée an der Beresina
1815 Wiener Kongress und Gründung der Heiligen Allianz; Schaffung des Königreichs Polen (Kongresspolen) in Personalunion mit Russland
1816 Einrichtung des Ministeriums für Volksaufklärung und geistliche Angelegenheiten unter Fürst Golizyn; Gründung der ersten regimekritischen Geheimgesellschaften
1818 Das Neue Testament erscheint in russischer Sprache
1821 Alexander verbietet die Freimaurerei; der 51. Breitengrad wird als Südgrenze Russisch-Amerikas proklamiert
1825–1855 Nikolaus I.
14.12.1825 Dekabristenaufstand
1826 Errichtung der „Dritten Abteilung" zur Kontrolle von Schulen, Universitäten, Presse
2. 5.1826 Die öffentliche Erörterung der Leibeigenschaft wird untersagt
1826–1828 Russisch-persischer Krieg; Russland erhält einen Teil Armeniens
1828/29 Russisch-türkischer Krieg; Russland gewinnt die Schwarzmeerküste bis zur Donaumündung
1831–1832 Polnischer Aufstand
1831 Cholera-Epidemie
1833 Veröffentlichung einer systematischen Sammlung des geltenden Rechts (*swod sakonow*)
1836 Pjotr Tschaadajews „Erster Philosophischer Brief" setzt sich kritisch mit Russland auseinander
1839 Einführung des Silberrubels
März 1840 Der Imam Schamil wird Führer der Tschetschenen
1841 Fort Ross in Kalifornien wird von den Russen geräumt
1842–1851 Bau der Eisenbahn St. Petersburg–Moskau
1848 Revolutionen und Aufstände in West- und Mitteleuropa; in Russland Einsetzung der Buturlin-Kommission zur Verschärfung der Zensur
1849 Verhaftung des regimekritischen Kreises um Petraschewskij; die russische Armee schlägt die Revolution in Ungarn nieder
1853–1856 Krimkrieg: Das Osmanische Reich, Frankreich und Großbritannien stoppen die russische Expansion auf dem Balkan; im Friedensvertrag von Paris muss Russland der Entmilitarisierung des Schwarzen Meeres zustimmen
1855–1881 Alexander II.
1856–1859 Kaukasus-Feldzug unter Fürst Barjatinskij gegen den Imam Schamil
6. 9. 1859 Kapitulation des Imams Schamil
16. 5. 1858 Der Vertrag von Aigun legt die russisch-chinesische Grenze entlang des Amurs fest
19. 2. 1861 Aufhebung der Leibeigenschaft
1863 Polnischer Aufstand
1864 Reform der ländlichen Selbstverwaltung; Justizreform
1865 Lockerung der Zensur
1865–1876 Eroberung der mittelasiatischen Khanate von Kokand und Chiwa und des Emirats von Buchara
1866 Attentat Karakosows auf den Zaren
18. 3. 1867 Verkauf Alaskas an die USA
1870 Reform der städtischen Verwaltung
1873 Drei-Kaiser-Abkommen: Bündnis Russlands, Österreich-Ungarns und Deutschlands
1873/74 Höhepunkt der regimekritischen *narodniki*-(„Volksfreunde")Bewegung
1874 Einführung der allgemeinen Wehrpflicht mit sechsjähriger Dienstzeit
25. 4. 1875 Gegen Abtretung der Kurilen erwirbt Russland von Japan Sachalin
1876 Entstehung der regimekritischen Organisation „Semlja i wolja" („Land und Freiheit")
1878 Berliner Kongress: Russlands Vormachtstellung auf dem Balkan, die es kurz zuvor im türkisch-russischen Krieg gewonnen hatte, wird wieder geschwächt
1879 Entstehung der regimekritischen Organisation „Narodnaja wolja" („Volksfreiheit")
1879–1888 Bau der Transkaspischen Eisenbahn
1880 Eine Hohe Kommission soll den Kampf gegen den Terrorismus koordinieren
17. 2. 1881 Ermordung Alexanders II.
1881–1894 Alexander III.
1881 Die *ochrana* (politische Polizei) wird gegründet; sie kontrolliert mit Hilfe eines Agenten- und Spitzelsystems Schulen, Universitäten, Presse und Justiz
1882 Die „Maigesetze" verschärfen die Diskriminierung der Juden
1884 Restriktives Hochschulgesetz
1887 Rückversicherungsvertrag (Neutralitätsabkommen) mit Deutschland
1889 Als Zugeständnis an den Adel wird die bäuerliche Selbstverwaltung wieder eingeschränkt
1890 Nichterneuerung des Rückversicherungsvertrags durch Deutschland; Anton Tschechow bereist Sachalin
1891/92 Hungersnot und Ausbruch der Cholera im ländlichen Russland
1891–1904 Bau der Transsibirischen Eisenbahn
1893 Geheime Militärkonvention mit Frankreich
1894 Russisch-französischer Zweibund
1894–1917 Nikolaus II.
1898 Gründung der Sozialdemokratischen Arbeiterpartei Russlands
1901 Gründung der Partei der Sozialrevolutionäre
6.–8. 4. 1903 Pogrom von Kischinjow
1903 Die Sozialdemokratische Arbeiterpartei spaltet sich in Bolschewiki und Menschewiki; Gründung des „Bundes der Befreiung"
1904 Ermordung des Innenministers Wjatscheslaw Plewe durch einen Sozialrevolutionär
1904–1905 Russisch-japanischer Krieg
9. 1. 1905 Blutsonntag in St. Petersburg; Beginn der Revolution von 1905
14. 6. 1905 Meuterei auf dem Panzerkreuzer „Potjomkin"
1905 August: Frieden mit Japan; Oktober: Generalstreik; Bildung von Soldaten- und Bürger-Räten (Sowjets) in St. Petersburg und anderen Städten; Schaffung einer gewählten gesetzgebenden Versammlung (Duma) und Erlass einer Verfassung; Dezember: Arbeiteraufstand in Moskau
1906 April: Einberufung der ersten Duma; Juli: Auflösung der Duma; November: Ministerpräsident Stolypin beginnt mit einer umfassenden Agrarreform zur Schaffung einer unabhängigen Bauernschaft
1907 Zweite Duma, die ebenfalls vorzeitig aufgelöst wird; Juni: Neues Wahlgesetz; November: Einberufung der dritten Duma
1909–1915 Sergej Prokudin-Gorskij unternimmt im Auftrag des Zaren Reisen, um das russische Reich zu fotografieren
1911 Stolypin wird ermordet
19. 7. 1914 Ausbruch des Ersten Weltkriegs: Kriegserklärung Deutschlands an Russland
1916 Dezember: Rasputin wird umgebracht

DIE REVOLUTIONEN VON 1917

23. 2. 1917 Ausbruch der Februar-Revolution in Petrograd (bis 1914: St. Petersburg)
2. 3. 1917 Abdankung des Zaren Nikolaus II. Erneute Bildung von Sowjets; Provisorische Regierung unter dem Fürsten G. E. Lwow
3. 4. 1917 Rückkehr Lenins aus dem Schweizer Exil nach Petrograd mithilfe des deutschen Auswärtigen Amtes
3. 7. 1917 Petrograder Putsch der Bolschewiki scheitert am Militär
8. 7. 1917 Alexander Kerenskij wird Ministerpräsident
24.–25. 10. 1917 Oktoberrevolution in Petrograd; die Mitglieder der Provisorischen Regierung werden verhaftet; Kerenskij flieht; Beginn der Herrschaft der Bolschewiki
3. 3. 1918 Friedensvertrag von Brest-Litowsk mit dem Deutschen Reich
17. 7. 1918 Ermordung der Zarenfamilie in Jekaterinburg

In Russland galten drei unterschiedliche Kalender: Bis zum 1. Januar 1700 wurde nach der Byzantinischen Weltära datiert. Deren Jahr 1 entspricht dem Jahr 5508 v. Chr. in unserer Zeitrechnung; der Jahresbeginn war auf den 1. September festgelegt. (Ereignisse aus dieser Zeit sind im vorliegenden Heft auf den heute gebräuchlichen Gregorianischen Kalender umgerechnet). Zar Peter I. führte in Russland den Julianischen Kalender ein, nach dem auch die seitherigen Ereignisse (bis 1918) in diesem Heft datiert sind. Der Julianische „hinkt" dem damals längst im Westen üblichen Gregorianischen Kalender im 18. Jh. um elf, im 19. Jh. um zwölf, im 20. Jh. um 13 Tage nach. (Die „Oktoberrevolution" vom 25./26. Oktober 1917 etwa fand nach gregorianischer Berechnung im November statt.)
Erst die Bolschewiki haben – zum 31. Januar 1918 – den Gregorianischen Kalender auch in Russland eingeführt.

RUSSLAND 1550–1914

Seit der Krönung Zar Iwans IV. 1547 ist Russlands Geschichte eine Geschichte der Eroberungen: Im Westen greift es, trotz mancher Rückschläge, in Richtung Baltikum und Polen aus; im Süden und Südosten dringt es bis zu natürlichen Barrieren vor – so zum Schwarzen Meer oder zu den Gebirgen Mittelasiens; und im Osten zieht es seine Grenze schließlich am Amur und an der Pazifikküste

Um den dauerhaften Zugang zur Ostsee muss Russland mit Schweden lange Kriege führen. So verliert es 1582 Teile Livlands und Kareliens und 1617 versperrt ihm Schweden den Zugang völlig. Erst mit seinem Sieg im Nordischen Krieg (1700–1721) löst Russland dann Schweden als Ostsee-Großmacht ab. 1809 gliedert es sich schließlich auch Finnland ein

1605 stößt Polen-Litauen tief nach Russland vor und wird 1612 wieder zurückgedrängt. Im Frieden von Andrussowo nimmt Moskau ihm 1667 auch die Ostukraine, Kiew und Smolensk ab. Ende des 18. Jhs. teilen sich Russland, Preußen und Österreich mehrfach das polnische Königreich. Die Teilung wird auf dem Wiener Kongress 1815 praktisch bestätigt, und Russlands Anteil wird von da an als Königreich Polen in Personalunion vom Zaren regiert. Erst 1918 wird Polen wieder unabhängig

Vor allem militärstrategische Überlegungen treiben den russischen Eisenbahnbau voran – zum großen Teil finanziert mit französischem Kapital: 1879–88 wird die Transkaspische, 1891–1904 die Transsibirische und als deren Verbindung von 1906 an die (erst 1932 fertig gestellte) Turkestan-Sibirische Eisenbahn gebaut

40° östl. von Greenwich · 60° · 80° · 100°

Karasee · Nowaja Semlja · Sewernaja Semlja · Tajmyr-Halbinsel

Barentssee · Jamal-Halbinsel · Gydan-Halbinsel · Jenissei · Putoranagebirge

Lappen · Kola-Halbinsel · Nördlicher Polarkreis · Pustosersk (1490) · Mangaseja (1601)

SCHWEDEN · Finnland (1809) · Karelier · Weißes Meer · Nenzen · Obdorsk (1595) · Turuchansk (1607)

Archangelsk (1584) · Ust-Zilma (1555) · Uralgebirge · Nenzen · Westsibirisches Tiefland · Berjosow (1593) · Tungusen

Ob · Mansen · Surgut (1594) · Chanten · Obski-Gorodok (1585) · Ostjaken

60° nördl. Br. · Helsinki · St. Petersburg (1703) · Zarskoje Selo · Reval · Ostsee · LIVLAND · Pskow · Nowgorod · Twer · Riga · Mari · Tataren · Narym (1596) · Jenissejsk (1619)

Nischnij Nowgorod · Perm · Jekaterinburg · Tobolsk (1587) · Tara (1594) · Tomsk (1604) · Krasnojarsk (1628) · Bratsk (1630)

Moskau · Kasan · Omsk (1716) · Polozk · Wilnius · Königsberg · Smolensk (1667) · Baschkiren · Petropawlowsk (1792) · Nowonikolajewsk (1893) · Jenissei

Berlin · Warschau · Mordwinen · Samara (1586) · Barnaul (1738) · Kusnezk (1618) · Kirgisen · Transsibirische Eisenbahn

Brest-Litowsk · Saratow (1590) · Orenburg (1743) · Turkestan-Sibirische Eisenbahn · Akmolinsk (1830) · Irtysch · Ob

Prag · Kiew · Charkow · Dnjepr · Don-Kosaken · Kalmücken · Turgaj (1845) · Semipalatinsk (1718) · Tataren

Wien · Kischinjow · Krimtataren · Rostow · Don · Wolga · Astrachan (1667) · Kasachen · Arys

Odessa · Sewastopol · Schwarzes Meer · Aralsee · Balchaschsee

Konstantinopel · Kaspisches Meer · Taschkent (1863) · Kirgisen

Tiflis · Usbeken · Turkmenen · Buchara · Samarkand · Tadschiken

40° · Krasnowodsk (1869) · siehe Ausschnitt rechts · 1723 - 1732 · Transkaspische Eisenbahn

PERSIEN

nördl. Wendekreis · 20°

Russische Expansion

- Russland 1551
- bis 1600
- bis 1725
- bis 1856
- bis 1914
- Grenze 1914
- zeitweilige Verluste

Teilungen Polens (russ. Anteil)

- 1. Teilung 1772
- 2. Teilung 1793
- 3. Teilung 1795

- Expedition Deschnjow 1647–??
- Expedition Bering 1728–30
- *Kirgisen* Volk
- Hauptverschließungswege Sibiriens
- (1896) Datum der Gründung oder des Erwerbs
- Eisenbahn

Quellen: Putzger, Historischer Weltatlas, Cornelsen Verlag; Großer Historischer Weltatlas,Bayerischer Schulbuch-Verlag; Atlas zur Geschichte, Haack Gotha; Atlas der Weltgeschichte, Dumont

Zu Beginn des 18. Jahrhunderts ist die Eroberung Sibiriens bis auf die Tschuktschen-Halbinsel abgeschlossen. 1711 setzen Kosaken auch auf die Kurilen über. Die Entdeckung des Wasserwegs zwischen Sibirien und Alaska wird Vitus Bering zugeschrieben, der sie 1728 auf seiner ersten Sibirien-Expedition besegelt hat. Dabei hat der Kosakenführer Deschnjow sie bereits 1648 gefunden, als er die Tschuktschen-Halbinsel umsegelte

1772 erklärt Katharina die Große die Aleuten zu russischem Territorium, und 1815 reicht Russisch-Amerika von Alaska (erste Siedlung 1784) bis nach Hawaii. Doch schon 1817 räumen die Russen die Hawaii-Insel Kauai, 1841 verlassen sie Fort Ross in Kalifornien. Am 18. 3. 1867 schließlich verkauft Russland ganz Alaska für die damals horrende Summe von 7,2 Millionen Dollar an die USA

120° 140° 160° 180°

Laptewsee
Neusibirische Inseln
Ostsibirisches Meer
Wrangel-Insel
Mittelsibirisches Bergland
Tungusen
Jakuten
Jukagiren
Tschuktschen
Tschuktschen-Halbinsel
Korjaken
Ewenen
Kamtschatka
Kolymagebirge
Werchojanskergebirge
Stanowojgebirge
Dschugschurgebirge
Burjaten
Niwchen
Ochotskisches Meer
Beringmeer
Beringstraße
Alaska
Aleuten
Sachalin
Südlicher Teil 1905 jap.
Kurilen
Mandschurei
1900–1905 von Russland besetzt
CHINA
Lena
Aldan
Amur
Baikalsee
Kirensk (1631)
Olekminsk (1635)
Jakutsk (1632)
Wiljujsk (1634)
Schigansk (1633)
Werchojansk (1638)
Saschiwersk (1639)
Srednekolymsk (1643)
Nischnekolymsk (1644)
Anadyrsk (1649)
Ochotsk (1646)
Nischnekamtschatsk (1703)
4750 m
Udsk (1679)
Bargusin (1648)
Nertschinsk (1654)
Werchneudinsk (1647)
Nikolajewsk
Alexandrowsk (1853)
Bolscherezk (1703)
Petropawlowsk (1740)
Charbin
Wladiwostok (1860)

GEO-Grafik

1800 annektiert Russland Ostgeorgien. Im russisch-persischen Krieg 1804–13 dringt Russland weiter nach Transkaukasien vor. 1828 nimmt es Persien einen Teil Armeniens ab. Die Völker des Kaukasus wehren sich vehement gegen die Besatzer, doch bis 1859 wird ihre Heimat komplett von Russland erobert

Russland ist anders: Das größte Land Europas und doch immer nur am Rand der Staat und seine Menschen sind seit einem halben Jahrtausend rätselhaft – ihre unbedingte Suche nach der absoluten Wahrheit? Ihre Lust am Mystischen? Exzess? Ihr Schwanken zwischen unendlicher Duldsamkeit und plötzlicher, un Schriftsteller und eine deutsche Historikerin nähern sich diesen Fragen aus zwei

Wie Russ

VON VIKTOR JEROFEJEW

Renaissance in Europa. Alles rannte. Die Zeit, der Fortschritt, die allgemeine Entwicklung. Das Glück lag vorn – in Zeit und Raum. Die alte Welt entdeckte die Zukunft. Es gab noch so viel zu verbessern, zu erforschen, zu lernen, zu tun, zu zivilisieren. Europa hoffte auf Erkenntnis. Und auf die Verbesserung der Technologien. Man musste sich nur bewegen. Vorwärts! Russland aber lag da und dachte nach. Über das irdische Leben und das ewige, über Europa und über sich selbst. Wohin streben? Was tun?

Ein Blick gen Himmel genügte, dorthin, woher schon immer die besseren Ideen kamen. Russland war zu Höherem bestimmt: Sein Glück lag oben, ganz oben. In der zeitlosen Ewigkeit. In den absoluten Werten. Im Glauben, in der Hoffnung, in der Metaphysik, in der Mystik. Russland wartete auf Erlösung. Es gab nichts zu lernen und nichts zu lehren, man musste nur rein sei und beten – und dass dann ein Wunder geschehen würde, das war gewiss. Also: Aufwärts!

So beschloss Russland vor 500 Jahren abzuheben – oder es wenigstens zu versuchen. Im Lauf der Geschichte wurde das ganze Land zu einer Art fliegender Untertasse umgebaut, und unzählig sind die Versuche, sie zum Starten zu bringen und Russland hinauf in die ewige Glückseligkeit zu befördern.

Wenn Sie diese metaphysische Untertasse sehen könnten! Hinreißend. Sie sieht aus wie der Moskauer Kreml: Paläste, Kathedralen, Türme. Und über allem in den Himmel geschrieben die Schlüsselwörter zu Russlands Glück: „Orthodoxie, Autokratie, Volkstümlichkeit". Wie herrlich es sich damit hätte fliegen lassen! Die Gesetze der Schwerkraft wären uns egal, die Naturgesetze überhaupt. Was ging uns der Westen an, seine Wissenschaften, sein Fortschritt! Unser Vorbild war Jesus Christus, der ebenfalls einst auferstanden ist.

Dass Russland seine Bestimmung im rechten Glauben und damit in höheren Sphären finden würde, war seit dem 15. Jahrhundert klar. Byzanz war zusammengebrochen, die russische Kirche unabhängig geworden – jetzt konnte Moskau zum Zentrum des Universums werden, zum Dritten Rom. Die Grundlage der Staatsideologie war gefunden. Und Russland für die nächsten Jahrhunderte dem Himmel nah.

Bis dahin war Russland nicht gerade eine Erfolgsgeschichte. Die Erde gab und gibt nichts her – das Klima ist schlecht, Hungersnöte alle sieben Jahre. Die Selbstverwaltung klappte von Anfang an nicht, die frühe Rus war zerrissen von Zwietracht, sodass man sich im 9. Jahrhundert zu einem beispiellosen Schritt entschloss: Man rief skandinavische Kolonialherren herbei. Die Waräger kamen, ließen die Rus taufen, führten eine gewisse Ordnung ein. Doch 1245 geriet Russland unter das mongolisch-tatarische Joch. Es folgten 240 Jahre moralischer und militärischer Kompromisse. Gekreuzigt auf der Ost-West-Achse, wusste das Land nicht, wohin es kulturell gehörte. Da schien die Idee der Himmelfahrt ein willkommener Ausweg zu sein.

Um dieses Ziel zu erreichen, war schon Iwan III. jedes Mittel recht. Er erfand um 1500 die Grundlagen jener staatlichen Ordnung, die dem Land den Aufstieg in die religiöse Glückseligkeit ermöglichen sollten: Autokratie, Kriegszustand, unbedingter Gehorsam, Sklaverei als ideale Existenzweise. Alles Übrige, die Entwicklung der Zivilisation, des Handels, der Verkehrswege, der Technologien, der medizinischen Versorgung, der häuslichen Sitten musste nebenher laufen: Solche irdischen Werte waren Russland, das nach dem Absoluten strebte, nicht so wichtig.

Mentalitätenformung, 1. Teil: Über die dauerhafte Unterdrückung und Umerziehung der menschlichen Natur

Indessen musste die russische Bevölkerung flugtauglich gemacht werden. Zu diesem Zweck wurde jeder russische Untertan, ob er wollte oder nicht, Kraft des ideologischen Willens mit einer demütigen und bescheidenen russischen

lten Welt. Das größte Land Asiens und doch kein asiatisches Großreich. Dieser ür ausländische Beobachter ebenso wie für die Russen selbst. Woher stammt hre Sehnsucht nach dem strengen Herrscher? Ihr Hang zum Leid und zum gezügelter Gewalt? Ihre Armut inmitten einer reichen Natur? Ein russischer Richtungen: zwei Reisen durch das russische Land und die russische Seele

land wurde

VON CLAUDIA WEISS

Rätselhaft, unberechenbar, mystisch und manchmal ganz und gar fremd – so erschien Russland europäischen Reisenden im 16. Jahrhundert, so erscheint es vielen Beobachtern noch heute. Der Versuch, die Frage zu beantworten, warum sich Russland vom Rest Europas unterscheidet, füllt ganze Bibliotheken. Doch der Ansatz, „die russische Seele" als naturgegeben zu verstehen, greift zu kurz. Denn diese „Seele" – der Glaube, die Traditionen, selbst die politische Kultur – wurzelt nicht im Mystischen, sondern ganz und gar in dieser Welt. Was die Menschen dieses Reiches seit Jahrhunderten geprägt hat und sie von anderen unterscheidet, ist ein Konglomerat aus klimatischen und geographischen Voraussetzungen, aus politischen und kulturellen Entwicklungen, aus sozialen und wirtschaftlichen Bedingungen.

Wer Russland verstehen will, der muss sich deshalb auf eine Reise begeben – auf eine Reise durch das Land und durch seine Geschichte. Im wesentlichen drei Faktoren haben die Entwicklung des Riesenreiches bestimmt:

- die geographische Lage,
- die autokratische Herrschaftsform,
- die Russisch-Orthodoxe Kirche.

Das Zusammenspiel dieser Faktoren hat aber nicht nur die wirtschaftlichen, sozialen und letztlich politischen Verhältnisse dieses multi-ethnischen Imperiums geprägt. Sondern auch die kollektiven Eigenschaften seiner Bevölkerung.

Die geographische Lage

Bereits das Moskauer Reich Iwans IV. war der größte Staat Europas – es lag allerdings, wie später das russische Imperium, an dessen Peripherie. Das nördliche Kontinentalklima – heiße und trockene Sommer, lange, kalte Winter – gefährdete immer wieder die Ernten und behinderte den Ausbau einer angemessenen Infrastruktur. Im Norden und Osten ging Russland in weite und klimatisch extreme Räume über, die hauptsächlich von Jägern und Sammlern durchstreift wurden. Die Expansion des Reiches verstärkte eher noch die Probleme, die sich aus der Geographie ergaben. Der von Russland beherrschte Raum wuchs derart an, dass die Erschließung des Territoriums und dessen Verwaltung sowie der Schutz der Grenzen immer schwieriger wurden.

Angesichts der beständigen äußeren Bedrohung und des Risikos, dass sich lokale Machthaber vom Zaren lossagen könnten, wuchs die Bereitschaft der Zentralgewalt, auf alles, was ihre Macht in Frage stellen könnte, mit großer Brutalität zu reagieren.

Der autokratische Herrschaftsanspruch

Iwan IV., „der Schreckliche", ließ sich 1547 als erster zum Zaren und Selbstherrscher krönen. Bis 1917 prägte die Autokratie das Verständnis der Russen von politischer Legitimität. Sie bestimmte das Verhältnis des Adels zu den Zaren wie auch dessen innere Struktur. Bereits Iwan IV. besetzte Posten mit Personen, die von ihm abhängig waren, und stärkte so den Dienstadel auf Kosten der alteingesessenen Bojarenfamilien.

Treue und Ergebenheit gegenüber dem Zaren zählten mehr als Titel, Landbesitz und eine glorreiche Familiengeschichte. Peter der Große verstärkte diese Tendenz noch mit der Einführung der Dienstrangtabelle. Adelswürden, sogar erbliche, konnten nun durch Leistungen im Staatsdienst erworben werden. Die Vorstellung, dass sich Macht aus konkurrierenden Quellen speist und sich wie im westeuropäischen Lehnssystem und sogar noch im Absolutismus auf gegenseitige Rechte und Verpflichtungen aufbaute – somit Entscheidungen immer Konsequenzen eines politischen Wettbewerbs waren –, blieb in Russland fremd.

In diesem Staatsverständnis war politische Opposition nicht vorgesehen. Bis 1905 gab es in Russland keine Verfassung. Der Adel vermochte – anders als im Westen Europas –

Seele ausgestattet. Wegen der Unvollkommenheit des Menschen war die Vereinigung des Russen mit seiner russischen Seele allerdings schwierig. Aber Körpernatur und Individualität mussten nun einmal getötet werden. Sonst hätten die Leute womöglich vergessen, dass sie einzig und allein dem heiligen Staat gehörten und nur auf der Erde waren, um gemeinsam mit allen anderen reinen und heiligen Seelen kollektiv in den Himmel zu fliegen.

Der Hauptfeind des zaristischen Russland war die menschliche Natur. Deren unermüdliche Umerziehung war eine der wichtigsten Konstanten der russischen Geschichte. Die Staatsmacht hatte sich zum Ziel gesetzt, das menschliche Leben so weit abzuwerten, dass die Vernichtung des Menschen im Namen des Staates nicht mehr als Verbrechen wahrgenommen wurde. Von Anfang an fesselte der patriarchalische Sittenkodex das Privatleben. Die Orthodoxie tötete den russischen Körper durch endloses Fasten. Die Autokratie machte die Bauern zu Leibeigenen. Staatliche Folter formte die russische Seele: durch Abschneiden der Ohren, der Zunge, Abhacken der Beine, Arme, Köpfe.

Denn niemand sollte die höheren Ziele dadurch verleugnen, dass er seiner menschlichen Natur freien Lauf ließ, jeder hatte die Pflicht, erlöst werden zu wollen und Russlands Kardinaltugenden Bescheidenheit, Demut, Reinheit der Gedanken und Verbundenheit mit der Natur zu verinnerlichen. Irgendwann sollte sich die Angst vor der Strafe genetisch einprägen und auch den Willen aller anderen russischen Seelen paralysieren.

Warum sind wir trotzdem nie losgeflogen? Klar war, dass wir immer noch zu viel sündigten. Daran war wiederum der jeweils aktuelle Zar schuld. Er musste deshalb umgebracht und durch einen neuen ersetzt werden. Ergebnis waren Palastrevolutionen, eine endlose Serie blutiger Verschwörungen. Und eine Kette von Reformversuchen.

Am weitesten ging Peter der Große mit seiner gewaltsamen Europäisierung. Sie ließ einen eisernen Vorhang niedergehen zwischen aufgeklärter Klasse und Volk, das wie eh und je stumm und gottergeben vor sich hin buckelte. Denn europäische Ideen waren für Peter den Großen vor allem deshalb interessant, weil er mit ihrer Hilfe maximale Kräfte für seinen Staat mobilisieren konnte. Der bis dahin ineffizienten Armee zog er Uniformen im deutschen Stil über – aber in die russischen Soldaten fuhr noch lange kein deutscher Geist. So ist die Geschichte Russlands: eine Abfolge oberflächlicher und letztlich verfehlter Reformen.

Eines muss man den russischen Zaren jedoch lassen: Sie waren Draufgänger und hatten Format – angesichts des himmlischen Zieles fürchteten sie sich vor nichts. Und da die Erlösung nicht in Sicht war, konnten sie sich zuerst anderweitig betätigen. So waren sie bereit, einstweilen Sibirien zu erobern, in Europa zu studieren, eine neue Hauptstadt im finnischen Sumpf zu erbauen, die Aufstände der Bauern zu unterdrücken, sich kaiserlichen Ausschweifungen hinzugeben und siegreich gegen Napoleon zu kämpfen.

Aber alle diese Heldentaten lenkten nur ab vom Hauptziel. Die Zeit lief – und die Untertasse flog noch immer nicht.

Was Russland vom Westen wollte und was nicht

Dabei gab es keinen Zaren, der sich nicht aus Europa geholt hätte, was er für seine fliegende Untertasse gerade brauchte. Die Metaphysik des Fliegens kannte Russland selber – aber die physischen Parameter des Abflugs suchte es immer wieder im Westen. Nicht zufällig ist die russische Sprache durchsetzt mit deutschen Lehnwörtern: Buchgalter, Marschrut, Telefonschnur – lauter importierte technische, bürokratische und militärische Errungenschaften, für die eigene Termini zu finden Russland nicht für nötig hielt.

Seine Ideologien aber sollte Europa für sich behalten – schließlich hatte es keinerlei Absichten, mit uns in den Himmel zu fliegen, und zog es vor, auf dem Boden der Tatsachen zu bleiben. Die ewige Angst Europas vor Russland entstand daraus, dass es die Wucht dieses Flugdranges spürte. Dennoch hätte Europa Russland natürlich anstecken können: mit seinen Werten, mit seinen Ideen, mit seinen Vorstellungen vom Glück. Aber dagegen wusste sich St. Petersburg zu schützen. Gegen Ende des 18. Jahrhunderts wurden selbst Notenblätter zensiert. Es hätte ja sein können, dass irgendein lutherisch inspirierter Bach-Choral Russland vom rechten Glauben abgebracht oder ein revolutionäres französisches Chanson es gar auf Irrwege gelockt hätte.

Gleichzeitig fühlte sich Russland zuständig für die Weltrettung im Allgemeinen. Eines Tages hatte sich das Imperium über den sechsten Teil der Erde ausgebreitet. Ihr könnt ruhig alle mit uns fliegen, sagte man den Eroberten, tauscht eure Namen gegen unsere Namen und Vatersnamen, tretet zum orthodoxen Glauben über – und los geht es! Natürlich ging es nicht los, trotz strenger Russifizierung und eines perfekten Systems von Verbannung und Zwangsarbeit. Nicht ohne Grund nannten die Revolutionäre das zaristische Russland ein Völkergefängnis.

> Der Hauptfeind des zaristischen Russlands war die menschliche Natur

Dennoch erfasst der Begriff Autokratie das zaristische Russland nicht ganz – so wenig wie das kommunistische Nachfolgesystem im Begriff Totalitarismus aufgeht. Denn der russische Staat (der zaristische wie der stalinistische) war vor allem das Instrument der gesamtnationalen Rettung, ein mystischer Apparat, ein metaphysischer Korpus.

Mentalitätenformung, 2. Teil: Warum Russland träge wurde – und hübsch

Trotz allem aber flogen wir nicht. Also: Was tun? Nichts. Wenn es unmöglich ist abzuheben, erscheint alles andere sinnlos. So wurde Russland phlegmatisch. Wie Iwan Gontscharows Romanfigur Oblomow, die zum Urtypus der russischen Trägheit wurde, lagen überall Gutsbesitzer in Schlaf-

keinen Gegenpol zur Herrschermacht zu errichten, auch aus Mangel an wirtschaftlicher Unabhängigkeit. Zwar erhielt der Adel das Recht auf Landbesitz, aber der Zar konnte in die Verfügungsgewalt und die Eigentumsrechte eingreifen, bis hin zur Enteignung. Die Macht des Adels blieb so immer vom Zaren geborgt, auch wenn die Herrscher bei der Durchsetzung ihres Willens auf ihn angewiesen waren.

Andererseits setzte der autokratische Herrschaftsanspruch des Zaren, der nur mit einem großen und funktionierenden Staatsapparat zu realisieren war, den Adel in Lohn und Brot. Auch aufstrebende bürgerliche Familien sahen im Staatsdienst die besten Karriereaussichten für ihre Söhne. Die Folge war, dass der sich aufblähende Beamtenstaat kaum einen Spielraum ließ für das Entstehen einer vom Staatsapparat und wirtschaftlich unabhängigen Mittelschicht.

Die russisch-orthodoxe Kirche

Die Kirche schuf die theologische Basis für einen selbstherrschenden Zaren von Gottes Gnaden. Die orthodoxe Art der Weltsicht war nach innen gerichtet. Die Scholastik – das rationale Element in der Theologie, wie es die westlichen Kirchen pflegten – fehlte ihr. So fand die Orthodoxe Kirche ihren eigenen Weg zu Gott. Für ihre Liturgie ist nicht das Verstehen, sondern das Erfahren, die sinnliche Wahrnehmung zentral. Philosophische oder juristische Logik ist für das Verständnis Gottes nicht nötig, wohl aber ein bedingungsloser Glaube, der nichts hinterfragt.

Kirche und Herrscher forderten von ihrem Volk bedingungslose Demut

Diese Haltung, über Jahrhunderte anerzogen, verhindert selbstständige Gedanken der Christen und begünstigt stattdessen deren Ergebenheit. Sie stärkt das Mystische im Glauben und fördert die Demut vor dem rational Undurchdringbaren – eine religiös motivierte Demut, die die Zaren auch politisch nutzten, um ihren Machtanspruch durchzusetzen.

Peter der Große machte die Kirche 1721 zur Staatskirche, zu einer Einrichtung mit karitativen Zwecken und Bildungsauftrag im Dienste des Herrschers. Doch die Russisch-Orthodoxe Kirche sah ihre Aufgaben – anders als andere Kirchen – nicht im sozialen Bereich, in der direkten Zusammenarbeit mit dem Volk; sie sah ihre Bestimmung im Meditativen. Deshalb zog sie sich aus dem ihr vom Zaren erteilten Bildungsauftrag sukzessive zurück.

Als im 18. Jahrhundert einige wenige weltliche Schulen und Akademien für den Adel geschaffen wurden, spezialisierten sich die kirchlichen Schulen auf die Ausbildung des höheren Klerus und lehrten im Wesentlichen Latein, Kirchenslawisch, Rhetorik und klassische Mythologie. Dorfschulen für die einfache Bevölkerung zu unterhalten, vernachlässigte die Kirche dagegen.

Mit der Zeit degenerierte der Klerus so zu einer bloßen Vertretung des autokratischen Staates an der Basis, zu einer Institution, die Taufen, Hochzeiten und Todesfälle registrierte, aber den Christen über ritualisierte Feste hinaus wenig Hilfe bei ihren materiellen und seelischen Nöten bot. Zudem gab es bis 1876 keine vollständige Bibelausgabe in russischer Sprache. In der Kirche sperrte man sich vehement gegen eine solche Veröffentlichung, weil angeblich nur das der einfachen Bevölkerung kaum verständliche Kirchenslawische den Sinn der Heiligen Schrift richtig wiedergebe.

So aber konnten viele Russen die Inhalte der christlichen Botschaften kaum verstehen. Die integrative Kraft moralischer und ethischer Wertebildung durch gemeinsames Lesen biblischer Texte und das Nachdenken darüber blieb ihnen verschlossen. Gleichzeitig förderte die mangelnde Kenntnis der christlichen Lehren, dass das religiöse Leben und der Glaube der Bauern zu einem erheblichen Teil mystifiziert wurde. Aberglaube, Hexerei und Zauberpraktiken waren noch Anfang des 20. Jahrhunderts weit verbreitet.

Die wirtschaftliche Entwicklung

Obwohl Russland vor allem seit Peter dem Großen vieles an Neuerungen aus dem Westen übernahm, blieb das Land technologisch und wirtschaftlich rückständig. Die Landwirtschaft hatte nicht nur mit dem Klima zu kämpfen, ihre technische Entwicklung und wirtschaftliche Effizienz wurde bis in die Mitte des 19. Jahrhunderts auch durch die Leibeigenschaft stark gehemmt. Noch 1914 lebten rund 80 Prozent der Bevölkerung des Reiches von der Landwirtschaft, deren Ernte-Ertrag zu jener Zeit trotz gewisser Fortschritte seit der Bauernbefreiung um zwei Drittel niedriger war als der in England oder Deutschland.

Auch in der Entwicklung seiner Industrie blieb Russland trotz erheblicher Anstrengungen hinter dem Wachstum anderer europäischer Mächte zurück. Zwar waren die absoluten Steigerungsraten in Industrie und Handel beeindruckend, doch andere Staaten waren weit erfolgreicher. 1890 war das Bruttosozialprodukt pro Kopf in Deutschland dreimal, in Großbritannien fast viereinhalbmal so hoch wie in Russland. Der unterentwickelte Status des Zarenreiches zeigt sich auch daran, dass die russischen Exporte zu 63 Prozent aus landwirtschaftlichen Produkten und zu 11 Prozent aus Nutzholz bestanden. Der Anteil der Industrieproduktion am Bruttosozialprodukt war in Deutschland viermal, in Großbritannien sechsmal so hoch wie in Russland.

Es war unter anderem die mangelhafte Infrastruktur, die den wirtschaftlichen Fortschritt hemmte. Ein markantes Beispiel dafür ist die Entwicklung der Eisenbahn, die der industriellen Entfaltung und dem wirtschaftlichen Wachstum in aller Welt entscheidende Impulse gab: 1838 waren in Russland erst 27 Kilometer Schienen verlegt – von St. Petersburg nach Zarskoje Selo, damit Nikolaus I. das neue Verkehrmittel persönlich testen konnte. Deutschland verfügte da bereits über 140 Kilometer, Großbritannien über 1196 Kilometer Gleise. 1910 war der Unterschied ähnlich gewaltig: Zwar wies Russland mit 66581 Kilometern das

röcken in ihren Alkoven und sinnierten über das Leben. Mit der Kultivierung des Müßiggangs entstand der diskrete Charme der Adelssitze: die gelbweißen Landhäuser mit ihren Säulchen in klassizistischem Stil am Ufer eines Flusses, Privatbibliotheken mit einer feinsinnigen Auswahl an Büchern, Lindenalleen, gutmütige Bedienstete, tollkühne Jagd auf Bären und Wölfe, fröhliche und lärmende Bälle.

So schön soll angeblich ganz Russland gewesen sein. Jedenfalls nahmen nach der Revolution Tausende von Flüchtlingen ein Bild ihrer Heimat als das eines verlorenen Paradieses mit in die Emigration – und im Kalten Krieg wurde dieses Bild zum politisch nützlichen Geschichtsmodell vieler westlicher Historiker. Die Heimwehkranken vergaßen und die Kalten Krieger wollten nicht wissen, weshalb die Revolution überhaupt stattgefunden hatte.

Dissidenten, Reformer, Kommunisten: Alle wollten den perfekten Menschen und das Glück im Kollektiv

Ein Schlüsselbegriff der russischen Geschichte war die Angst. Dennoch fanden sich Wahnsinnige, die sie überwanden. Während das zaristische Russland der Feind des gesunden Menschenverstands war, entwickelte sich in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts das Dissidententum zu dessen Verteidigung. 1825 revoltierten adelige Verschwörer im Dekabristenaufstand gegen den autokratischen Staat. Nach 1850 entstand dann die *intelligenzija* – aufgeklärte Leute mit europäischem oder slawophilem Hintergrund, die für das Glück des Volkes kämpften.

Gegen die Idee der kollektiven Glückseligkeit auf der fliegenden Untertasse hatten die nichts einzuwenden. Sie waren ja selbst maximalistisch und wollten ein perfektes Leben perfekter Menschen in perfekter Harmonie – aber nicht im Himmel, sondern auf Erden. Von da bis zur revolutionären Konzeption des russischen Kommunismus war es nur ein Schritt. 50 Bände Lenin, das war die neue Untertassen-Utopie. Und irgendwann fand auch der altrussische Drang in den Himmel seine sowjetische Entsprechung: als Jurij Gagarin wenigstens zum Flug in den Kosmos abhob.

> Je inbrünstiger die Gebete, desto ungezügelter die Vergnügungen

Mentalitätenformung, 3. Teil: Wie die heilige russische Seele zynisch und gewalttätig wurde

Das wichtigste Geheimnis Russlands: In Wirklichkeit war die russische Seele alles andere als heilig. Im Alltag verwandelte sich der religiöse Maximalismus in demonstrativen Zynismus. Die Unterwelt des Geistes spiegelte sich in Volksmärchen, die so pornografisch waren, so voller Hohn und Spott über die russischen Tugenden, so antipatriotisch, so gnadenlos gegenüber Popen, Frauen und Gutsbesitzern, dass sie bis vor kurzem nicht publiziert werden durften.

Je heiliger und reiner die russische Seele zu sein hatte, desto ungezügelter waren die Ausbrüche. Mit der Demut kam die Liebe zum Laster, je inbrünstiger gebetet wurde, desto wilder und verbotener waren die Vergnügungen. So entstanden Schizophrenie des Geistes, Schläue, Gewandtheit, Neigung zur Unehrenhaftigkeit, Treulosigkeit, Misstrauen gegenüber jedem Rechtsverständnis – und das Ideal der Selbstzerstörung als einzig möglicher Beweis für die Existenz der eigenen Persönlichkeit.

Und es entstand die Grundlage für die stürmische Entwicklung der Kultur. Denn der unauflösliche Widerspruch zwischen behaupteter höherer Wahrheit und der alltäglichen Erfahrung des blanken Zynismus provozierte Schriftsteller, Komponisten, Künstler, sich immer wieder demselben Thema zu widmen: der Frage nach dem Sinn des Lebens.

Am Ende hat das zaristische Russland keine wirkliche Konsequenz gezeigt. Unter dem Druck des Westens, als Resultat des Liberalismus (Alexander II.) oder einfach der Melancholie (Nikolaus II.) kam es zu allen möglichen Zugeständnissen an die menschliche Natur auf Kosten der russischen Seele – woraufhin der Zarismus, statt gen Himmel zu fliegen, in Millionen Splitter zerstob. Doch gab es zwischen dem zaristischen und dem sowjetischen Regime keinen bedeutenden Bruch: Beide waren durch und durch ideologisiert. Beide waren geschlossene Welten aus Worten und Bildern, denen sich das wirkliche Leben unterzuordnen hatte.

Das Russland von heute hat seine metaphysische Dimension eingebüßt und befindet sich in einer ungünstigen Lage, denn jetzt gibt es kaum etwas, das das Land zusammenhalten könnte – außer der Nostalgie nach der früheren Metaphysik.

Was geblieben ist

1988 legten die Abiturienten erstmals keine Prüfung in Geschichte ab. Niemand wusste mehr, was die russische Geschichte war. Die Prüfung wurde immer wieder abgesagt und bis heute ist offiziell keine neue entwickelt worden. Aber das zaristische Russland ist bei uns gegenwärtig mit seinen Splittern: Kljutschewskijs populärer Kurs in russischer Geschichte zum Ruhme der Romanow-Dynastie; Eheringe aus Silberrubeln der Nikolaus-Epoche; der Tschetschenien-Krieg; das angeschlagene dunkelblaue Teeservice in Großmutters Büfett; der doppelköpfige Adler; die Perlmuttknöpfe, die von vorrevolutionärer Unterwäsche abgeschnitten wurden und weiß Gott weshalb in der Kommode herumliegen; schließlich eben diese Kommode aus Rotholz mit abgebrochenem Fuß, irgendwann aus einem herrschaftlichen Landgut gestohlen, das während der Revolution in Flammen aufging, von der aber als Gruß aus dem zaristischen Russland die alte Lindenallee mit ihrem süßen Duft im Hochsommer übrig geblieben ist. □

Dieser Essay ist in Zusammenarbeit mit **Gabriele Riedle** entstanden. Zu einem ähnlichen Thema hat Viktor Jerofejew kürzlich den bislang erst in Russland erschienenen Roman „Enzyklopädie der russischen Seele" veröffentlicht. Aus dem Russischen von Beate Rausch.

längste Streckennetz der europäischen Großmächte auf, doch das 40-mal kleinere Deutschland verfügte zu diesem Zeitpunkt bereits über 61 209 Kilometer Gleise.

Seit Jahrhunderten hatten die staatlichen Förderungen nicht auf eine Stärkung der gesamten Wirtschaft gezielt, sondern auf eine Stärkung des Militärs – der entscheidenden Stütze des Imperiums. Mit der Politik westeuropäischer Monarchien, erst die Wirtschaft zu fördern, um dann über ein erhöhtes Steueraufkommen mehr Geld für die Armee zu gewinnen, hielten sich Russlands Regierungen nicht auf. Sie führten einfach neue Steuern ein oder erhöhten sie, auch wenn die ökonomische Kraft des Landes nicht ausreichte.

Zwar hatte Peter der Große enorm in die Eisenindustrie und den Schiffbau investiert und Grundlagen für eine günstige wirtschaftliche Entwicklung geschaffen. Doch auf lange Sicht gelang es Russland nicht, mit den technischen Neuerungen des Westens Schritt zu halten. Die wenigen Universitäten und Akademien bildeten längst nicht so viele Spezialisten aus, wie nötig gewesen wären, um in der sich international beschleunigenden Industrialisierung mitzuhalten. Zugleich behinderten die strengen Zensurgesetze den freien Gedankenaustausch und hemmten somit Innovationen.

Und schließlich erwies sich der Sieg über Napoleon 1815 als fatal, denn der Triumph machte den Zaren selbstsicher und endgültig taub gegen Reformen. So verkam selbst die einst unüberwindliche Armee zu einer desaströs schlecht ausgerüsteten und geführten Truppe. Im Krimkrieg 1853 bis 1856 bezahlten russische Soldaten die wirtschaftlichen Versäumnisse mit ihrem Leben.

Die soziale und kulturelle Entwicklung

Die Zaren hielten sich aus einem entscheidenden Grund mit Investitionen zurück: Mehr als alles andere fürchteten sie den Verlust von Macht durch eine Änderung der sozialen Strukturen – was eine innovative Industrie zwangsläufig mit sich gebracht hätte. Die Entwicklung der Städte im russischen Reich blieb politisch und wirtschaftlich hinter der in weiten Teilen Europas zurück. Von den rund 175 Millionen Russen im Jahre 1913 lebten nur 12,3 Millionen – sieben Prozent – in Städten; in Deutschland waren es hingegen 21 Prozent, in Großbritannien gar 34,6 Prozent. Vor allem aber: Russische Stadtluft machte nicht frei. Leibeigene, die in einer Stadt als Händler oder Gewerbetreibende tätig wurden, blieben weiterhin an ihren Herren gebunden. So konnten sich Handwerker nicht frei zu Zünften zusammenschließen, was eine städtische Selbstverwaltung begünstigte. Die Städte wurden meist nicht selbstständig, sondern als Teil eines ländlichen Bezirks mitverwaltet.

Bis Ende des 18. Jahrhunderts waren Gewerbe, deren Bedeutung über einen bescheidenen lokalen Rahmen hinausging, Monopole der Krone. Zwar ließ sich mit solchen Monopolen meist gut verdienen – aber die Geschäftsleute waren auf Gedeih und Verderb dem Zaren ausgeliefert: Fielen sie in Ungnade, war schnell ihr ganzer Besitz gepfändet und ihr Schicksal als Bankrotteur besiegelt. So konnte sich in den Städten kaum eine vom Zaren unabhängige bürgerliche Mittelschicht und freie Kaufmannschaft entwickeln.

Das Zarenreich erlebte, wie fast alle Länder Europas, im 19. Jahrhundert einen erheblichen Bevölkerungszuwachs. Doch die vielen Menschen konnten, anders als in den anderen Staaten, nicht so leicht in die Städte ziehen (wo sie sich als Arbeiter hätten verdingen können), da sie ihr Dorf bis zur Bauernbefreiung nicht ohne Erlaubnis verlassen durften. Auch die *soziale* Mobilität der ländlichen Bevölkerung war gering. Zwar waren die Bauern die wirtschaftliche Stütze des Staates – sie lieferten die Nahrungsmittel, stellten die Soldaten, zahlten die meisten Steuern –, wurden aber vom Staat am schlechtesten behandelt. Noch 1858 – kurz vor der Bauernbefreiung – lebten 45 Prozent der männlichen Bevölkerung Russlands in Leibeigenschaft. Die Bindung an das Dorf isolierte die Bauern auch geistig: 1913 konnten erst 30 Prozent der Russen lesen und schreiben, während bereits 1872 in Frankreich die Alphabetisierungsrate 67 Prozent betrug.

> Manchmal schlug die unendliche Duldsamkeit um in ungezügelte Gewalt

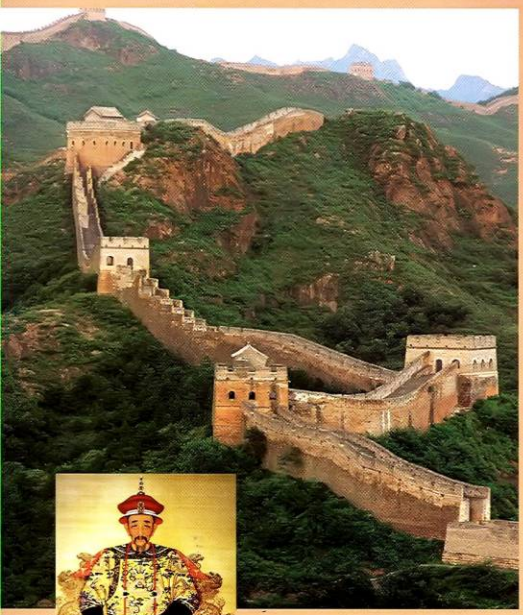
Ebenfalls verheerend wirkte sich aus, wie unzulänglich Staat und Kirche ihre soziale Verantwortung wahrnahmen. Die öffentliche Vorratshaltung war derart mangelhaft, dass es bei Missernten immer wieder zu Hungersnöten kam. Statt Hilfe zu leisten, presste der Fiskus selbst in Hungerzeiten den Bauern gnadenlos Getreide ab, um die enormen Staatsausgaben zu finanzieren. Ging den Magazinen der Proviant aus, ordnete der Zar einfach einen Fastentag an. Katastrophal auch die medizinische Versorgung: Ende des 19. Jahrhunderts betrug die durchschnittliche Lebenserwartung in Russland 32 Jahre – gegenüber 47 Jahren in Frankreich.

All diese Bedingungen, unter denen die Russen leben mussten, prägten ihre Erwartung, dass Erfolg nicht unbedingt durch eigene Leistung zu erlangen ist – sondern nur mithilfe einer auf Gewalt gestützten Macht, der sie die Verantwortung für ihr Leben übertrugen. Über die Jahrhunderte lernten sie deshalb scheinbar unendliche Duldsamkeit. So lässt sich vielleicht verstehen, weshalb Anton Tschechow einst zu Maxim Gorkij sagte: „Ein seltsames Wesen ist dieser russische Mensch! Es bleibt nichts an ihm haften – es läuft alles hindurch, wie durch ein Sieb."

Doch unter größter Not, wie bei den Bauernaufständen im 18. Jahrhundert oder 1917, kann diese Duldsamkeit plötzlich in ungezügelte Gewalt umschlagen. So halten Russlands Nachbarn, so halten die Russen selbst ihr Land bis heute für einen Vulkan, der meistens ruht – doch unversehens explodieren kann. □

Dr. Claudia Weiss hat in diesem Heft auch den Beitrag über Elisabeth I. verfasst.

DAS ALTE CHINA



Macht des Steins und Macht des Rituals: Die um 1570 vollendete, rund 6400 Kilometer lange Große Mauer sollte das Reich der Mitte vor den Mongolen schützen. Die Robe des Kaisers Kangxi (1661–1722) zieren Drachen und andere Symbole für Himmel, Erde und Stärke

Quin Shihuangdi, ein Mann aus einer Familie von Pferdezüchtern und Haupt eines kleinen Reiches am Gelben Fluss, besiegt seine Nachbarfürsten und macht sich 221 v. Chr. zum „All-Einen", zum ersten Kaiser Chinas, zum Herrscher über Menschen und selbst Götter. Seine Dynastie besteht nur zwölf Jahre, doch das von ihm begründete Reich der Mitte überdauert mehr als zwei Jahrtausende lang Invasionen, Bürgerkriege und Naturkatastrophen. Ein Reich, in dem Papier und Rakete, Kompass und Porzellan erfunden werden. Ein Reich, in dem der Kaiser Flotten mit neunmastigen Dschunken losschickt, auf deren Decks Gärten blühen – und diese Flotten später mit einem einzigen Befehl für immer abwracken lässt. Ein Reich, in dem Herrscher mit eigener Hand meisterhafte Gemälde schaffen, sich Namen zulegen wie „Mächtiger Lichtglanz" oder „Würdige Korrektheit" – und in der selbst ein gelehrtes Traktakt „Verschiedenes aus dem Purpurpfirsichzimmer" betitelt wird. Ein Reich schließlich, auf dessen Glanz und Ideale sich das moderne China beruft, das sich anschickt, neue Weltmacht zu werden.

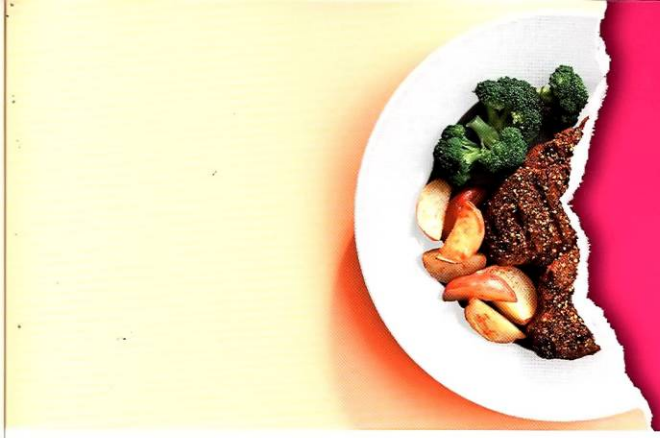
Bisher erschienene Ausgaben – zu bestellen über GEO-Epoche-Kundenservice (siehe Seite 3)

Aus aktuellem Anlass

Am 12. Dezember 2001 erscheint ein Sonderheft von GEO EPOCHE zu den Anschlägen in New York und Washington – mit einer minutiösen Rekonstruktion des Dramas, das die Welt verändert hat (GEO EPOCHE Extra „11. September 2001", ca. 180 Seiten, 15,80 Mark)

FOTOVERMERKE NACH SEITEN:
Anordnung im Layout: l. = links, r. = rechts, o. = oben, m. = Mitte, u. = unten;
TITEL: Hulton/Getty
SEITE 3: Werner Bartsch: o.; Nikolaj Nikolajewitsch Rachmanov/ANA: u.
INHALT: Nikolaj Nikolajewitsch Rachmanov/ANA: 4 o.; Sergej Mikhailovich Prokudin-Gorskii/Library of Congress: 4 l. u.; Giraudon/Art Resource: 4 m. u.; Scala: 4 r. u.; Art Resource: 5 o.; AKG, Berlin: 5 m. o.; K. E. Hahn/CSAOR: 5 m. u.; Sammlung Marvin Lyons: 5 u.
BILDESSAY: Privatsammlung, Moskau: 6/7, 8/9, 12/13, 16/17; Historisches Museum Moskau: 10/11, 18/19, 20/21; Sergej Lobowikow/Bezirksmuseum Kirow: 14/15; American Museum of Natural History: 22/23; CSAOR: 24/25
IWAN DER SCHRECKLICHE: Bridgeman Art Library/Bildarchiv Steffens: 26, 38; AKG, Berlin: 27: Novosti, London: 28; Historisches Museum, Moskau: 29, 32, 33, 35, 36, 37; Scala: 30/31
DIE ENTDECKUNG SIBIRIENS: Sarah Leen/Matrix: 40/41: Hulton/Getty: 42 l.; Eutiner Landesbibliothek: 42 m., 42 r., 43 u., 45 l., 45 m., 47, 48 ; Bernhard Nimtsch/Das Fotoarchiv: 43 o.; Dean Conger/Corbis/Picture Press Life: 44; AKG, Berlin: 45 r.; Roger Tidman/Corbis/Picture Press Life: 46; Wolfgang Kaehler/Corbis/Picture Press Life: 49; Dirk Eisermann/Das Fotoarchiv: 50
DER FALSCHE DIMITRIJ: The Art Archive/Russian History Museum/Dagli Orti: 53
PETER DER GROSSE: Tretjakow-Galerie, Moskau/Anatoly Sapronenkow/SuperStock: 54; Bridgeman Art Library/Bildarchiv Steffens: 55, 57 o., 60 o., 60 m., 65 m., 65 r.; Granger Collection: 56; Historisches Museum, Moskau: 57 u.; Scala: 58/59, 61 u., 69; Sovfoto/Eastfoto: 61, 64; AKG, Berlin: 62/63, 66/67: Artothek: 65 l.; aus: Altrussisches Hausbuch, Gustav Kiepenheuer Verlag, Leipzig: 68
DAS DRITTE ROM: Fred Mayer/Magnum/Agentur Focus: 70, 74; Nikolaj Ignatiev/Network/Agentur Focus: 72
KRÖNUNG ELISABETHS: Eutiner Landesbibliothek: 76/77, 78, 79, 80, 82, 83, 84; Historisches Museum, Moskau: 81
RUSSISCHE KUNST: Art Resource: 86, 93; Leonid Bogdanov/SuperStock: 87, 92; Bridgeman Art Library/Bildarchiv Steffens: 88, 89, 90/91
NAPOLEON: AKG, Berlin: 95
KRIEG IM KAUKASUS: aus: Theodor Horschelt, Sein Leben & seine Werke: Spanien, Algier, Kaukasus, J. Albert/München 1890
DAS ENDE DER LEIBEIGENSCHAFT: Bildarchiv Preußischer Kulturbesitz, bearbeitet: 105; AKG, Berlin: 106/107, 109; Sovfoto/Eastfoto: 111; Tretjakow-Galerie, Moskau: 112/113
VERBANNUNG: William Henry Jackson/Corbis/Picture Press Life: 114/115; Collection Viollet/Transglobe: 116 l.; Historisches Museum, Moskau: 116 r., 123; Reza/Webistan: 117, 119, 120; Privatsammlung, Moskau: 118; Sovfoto/Eastfoto: 121; Library of Congree/Corbis/Picture Press Life: 124; Keystone/Corbis/Picture Press Life: 125
POGROM: Araldo de Luca/Corbis/Picture Press Life: 127
FOTOGRAF DES ZAREN: Alle Bilder: Sergei Mikhailovich Prokudin-Gorskii/Library of Congress:
NIKOLAUS II.: Historisches Museum, Moskau: 142/143, 149; Bildarchiv Preußischer Kulturbesitz: 144, 155; Ullstein Bilderdienst: 145; Sovfoto/Eastfoto: 148, 152, 153 o.; Novosti, London: 147; Corbis/Picture Press Life: 148, 153 u.; Sammlung Marvin Lyons: 150; Hulton/Getty: 151; AKG, Berlin: 154; Hulton-Deutsch Collection/Corbis/Picture Press Life: 157
CAMPUS: David Levine/New York Review of Books: 160; Granger Collection: 161; Tretjakow-Galerie, Moskau: 162 l., 162 r.; Historisches Museum, Moskau: 162 m.; AKG, Berlin: 163 l., 163 m. l., 163 m., 170 l.; Hulton/Getty: 163 m. r.; Archivo Iconografico/Corbis/Picture Press Life: 168 l.; Steve Raymer/Corbis/Picture Press Life: 168 r.; Scala: 170 r.
VORSCHAU: Keren Su/Corbis/Picture Press Life: 180 o.; Pierre Colombel/Corbis/Picture Press Life: 180 u.
ILLUSTRATIONEN/KARTEN: Rainer Droste: 170/171
Für unverlangt eingesandte Manuskripte und Fotos übernehmen Verlag und Redaktion keine Haftung.
© GEO 2001. Verlag Gruner + Jahr, Hamburg, für sämtliche Beiträge.
Einem Teil unserer Auflage liegen Prospekte der Firmen Dreiviertel/Verlag-Mare/Hamburg, Weltbild Verlag, Olten/Schweiz, Schünemann Verlag/Bremen und Gruner+Jahr AG & Co, Hamburg, bei.

Jetzt im Handel



Halb so viel essen, doppelt so lange leben? Ernährung.

Hungrig: Wie Menschen versuchen, mit strenger Diät ihr Leben zu verlängern. **Fettig:** Warum ein schlechtes Gewissen ungesünder ist als ein ungesundes Essen. **Gierig:** Wie man Kindern die richtige Ernährung beibringt. **Schwierig:** Wieso Ernährungsratschläge oft in die Irre führen.

Kalle Rabbe

DIE WELT VERSTEHEN MIT GEO

www.geo.de

EIN WIRKLICH FEINER ZUG VON DEN ZAREN. UNS DIESEN HIER ZU ÜBERLASSEN

Dieses Angebot wird nicht nur die „Intelligentsija" überzeugend finden: Folgen Sie Mütterchen Russland ins ferne Sibirien – in den Waggons der vormaligen „Roten Zaren" auf der Sonderzugreise „Zarengold". Oder erleben Sie den „Goldenen Ring" zwischen Rostow und Susdal, wo Sie der wahren Seele Russlands nachspüren können. Wem das alles noch zu ländlich ist, kann sich bei „Glanzlichter Russlands" von den Pretiosen Moskaus und St. Petersburgs blenden lassen. Oder sich Türen (und Tresore) öffnen lassen, die sonst verschlossen bleiben. Also, „dawai, dawai", und zwar zu Lernidee Erlebnisreisen, Europas Transsib-Marktführer und Russland-Spezialisten. Telefon (030) 786 000-0. Ihr Katalog liegt bereit.

['lɛrnide:]
weltweit & naturnah

www.lernidee-reisen.de